

Reiner Keller | Angelika Poferl (Hrsg.)

Wissenskulturen der Soziologie

Reiner Keller | Angelika Poferl (Hrsg.)
Wissenskulturen der Soziologie

Wissenskulturen

Herausgegeben von
Reiner Keller | Angelika Poferl

Die Reihe trägt der gewachsenen Bedeutung der Untersuchung, Befragung und Kritik von wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Wissenskulturen Rechnung. Wissenskulturen umfassen abgrenzbare Weisen der Herstellung von Erkenntnis und Wissen. Veröffentlicht werden theoretische und empirische Beiträge zur Soziologie der Wissenskulturen, die sich auf sozial- und naturwissenschaftliche Wissenskulturen, aber auch auf die Wissenskulturen anderer gesellschaftlicher Handlungsfelder und unterschiedlicher soziokultureller Kontexte beziehen.

Reiner Keller | Angelika Poferl (Hrsg.)

Wissenskulturen der Soziologie

BELTZ JUVENTA

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Der Text dieser Publikation wird unter der Lizenz **Creative Commons Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0)** veröffentlicht. Den vollständigen Lizenztext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode.de>. Verwertung, die den Rahmen der **CC BY-NC-ND 4.0 Lizenz** überschreitet, ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für die Bearbeitung und Übersetzungen des Werkes. Die in diesem Werk enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Quellenangabe/ Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-3447-9 Print
ISBN 978-3-7799-4511-6 E-Book (PDF)

1. Auflage 2018

© 2018 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung und Satz: Ulrike Poppel
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza
Beltz Grafische Betriebe ist ein klimaneutrales Unternehmen (ID 15985-2104-100)
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Soziologie der Wissenskulturen – Wissenskulturen der Soziologie Eine Einführung <i>Angelika Pofert und Reiner Keller</i>	7
Form und Feld Soziologische Wissenskulturen zwischen diskursiver Strukturierung und erkenntnisorientiertem Handeln <i>Angelika Pofert und Reiner Keller</i>	18
Soziologie als Praxis Von den Eigenheiten ein Habitat zu beforschen, zu dem man selbst gehört <i>Kornelia Engert</i>	40
Die Wissenskultur von Studierenden im Feld der Soziologie <i>Alexander Lenger, Tobias Rieder und Christian Schneickert</i>	72
Die öffentliche personale Selbstdarstellung der Soziologie <i>Christoph Mautz und Jasper W. Korte</i>	92
Geliefert wie bestellt: Wa(h)re Wissenschaft? <i>Eike Emrich, Freya Gassmann und Wolfgang Meyer</i>	113
Zur Fabrikation soziologischen Wissens Untersuchungen am Beispiel einer Deutung sozialer Ungleichheit <i>Danny Otto</i>	138
Zur Diskussion des genuin soziologischen Beitrags zur Wirtschaftsforschung <i>Dorothee Wilm</i>	157
Sozialwissenschaften und Demokratie: eine Kritik der wissenschaftsoziologischen Paradigmen „Mode 2“ und „Medialisierung“ aus soziologischer Sicht <i>Oliver Neun</i>	180
Soziale Räume der Wissensproduktion in der „Entwicklungswelt“ <i>Gudrun Lachenmann</i>	200

Methodische Inspiration durch Interdisziplinarität Wiederentdeckung des qualitativen Experiments als gegenstandsadäquate Methode der qualitativen Forschung im Labor <i>Juliane Haus</i>	213
Wissensarbeit auf der Schreibfläche <i>Anne-Marie Weist</i>	233
Soziologie im Aufschreibesystem 1900 Eine andere Geschichte der Verstehenden Soziologie <i>Moritz Mutter</i>	251
Die Geburt der sozialwissenschaftlichen Videoanalyse aus der transversalen Kultur visueller Aufzeichnungstechnologien <i>Eric Lettkemann und René Tuma</i>	267
Interpretationsgruppen oder: Gemeinsam interpretieren als komplexer Kollaborationsprozess <i>Jo Reichertz und Richard Bettmann</i>	289
Die Autorinnen und Autoren	302

Soziologie der Wissenskulturen – Wissenskulturen der Soziologie

Eine Einführung

Angelika Poferl und Reiner Keller

Die vorliegende Veröffentlichung bildet den Auftakt einer Reihe zum Thema „Wissenskulturen“. Die Einrichtung einer solchen Reihe trägt der gewachsenen Bedeutung der Untersuchung, Befragung und Kritik von wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Wissenskulturen Rechnung. Aufgenommen werden theoretische und empirische Beiträge zur Soziologie der Wissenskulturen, die sich auf sozial- und naturwissenschaftliche Wissenskulturen, aber auch auf die Wissenskulturen anderer gesellschaftlicher Handlungsfelder und unterschiedlicher soziokultureller Kontexte beziehen.

Die Wissenskultur-Forschung findet seit einiger Zeit ausgeprägtes Interesse sowohl in der Soziologie als auch in anderen Fachgebieten. Der Begriff verweist auf eine große Bandbreite an Verwendungsweisen und auf eine beeindruckende Karriere in verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen (vgl. Fried/Stolleis 2009; Sandkühler 2014). Die Befassung mit Wissenskulturen fand zunächst vor allem im Spektrum der Geistes- und Kulturwissenschaften, in geschichtswissenschaftlichen und historisch-soziologischen Studien sowie in der Wissenschaftsforschung statt. Wir haben dies auch an anderer Stelle (vgl. Keller/Poferl 2016; Poferl/Keller 2017) deutlich gemacht. Die gegenwärtige Präsenz des Begriffs geht vermutlich auf den interdisziplinären geisteswissenschaftlichen DFG-Sonderforschungsbereich 435 „Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel“ (vgl. Fried/Kailer 2003) zurück. Er lässt sich allerdings schon bei Friedrich Nietzsche, wenig später bei Max Scheler und (nicht wörtlich, aber der Idee nach) auch bei Ludwik Fleck nachweisen (vgl. Zittel 2014; Fried/Kailer 2003). Viele Aspekte, die damit verbunden sind, scheinen in der Philosophiegeschichte und frühen Wissenssoziologie auf (vgl. Zittel 2014). Die Geschichts- und Kulturwissenschaften haben mehrere Studiengänge zu Wissenskulturen eingerichtet¹ und sich in einer Vielzahl von Forschungs- und Veröffentlichungsprojekten dem Thema genähert.² Die

1 Zum Beispiel MA Studiengang Geschichte als Wissenskultur, RWTH Aachen; MA Wissenskulturen (Kulturwissenschaften), Universität Stuttgart.

2 Zur frühen Neuzeit vgl. z. B. das Forschungsfeld 3 „Wissenskulturen“ am Frankfurter Forschungszentrum für historische Geisteswissenschaften. Hinzuweisen ist außerdem auf

Begriffsverwendung in der neueren Wissenschaftssoziologie ist maßgeblich durch Arbeiten von Karin Knorr Cetina (1999/2002) geprägt. Seit 2008 gibt es in Bonn einen Verein „Wissenskulturen“, der systemtheoretisch-kybernetische Wissensanalysen befördern will. 2015 wurde innerhalb der Sektion Wissenssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie ein von der Herausgeberin und dem Herausgeber dieses Bandes initiiertes Arbeitskreis „Wissenskulturen“ eingerichtet (vgl. www.wissenssoziologie.de), aus dem eine Reihe vielfältiger Aktivitäten und Veranstaltungen hervorgegangen ist:

Auf dem Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) 2014 in Trier wurde eine Ad-hoc-Gruppe „Soziologie der Wissenskulturen. Zur Spezifik soziologischer Wissensproduktion“ durchgeführt, der aufgrund einer außergewöhnlich hohen Resonanz im Frühjahr 2015 ein ergänzender Workshop an der Universität Augsburg folgte. Weitere Veranstaltungen des Arbeitskreises fanden im Jahr 2015 auf dem 1. Sektionskongress der Sektion Wissenssoziologie an der Universität Koblenz-Landau, Campus Landau, zum Thema „Wissenskulturen als Forschungsgegenstand“ (dokumentiert in Raab/ Keller 2016) sowie 2017 auf dem 2. Sektionskongress an der TU Dortmund zum Thema „Die ‚Andersheit‘ der Wissenskulturen“ (dokumentiert in Pofert/Pfadenhauer 2018) statt. Die 2018 in Wien abgehaltene Frühjahrstagung der Sektion Wissenssoziologie der DGS – eine Kooperationsveranstaltung zwischen der Universität Wien und dem Arbeitskreis Wissenskulturen – widmete sich dem Thema „Kommunikative Wissenskulturen“.

Noch vor wenigen Jahren, als wir mit Vorbereitungen zu einem ersten Forschungsprojekt über soziologische Wissenskulturen begannen, war der Begriff innerhalb der Soziologie und jenseits der genannten Ausnahmen kaum verbreitet. Wissenskulturforschung schien vor allem in den Geschichtswissenschaften und der auf Naturwissenschaften ausgerichteten Wissenschaftsforschung ihren Platz zu haben. Das hat sich mittlerweile deutlich verändert. Hierbei lassen sich zwei Hauptentwicklungen ausmachen:

Zum einen hat sich (unter anderem *auch* im Entstehungskontext des vorliegenden Bandes, s. u.) in den letzten Jahren zunehmend eine soziologische Beforschung soziologischer Wissensproduktionen entfaltet, die zwar an Vorarbeiten der Social Studies of Science & Technology (etwa in Gestalt der Laborforschung) anknüpfen kann, aber gerade als selbstreflexives und gegenstandsadäquates Vorgehen innerhalb der Soziologie gezwungen ist, neue und andere Strategien der Untersuchung soziologischer Wissenspraxis zu entwickeln, die den besonderen Bedingungen und Formen dieser Disziplin angemessen sind. Die im Band enthaltenen Beiträge formulieren dazu eine Vielzahl von je eigenen und ganz unterschiedlichen Vorschlägen.

die Reihe „Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel“ mit derzeit fast vierzig Bänden, die zum Teil historische Wissenschaftsforschung beinhalten, bei de Gruyter, Berlin.

Zum anderen erweitert sich die Diskussion über Wissenskulturen deutlich über das engere Feld der Erforschung wissenschaftlicher Wissensproduktion hinaus und bezieht sich zunehmend auf wissenskulturelle Formationen in anderen gesellschaftlichen Zusammenhängen. Damit meinen wir nicht so sehr die ökonomisch-organisatorische Nutzung des Begriffs (etwa „Wissenskultur im Unternehmen“), sondern die z. B. allein im deutschsprachigen Raum in unterschiedlichen Disziplinen beobachtbare Thematisierung. Stellvertretend erwähnt seien hier die jüngeren Arbeiten zum „Design als Wissenskultur“ (Mareis 2011), zu „Wissenskulturen der Musikwissenschaft“ (Bolz/Kelber 2016), „Wissenskulturen im Dialog: Experimentalfelder zwischen Wissenschaft und Kunst“ (Ingrisch/Mangelsdorf 2017), zu „Metaphern in Wissenskulturen“ (Junge 2009), zu „Auditive Wissenskulturen: Das Wissen klanglicher Praxis“ (Brabec de Mori/Winter 2018) oder auch verschiedene Reihen mit insbesondere historischen Studien, etwa „Historische Lebenswelten in populären Wissenskulturen“ (hrsg. bei transcript von Barbara Korte, Sylvia Paetschek, Hans-Joachim Gehrke, Wolfgang Hochbruck, Sven Kommer und Judith Schlehe). Karin Knorr Cetina unterschied bereits früher zwischen allgemeinen und unterschiedlichen „knowledge cultures“ ganzer Gesellschaften und spezifischen „epistemic cultures“ der modernen Wissenschaften (vgl. Knorr Cetina 2005). In jüngerer Zeit (vgl. Knorr Cetina 2018) erweitert sie den Begriff bspw. auf „professionelle Wissenskulturen“, die (noch immer) in ganz anderem Maße ökonomischen Zwängen unterliegen als die Praxis der Wissenschaften, und auf Wissenskulturen der Musik, spezifischer des Jazz, zu dem Studien etwa von Becker/Faulkner (2009) vorliegen. Untersuchungen zur „epistemic construction of reality“ (Evers 2000) und zur Gestaltung von „epistemic landscapes“ (Evers/Gerke/Menkhoﬀ 2010), zu lokalen Wissenskulturen nicht-westlicher Prägung und translokalem Wissen finden sich darüber hinaus seit längerem im Rahmen der Entwicklungsforschung (dazu auch Lachenmann 2004) und der Regionalstudien (z. B. Van Assche et al. 2013).

Die mit der vorliegenden Veröffentlichung beginnende Reihe ist auf ein breites Verständnis von Wissenskulturen hin angelegt, das gleichermaßen an unterschiedliche Forschungstraditionen – wie z. B. die etwas in Vergessenheit geratene soziologische Verwendungsforschung (s. u.) –, an aktuelle empirische Studien und theoretisch-konzeptionelle Weiterentwicklungen in thematisch unterschiedlichen Problem- und Handlungsfeldern, aber auch an Untersuchungen global zirkulierender oder lokal differenter, geographisch verorteter Wissenskulturen anschließen kann.

Dieser erste Band wendet sich den Besonderheiten soziologischer Wissensproduktion zu. Er widmet sich der empirischen und analytischen Untersuchung von Wissenskulturen unter vorrangiger Berücksichtigung des soziologischen Feldes. Wissenskulturen werden hierbei von uns (nicht notwendig von allen Autorinnen und Autoren) im Anschluss an Karin Knorr Cetina (1999/

2002; 2018) und andere als je spezifische Arten und Weisen der Herstellung von wissenschaftlichem Wissen begriffen, die empirisch nachgezeichnet und rekonstruiert werden können. Die Frage, was soziologisches Wissen ausmacht, hat die Entwicklung des Fachs seit seinen Anfängen teils im-, teils explizit begleitet. Sie lässt sich weniger denn je durch die normative Behauptung einer Einheit beantworten. Die Außengrenzen sind unbeständig, die Vielzahl der Binnendifferenzierungen nimmt zu. Von Wissenskulturen zu sprechen, macht deutlich, dass auch die soziologische und, etwas breiter gefasst, die sozialwissenschaftliche Wissensproduktion keineswegs einem Modell universalistischer Wissenserzeugung folgt. Vielmehr realisiert sie sich in einem konkreten Set von Theorien und Methoden, von Denkstilen und Handlungsweisen, die in sprachliche, nationalstaatliche und wissenschaftliche Kontexte je sehr unterschiedlich eingebettet sind und, wie etwa historische Untersuchungen von Wolf Lepenies (1985; 1989) oder Peter Wagner (1990; 2004) zeigen, sehr unterschiedliche Linien und Ausprägungen des Wissenschaftsverständnisses hervorbringen (können). Angeknüpft wird damit zum einen an Linien der Wissenschafts- und Technikforschung, die sich vorrangig allerdings mit naturwissenschaftlichen Wissensproduktionen des 20. Jahrhunderts beschäftigt haben. Zum anderen werden soziologiegeschichtliche Forschungen relevant, die sich damit befassen, wie – also in welchen paradigmatischen und institutionell-organisatorischen Verdichtungen – die Soziologie sich als wissenschaftliche Disziplin von Beginn bis in die Gegenwart hinein entwickelt hat, sowohl innerhalb von wie zwischen sprachräumlichen Abgrenzungen. Ein besonderes Augenmerk ist in dem vorliegenden Band darüber hinaus auf aktuelle Ansätze und Strömungen einer derzeit in Gang kommenden Beforschung soziologischer und sozialwissenschaftlicher Wissensgenerierung gerichtet, deren Frage- und Problemstellungen, Zugänge und Ergebnisse vorgestellt und diskutiert werden.

Eine empirisch orientierte Reflexion auf die Soziologie und ihre genuine Wissensproduktion, die nur wenige Vorläufer hat (erinnert sei hier jedoch an das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft in den 1980er Jahren finanzierten Schwerpunktprogramm über die „Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens“; Beck/Bonß 1989), scheint nicht nur für die Selbstverständigung unserer Disziplin außerordentlich wichtig. Vielmehr verspricht sie auch eklatante Forschungslücken zur epistemischen und methodischen Binnenarchitektur des Fachs zu füllen. Nicht zuletzt dürfte sie jene Prozesse erhellen, die einerseits den Anspruch und die Rolle der Soziologie als „Leitwissenschaft“ im 20. Jahrhundert begründen, andererseits aber auch ihren – seit einiger Zeit diagnostizierten – relativen Bedeutungsverlust im Spannungsfeld unterschiedlichster wissenschaftsinterner und -externer Entwicklungen begleitet haben.³

3 Vgl. dazu Beck (2005), Nassehi (2006), Schönherr-Mann (2006), Käsler (2009).

Klärungsbedürftig erscheinen uns u. a. folgende Fragen:

- Wie stellt Soziologie Wissen über soziale bzw. gesellschaftliche Phänomene und Gegenstände her? Was macht die Besonderheit soziologischen Wissens theoretisch, methodisch und hinsichtlich seines Geltungsanspruchs aus? Wie werden die Grundlagen dieser Wissensproduktion bestimmt, wie wird Wissen erzeugt, legitimiert und kommuniziert?
- Wie unterscheidet sich die soziologische Wissensproduktion zwischen unterschiedlichen (z. B. nationalen, binnendisziplinären, institutionellen) Kontexten und Traditionen? Welche fachwissenschaftlichen, historischen, gesellschaftlichen und politischen Einflussfaktoren sind hierbei von Bedeutung?
- Welche Rolle spielen historische und gegenwärtige transnationale Verflechtungen? Wie sehen die transnationalen Rezeptionslinien aus? Bilden sich derzeit neuartige transnationale Konfigurationen der Wissensproduktion aus?
- Wie ist das Verhältnis der Soziologie zu anderen Disziplinen? Welche Nähen oder Abgrenzungen kennzeichnen das wissenschaftliche Feld? Welchen Stellenwert haben interdisziplinäre Zuschnitte und Konvergenzen?
- Was sagen soziologische Wissenskulturen über das Selbstverständnis des Fachs und seine wissenschaftliche wie gesellschaftliche Verankerung aus? Wie sind theoretische und empirische Ansprüche miteinander vermittelt? Wie strukturieren sich soziologische Diskurse und Praxen? Welche Konstitutionselemente und -bedingungen zeichnen soziologisches Wissen und die damit verbundene Erkenntnisbildung im wissenschaftlichen Handeln aus?

Die in diesem Band enthaltenen Beiträge gehen insbesondere auf die oben angeführten Veranstaltungen des Arbeitskreises „Wissenskulturen“ der Sektion Wissenssoziologie in den Jahren 2014 und 2015 zurück. Aus verschiedenen Gründen konnten bedauerlicherweise nicht alle dort gehaltenen Vorträge hier veröffentlicht werden.⁴ Nachfolgend möchten wir die Einzelbeiträge der vorliegenden Publikation kurz vorstellen.

Angelika Pofert und *Reiner Keller* entwickeln in ihrem Beitrag *Form und Feld. Soziologisches Wissen zwischen diskursiver Strukturierung und erkenntnisorientiertem Handeln* vor dem Hintergrund ihrer empirischen Untersuchung zu Wissenskulturen qualitativer Sozialforschung in Deutschland und Frank-

4 Neben den Autoren und Autorinnen des vorliegenden Bandes haben an den Veranstaltungen auf anregende und produktive Weise mitgewirkt: Yvonne Berger, Stephanie Bethmann und Deborah Niermann, Christian Dayé, Björn Krey, Christian Meier zu Verl, Natalie Mevissen, Fran Osrecki, Esther Scheuerle, Bernt Schnettler und Thorsten Szydlík, Gerd Sebald, Barbara Sutter.

reich ein theoretisch-konzeptionelles Verständnis des Forschungsgegenstandes „soziologische Wissenskulturen“. Sie schließen an Vorarbeiten der Wissenschaftsforschung an und verbinden diese mit wissenssoziologisch-interpretativen Perspektiven zu einer sowohl diskursanalytisch als auch pragmatistisch-handlungstheoretischen Konzeption. Forschung wird darin als mehrfaches Handlungsproblem der Gewinnung, Legitimation und Kommunikation von Erkenntnis betrachtet, das in einem Verweisungszusammenhang von Forschungssubjekt, Forschungsobjekt, gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Einbindung bearbeitet wird. Sie sei damit in ein konstitutives Spannungsverhältnis von wissenskultureller Disziplinierung und Freiheitsgraden eingelassen.

Kornelia Engert rekapituliert in ihrem Beitrag mit dem Titel *Soziologie als Praxis. Von den Eigenheiten ein Habitat zu beforschen, zu dem man selbst gehört* zunächst zentrale Ergebnisse der Wissenschaftsforschung und der Laborstudien zu Fragen naturwissenschaftlicher Wissensproduktion. Von da aus geht sie systematischen Unterschieden und damit verbundenen Herausforderungen an eine Soziologie soziologischer Wissensproduktionen nach. Diese werden von ihr vor allem in der nicht laborverorteten experimentellen, sondern verteilten beschreibenden Erkenntnisproduktion der Sozialwissenschaften gesehen, die eine andere Art von Ethnographie erfordert als sie für die Beforschung der Naturwissenschaften zum Einsatz kam, und die in der Lage wäre, die spezifische Reflexivität dieser Forschungsbeziehung mitzudenken – der soziologischen Beforschung soziologischer Forschung, deren Probleme an Beispielen erläutert werden.

Alexander Lenger, Tobias Rieder und *Christian Schneickert* beschäftigen sich mit der *Wissenskultur von Studierenden im Feld der Soziologie*. Sie gehen dabei von der Bourdieuschen Soziologie des akademischen Feldes aus und entwickeln die These, dass die Primärsozialisation zwar den Prozess der Kapitalakkumulation im Soziologiestudium wesentlich strukturiert, aber dass letztere doch auch eigene Dynamiken entfalten kann. Im Rückgriff auf Daten aus zwei umfangreichen bundesweiten Befragungen von Studierenden in den Jahren 2013 und 2015 rekonstruieren sie Strukturen des (studentischen) Feldes der „beherrschten“ Disziplin Soziologie in der Bundesrepublik Deutschland. Untersucht wurden die soziale Herkunft von Studierenden, Gründe der Studienortwahl, die Zufriedenheit mit der Studiensituation und geäußerte Theorie- sowie Methodenpräferenzen. Dabei komme insbesondere auch das Zufallsmoment ins Spiel, das sich aus dem Zusammentreffen von regionalen Studienplatzorientierungen und jeweiligen Standortprofilen ergibt.

Christoph Mautz und *Jasper W. Korte* analysieren *Die öffentliche personale Selbstdarstellung der Soziologie* auf der Datengrundlage von Personenwebpages deutscher Soziologie-Professorinnen und Professoren. Sie unterziehen dieses Darstellungsformat zunächst einer genauen Betrachtung. Organisatorisch-institutionelle Personenwebpages müssen, wie die Autoren betonen, ganz un-

terschiedliche Anforderungen bearbeiten, die zueinander in Spannungsverhältnissen stehen. Dies wiederum geschehe in verschiedener Weise. Die Autoren rekonstruieren entsprechend vier Typen dominanter Darstellungsweisen: die „Hochschullehrer“, die „Elfenbeinturmbewohner“, die „Forschungsmanager“ und die „öffentlichen Intellektuellen“. Insgesamt präsentiert sich das Fach hier in einer spezifischen Darstellungsform, die von Protagonisten geprägt ist, die ihre Karriere und ihre Forschung vorstellen.

Eike Emrich, Freya Gassmann und Wolfgang Meyer nehmen unter dem Titel *Geliefert wie bestellt: Wa(h)re Wissenschaft?* einen spezifischen Bereich sozialwissenschaftlicher Auftragsforschung in den Blick – die Evaluationsforschung. Diese Forschung sieht sich einer Grundspannung zwischen „wissenschaftlicher Redlichkeit“ und „marktwirtschaftlicher Orientierung“ an der Nachfrage gegenüber. Zugleich komme der Produktion von Steuerungswissen hohe gesellschaftliche Relevanz zu. Für eine gute wissenschaftliche Praxis der Evaluationsforschung seien spezifische Kriterienkataloge entwickelt worden, die jedoch in Reibung zu den Erwartungen von Auftraggebern stehen. Sichtbar werde ein breites Spektrum von Forschungsbeziehungen und Auftragsinteressen, das je nach Verortung der Forschenden (innerhalb oder außerhalb von Universitäten) und der Auftraggeber (z. B. Verwalter öffentlicher Gelder) sowie der daran geknüpften Interesselagen variiert.

Danny Otto widmet sich in seinem Beitrag *Zur Fabrikation soziologischen Wissens. Untersuchungen am Beispiel einer Deutung sozialer Ungleichheit* den Prozessen der Entstehung, Verbreitung und Wirkung von Konzepten sozialer Ungleichheit in der sozialwissenschaftlichen Diskussion. Er greift dazu den Begriff des „Prekariats“ auf und diskutiert im Anschluss an sowie in Absetzung von den in der Regel zeitlich und räumlich sehr spezifisch ansetzenden Laborstudien die Vorgehensweisen der Begriffsgeschichte, der bibliometrischen Analyse, der Inhaltsanalyse und der Rhetorikanalyse, aber auch der teilnehmenden Beobachtung wissenschaftlicher Veranstaltungen. Gerade das Zusammenspiel solcher methodischer Strategien, Daten und Analysen erweise sich für die Untersuchung der Karrieren und Funktionsweisen sozialwissenschaftlicher Deutungskonzepte als notwendig, weil dadurch sowohl historische Zeitspannen als auch unterschiedliche Sprachkontexte, Häufigkeitsverteilungen sowie Begriffsverdichtungen berücksichtigt würden.

Dorothee Wilm diskutiert den *genuin soziologischen Beitrag zur Wirtschaftsforschung*. Sie fokussiert dabei das Konkurrenzverhältnis von Wirtschaftssoziologie und ökonomischer Wirtschaftsforschung. Historisch interessant sei das ursprüngliche Zusammenfallen von Soziologie und Nationalökonomie, das sukzessive ausdifferenziert wurde. In jüngerer Zeit ließen sich sowohl Erweiterungen der ökonomischen Wirtschaftsforschung als auch eine Etablierung diversifizierter wirtschaftssoziologischer Arbeiten beobachten, die in unterschiedlicher Weise damit befasst sind, ihr Verhältnis zur Nachbardisziplin Ökonomie einerseits, ihre

gesellschaftliche Relevanz andererseits zu bestimmen. Die konstitutive Frage, was das spezifisch soziologische der Wirtschaftssoziologie ausmache, wird von der Autorin im Hinblick auf spezifische Reflexivitätspotentiale soziologischer Wissenskulturen beantwortet, die unabhängig von dem konkreten Forschungsgegenstand in Anschlag gebracht werden könnten.

Oliver Neun greift unter dem Titel *Sozialwissenschaften und Demokratie: eine Kritik der wissenschaftssoziologischen Paradigmen „Mode 2“ und „Medialisierung“ aus soziologischer Sicht* jüngere Diskussionen der Wissenschaftsforschung über Transformationen des Wissenschaftssystems auf. Er setzt an der Frage der Bedeutung dieser aus naturwissenschaftlich-technischen Kontexten gewonnenen Diagnosen für die gegenwärtige Soziologie an und erläutert sowohl theoretische wie empirische Einwände gegen eine einfache Übertragung solcher Transformationsbeschreibungen. Alternativ plädiert er für eine Transformationsanalyse, welche Fragen der Demokratierelevanz, der Macht sowie der Ökonomisierung bzw. Kommerzialisierung von Wissenschaft in den Vordergrund rückt. Dafür böten sich Anchlüsse an Bourdieus Feldsoziologie sowie an Deweys Konzeption der Verbindung von Wissenschaft, Demokratie und Öffentlichkeit an.

Gudrun Lachenmann beschäftigt sich in ihrem Beitrag über *Soziale Räume der Wissensproduktion in der „Entwicklungswelt“* mit der Entstehung und Funktionsweise transnationaler epistemischer Gemeinschaften im Feld der Entwicklungszusammenarbeit. Sie macht dabei die komplexen Strukturen und Herausforderungen des Aufeinandertreffens ganz unterschiedlicher Erkenntnis- und Wissenskulturen deutlich. In den letzten Jahrzehnten ließen sich demnach folgenreiche Verschiebungen ausmachen, die eine Aufwertung lokaler Wissensformen und -praktiken beinhalten und in translokalen Räumen Wirkung entfalten. Scheinbar paradoxerweise führe so gerade die Beteiligung lokaler Wissensproduktionen in Entwicklungskontexten an globalen Wissensarenen nicht zu ihrem Verschwinden, sondern zu einer unerwarteten Stärkung – trotz nach wie vor bestehender Ungleichheiten, Verzerrungen und Asymmetrien.

Im Beitrag von Juliane Haus zum Thema *Methodische Inspiration durch Interdisziplinarität – Wiederentdeckung des qualitativen Experiments als gegenstandsadäquate Methode der qualitativen Forschung im Labor* konzentriert sich die Autorin auf ihre empirische Untersuchung eines wirtschaftswissenschaftlichen Experimentallabors. Die fokussierte Ethnographie eines solchen Forschungsfeldes sehe sich besonderen Herausforderungen gegenüber, da einfache Beobachtungen von Prozessen, die gerade als unbeobachtete Problembearbeitungen durch Probanden angelegt sind, forschungspraktisch nicht ohne Weiteres realisierbar sind. Der Feldzugang bedürfe entsprechend kreativer Lösungen, die in permanenter Auseinandersetzung mit der Skepsis der beforschten ForscherInnen realisiert werden müssen. Neben dem Einsatz unterschiedlicher Feldzugänge wird vor allem die Strategie des qualitativen Experiments als gegenstandsadäquate Forschungsstrategie erläutert.

Anne-Marie Weist befasst sich in *Wissensarbeit auf der Schreibfläche* mit der Praxis der Herstellung soziologischer Wissensobjekte. Konkret geht es darum, wie in der Umfrageforschung Forschungsmaterial „beschafft und aufbereitet wird“. Ihre ethnographische Studie an einer Schweizer Hochschule nimmt insbesondere unterschiedliche Verschriftlichungen in Gestalt von „Schmier- und Notizblättern“ im Prozess der Forschung in den Blick, die sich in der Erstellung, dem Test und der Weiterbearbeitung eines Fragebogens als „epistemisches Ding“ rekonstruieren lassen. Dabei werde die unweigerliche Diskrepanz zwischen lehrbuchförmigen Darstellungen des Forschungsprozesses und den Komplikationen einer davon notwendig abweichenden Forschungspraxis deutlich. Für die quantitative Sozialforschung erwiesen sich die „explorativen Momente des Bastelns“ als konstitutive Elemente der Erkenntnisgewinnung.

Moritz Mutter deutet in seinem Beitrag *Soziologie im Aufschreibesystem 1900. Eine andere Geschichte der Verstehenden Soziologie* die Gründungsphase der Soziologie als „Metaphernstrategie“ und fragt danach, wie sich eine solche „Metaphorisierung“ in das „aufkommende symbolische Wissenssystem der Jahrhundertwende einfügt.“ Dazu rekapituliert er zunächst Friedrich Kittlers Analyse der Aufschreibesysteme, kritisiert dessen Vernachlässigung der Soziologie und wendet sich dann dem soziologischen Klassiker Max Weber zu. Aus Sicht des Autors rührt der historisch anhaltende Erfolg von Webers Konzept des Idealtypus aus der damit verbundenen spezifischen Idee der Messbarkeit empirischer Phänomene, obwohl er zugleich einen inzwischen unhaltbar gewordenen „Diskurs des Menschen“ transportiere. Exemplarisch werden damit Möglichkeiten einer erweiterten Medien- und Wissensgeschichte der Soziologie vorgestellt.

Eric Lettkemann und *René Tuma* rekonstruieren *Die Geburt der sozialwissenschaftlichen Videoanalyse aus der transversalen Kultur visueller Aufzeichnungstechnologien*. Im Rekurs auf das Konzept der transversalen Wissenskulturen plädieren sie für die Berücksichtigung disziplinexterner Prozesse bei der Untersuchung der Veränderung wissenschaftlicher, hier spezifischer: soziologischer Wissensproduktionen. Vielmehr gelte es, gegen einen solchen „Internalismus“ Entwicklungen mit aufzugreifen, die außerhalb der Wissenschaften stattfinden, und deren Rolle zu untersuchen. Dies verdeutlichen die Autoren am Beispiel der Proliferation von „vernakularen Praktiken und Produkten“ der Videonutzung, die sich seit einigen Jahrzehnten beobachten lässt und als Beispiel dafür gelten könne, wie eine populäre „Mundantechnologie“ zur „Forschungstechnologie“ wird und soziologische Wissensproduktion verändert.

Im abschließenden Beitrag des Bandes diskutieren *Jo Reichertz* und *Richard Bettmann* unter dem Titel *Interpretationsgruppen oder: Gemeinsam interpretieren als komplexer Kollaborationsprozess* eine spezifische und populäre Form der sozialwissenschaftlichen Datenanalyse, deren Funktionspraxis empirisch noch kaum in den Blick genommen worden sei. Zunächst rekapitulieren die Autoren die Geschichte verschiedener Varianten der Nutzung von Interpretationsgrup-

pen in der deutschsprachigen Soziologie. Im Weiteren nehmen sie die damit in Lehrbüchern verknüpften Versprechen besonderer Leistungsmerkmale in den Blick. Schließlich richten sie einen wissenssoziologischen Blick auf die Praxis solcher Gruppen und die darin sich entfaltende „Kommunikationsmacht“, die sich entlang der Frage beobachten lasse, wie Interpretationskompetenz kommunikativ hergestellt, verteilt und anerkannt wird. Obwohl Interpretationsgruppen vielfach als Mittel der Wahl in qualitativen Forschungszusammenhängen gelten, bleibe doch festzuhalten, dass ihre tatsächliche Praxis nach wie vor eine *black box* soziologischer Reflexion darstellt.

Unser herzlicher Dank gilt an dieser Stelle zunächst den Autorinnen und Autoren für ihr engagiertes Schreiben, die Mühe und nicht zuletzt Geduld. An der Erstellung des vorliegenden Bandes waren wie immer verschiedene helfende Hände beteiligt. Wir danken Alina Franziska Becker sowie Tobias Lehmann für die umsichtige redaktionelle Bearbeitung der Textvorlagen, der Sektion Wissenssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie für die Unterstützung der verschiedenen Veranstaltungen und nicht zuletzt dem Verlag, Urike Poppel für Herstellung und Satz des Bandes sowie vor allem Frank Engelhardt für seine Unterstützung und Bereitschaft, eine entsprechende Reihe einzurichten und mit dem vorliegenden Band zu eröffnen.

Literatur

- Beck, Ulrich (2005): Europäisierung - Soziologie für das 21. Jahrhundert. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, H. 34–35, S. 3–11
- Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (Hrsg.) (1989): Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung? Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Becker, Howard/Faulkner, Robert E. (2009): Do You Know ...? The Jazz Repertoire in Action. Chicago: University of Chicago Press
- Bolz, Sebastian/Kelber, Moritz (Hrsg.) (2016): Wissenskulturen der Musikwissenschaft: Generationen – Netzwerke – Denkstrukturen. Bielefeld: transcript
- Brabec de Mori, Bernd/Winter, Martin (Hrsg.) (2018): Auditive Wissenskulturen. Das Wissen klanglicher Praxis. Wiesbaden: Springer VS
- Evers, Hans-Dieter (2000): Globalization, Local Knowledge, and the Growth of Ignorance: The Epistemic Construction of Reality. In: Southeast Asian Journal of Social Science 28, H. 1, S. 13–22
- Evers, Hans-Dieter/Gerke, Solvay/Menkhoﬀ, Thomas (2010): Knowledge Clusters and Knowledge Hubs: Designing Epistemic Landscapes for Development. In: Journal of Knowledge Management 14, H. 5, S. 678–689
- Fried, Johannes/Kailer, Thomas (Hrsg.) (2003): Wissenskulturen. Beiträge zu einem forschungsstrategischen Konzept. Berlin: Akademie Verlag
- Fried, Johannes/Stolleis, Michael (Hrsg.) (2009): Wissenskulturen: Über die Erzeugung und Weitergabe von Wissen. Frankfurt am Main: Campus
- Ingrisch, Doris/Mangelsdorf, Marion (Hrsg.) (2017): Wissenskulturen im Dialog: Experimentarräume zwischen Wissenschaft und Kunst. Bielefeld: transcript
- Junge, Matthias (Hrsg.) (2009): Metaphern in Wissenskulturen. Wiesbaden: Springer VS
- Käsler, Dirk (2009): Die Soziologie: Leitwissenschaft – Modewissenschaft – Orchideendisziplin? In: Rusterholz, Peter/Meyer Schweizer, Ruth/Zwahlen, Sara M. (Hrsg.): Aktualität und Vergänglichkeit der Leitwissenschaften. Bern und Berlin: Peter Lang, S. 39–58

- Keller, Reiner/Poferl, Angelika (2016): Soziologische Wissenskulturen zwischen individualisierter Inspiration und prozeduraler Legitimation. Zur Entwicklung qualitativer und interpretativer Sozialforschung in der deutschen und französischen Soziologie seit den 1960er Jahren [76 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research 17, H. 1, Art. 14. www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2419 (Abfrage: 21.07.2018)
- Knorr Cetina, Karin (1999/2002): Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Knorr Cetina, Karin (2005): Culture in Global Knowledge Societies: Knowledge Cultures and Epistemic Cultures. In: Jacobs, Mark D./Weiss Hanrahan, Nancy (Hrsg.): The Blackwell Companion to the Sociology of Culture. Oxford: Blackwell, S. 65-79
- Knorr Cetina, Karin (2018): Wissenskulturen. Von der Naturwissenschaft zur Musik (und Kommentar von Christian Müller). In: Brabec de Mori, Bernd/Winter, Martin (Hrsg.): Auditive Wissenskulturen. Das Wissen klanglicher Praxis. Wiesbaden: Springer VS, S. 31-51
- Lachenmann, Gudrun (2004): Researching Local Knowledge for Development: Current Issues. In: Schareika, Nikolaus/Bierschenk, Thomas (Hrsg.): Lokales Wissen – sozialwissenschaftliche Perspektiven. Münster: LIT, S. 115-139
- Lepenies, Wolf (1985): Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft. München und Wien: Hanser
- Lepenies, Wolf (1989): Wissenskulturen: Ein Vergleich zwischen Frankreich und Deutschland. In: Haller, Max/Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim/Zapf, Wolfgang (Hrsg.): Kultur und Gesellschaft: Verhandlungen des 24. Deutschen Soziologentags, des 11. Österreichischen Soziologentags und des 8. Kongresses der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Zürich 1988. Frankfurt a. M.: Campus, S. 21-32
- Mareis, Claudia (2011): Design als Wissenskultur: Interferenzen zwischen Design- und Wissensdiskursen seit 1960. Bielefeld: transcript
- Nassehi, Armin (2006): Der soziologische Diskurs der Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Poferl, Angelika/Keller, Reiner (2017): Wissenskulturen und Soziologiegeschichte. In: Ploder, Andrea/Moebius, Stephan (Hrsg.): Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie. Band 2: Forschungsdesign, Theorien und Methoden. Wiesbaden: Springer VS, S. 81-98
- Poferl, Angelika/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.) (2018): Wissensrelationen. Beiträge und Debatten zum 2. Sektionskongress der Wissenssoziologie. Weinheim und Basel: Beltz Juventa
- Raab, Jürgen/Keller, Reiner (Hrsg.) (2016): Wissensforschung – Forschungswissen. Beiträge und Debatten zum 1. Sektionskongress der Wissenssoziologie. Weinheim und Basel: Beltz Juventa
- Sandkühler, Hans-Jörg (Hrsg.) (2014): Wissen. Wissenskulturen und die Kontextualität des Wissens. Frankfurt a. M.: Peter Lang
- Schönherr-Mann, Hans-Martin (2006): „Soziologie schafft Gesellschaft. Armin Nassehi über den soziologischen Diskurs der Moderne“. www.deutschlandfunk.de/soziologie-schafft-gesellschaft.700.de.html?dram:article_id=82850 (Abfrage: 20.7.2018)
- Van Assche, Kristof/Hornidge, Anna-Katharina/Shtaltovna, Anastasiya/Boboyorov, Hafiz (2013): Epistemic Cultures, Knowledge Cultures and the Transition of Agricultural Expertise: Rural Development in Tajikistan, Uzbekistan and Georgia. ZEF Working Paper Series, No. 118. Bonn: Center for Development Research (ZEF)
- Wagner, Peter (1990): Sozialwissenschaften und Staat. Frankreich, Italien, Deutschland 1870-1980. Frankfurt a.M.: Campus
- Wagner, Peter (2004): Varieties of Interpretations of Modernity: On National Traditions in Sociology and the Other Social Sciences. In: Charle, Christophe/Schriewer, Jürgen/Wagner, Peter (Hrsg.): Transnational Intellectual Networks. Forms of Academic Knowledge and the Search for Cultural Identities. Frankfurt a.M. und New York: Campus, S. 27-51
- Zittel, Claus (2014): Wissenskulturen, Wissensgeschichte und historische Epistemologie. In: Sandkühler, Hans-Jörg (Hrsg.): Wissen. Wissenskulturen und epistemische Kontextualität. Frankfurt a.M.: Peter Lang, S. 91-110

Form und Feld

Soziologische Wissenskulturen zwischen diskursiver Strukturierung und erkenntnisorientiertem Handeln

Angelika Pofertl und Reiner Keller

1 Problemaufriss

Wenn wir hier und im Folgenden das Konzept der Wissenskulturen unter dem Aspekt des Verhältnisses von „Form“ und „Feld“ aufgreifen, dann geht es uns nicht um die Entwicklung einer strukturtheoretischen Position, wie dies – allen voran – ein Bourdieuscher Feldbegriff (vgl. Bourdieu/Waquant 1996) nahelegen würde. Auch gehen wir nicht der Frage der Machtverteilungen und Hierarchien innerhalb des Wissenschaftssystems im Allgemeinen oder der universitären Landschaften im Besonderen nach (vgl. Bourdieu 1984/1988).¹ Die von Bourdieu vorgelegten Analysen haben gezeigt, inwiefern Strategien der Kapitalakkumulation, des Konkurrenzkampfes um Positionen sowie der Habitus vermittelten sozialen Ungleichheit das wissenschaftliche Feld beeinflussen. An der Bedeutsamkeit dieser Erkenntnisse für eine Wissenschaftssoziologie besteht kein Zweifel. Allerdings gehen wir davon aus, dass eine Forschung über Wissenskulturen sich nicht im Nachweis sozialer Positionskämpfe und einer darauf gerichteten „Hermeneutik des Verdachts“ (Paul Ricœur) erschöpfen kann – für die Disziplinzugehörigkeiten, wissenschaftliche Inhalte, Themenwahlen und Wahlen der Erkenntnisinstrumente (quantifizierte Datenerhebung, Gesellschaftsdiagnostik oder qualitative Forschung) stets und vorhersehbar allein der oberflächliche Ausdruck, ein Derivat eben dieser Kämpfe sind. Im Unterschied zu einem struktur- und kapitaltheoretischen Ansatz interessieren wir uns für die Art und Weise der Erkenntnisbildung, welche „wissenschaftliches Vorgehen“ in ganz verschiedener Form zu einem Sonderbereich von Erkenntnispraxis macht. Insofern bestehen Berührungspunkte über die mit dem Feldbegriff verbundene, zugleich sehr allgemeine Auffassung abgrenzbarer Funktionen, Regeln und Gemeinsamkeiten, die gesellschaftliche Felder (z. B. Wirtschaft, Politik, Justiz, Kunst, Literatur, Wissenschaft, Religion) voneinander unter-

1 Vgl. dazu auch Bourdieus Studie des literarischen Feldes (vgl. Bourdieu 1998/2001) sowie z. B. die an Bourdieu angelehnten Analysen bei Camic/Gross/Lamont (2011), Paulitz et al. (2015) sowie Paulitz (2016).

scheiden und ihre jeweilige Spezifik markieren. Ausgehend von der Annahme, dass wissenschaftliches Wissen – trotz bestehender Parallelen zum Alltagswissen (vgl. Schütz 1953/2004; Soeffner 2004a) und mancher Überschneidungen z. B. zur Kunst (vgl. Pofelr 2014) – Unterschiede zu anderen Wissensformen aufweist, nähern wir uns der Frage nach dem Verhältnis von Form und Feld aus der Perspektive der *wissenskulturellen Formierung* wissenschaftlichen Arbeitens in spezifischen Bereichen, die sich als institutionell definierte Felder in Gestalt wissenschaftlicher Disziplinen begreifen lassen, und damit zugleich aus einer *wissenssoziologischen* Perspektive. Unser Vorschlag ist, wissenschaftliches Arbeiten als Grundlage und Ausdruck der *wissenschaftlichen Konstruktion* von Wirklichkeit zu betrachten und darin zum einen sowohl den institutionell mehr oder minder stabilisierten *diskursiven Strukturierungen* als auch zum anderen den kontextuell situierten *Erkenntnisorientierungen wissenschaftlichen Handelns* nachzugehen. In der empirischen Praxis wissenschaftlichen Arbeitens sind beide Ebenen bzw. Dimensionen miteinander verschränkt, insofern handelt es sich um eine analytische Unterscheidung. Sie erscheint uns allerdings hilfreich, um die – empirisch mögliche und gegenständlich sogar unabweisbare – Differenz zwischen diskursiver Strukturierung und Handlungsorientierung, und das heißt letztlich auch: das Wechselspiel von *Zwängen* und *Freiheitsgraden* von Wissenskulturen, zu erfassen. Zudem trägt die Unterscheidung von diskursiver Strukturierung und erkenntnisorientiertem Handeln dem Umstand Rechnung, dass das wissenschaftliche Feld und innerhalb dessen einzelne, disziplinäre Teilfelder heute in hohem Maße von *Binnendifferenzierungen* und *Pluralität* gekennzeichnet sind, die über einen wissenskulturellen Zugang sichtbar gemacht werden können.

Dass wir hierbei an die von Peter L. Berger und Thomas Luckmann (1966/1989) entwickelte These der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit anknüpfen, deutet sich bereits in der gewählten Begrifflichkeit an. So ließe sich auch die von Berger/Luckmann getroffene Unterscheidung von Gesellschaft als „objektiver“ (Berger/Luckmann 1966/1989, S. 49) und als „subjektiver Wirklichkeit“ (Berger/Luckmann 1966/1989, S. 139) auf „Wissenschaft als objektive Wirklichkeit“ und „Wissenschaft als subjektive Wirklichkeit“ übertragen. Doch wollen wir etwaige Analogien nicht – und schon gar nicht voreilig – überstrapazieren. Wenn wir von der wissenschaftlichen „Konstruktion“ von Wirklichkeit sprechen, meint dies auch nicht gegenstandsleere Beliebigkeit, freischwebende Welterfindung oder ähnlich Irreführendes, sondern den Entwurf und Aufbau *wissenschaftlicher Weltverhältnisse*, die stets einen Kontext und eine konstitutive, innere Verfasstheit haben.

Die Befassung mit wissenschaftlichen Wissenskulturen ist nicht neu. Für die von uns vorgeschlagene Weiterentwicklung des Begriffs gehen wir von zwei grundlegenden Annahmen aus: (1) Diskursive Strukturierungen – mit anderen Worten: *Konventionen* und *Legitimationen* wissenschaftlichen Arbeitens – sind

dem wissenschaftlichen Handeln nicht einfach vorgelagert, sondern inhärent. Sie begrenzen und eröffnen den Möglichkeitsraum wissenschaftlichen Handelns. Aufgrund seiner disziplinären Verankerung sind dem wissenschaftlichen Handeln, konzipiert als sinnhaftes Handeln, diskursive Vorgaben gleichsam eingeschrieben. (2) Wissenschaftlich sinnhaftes Handeln enthält potentiell jedoch immer auch Formen des „Eigensinns“ und *anarchistische* Momente, die dem diskursiv „Sagbaren“ und „Zeigbaren“ entgegen oder zuwiderlaufen und gerade darin Kreativität entfalten. Man muss dies nicht dramatisieren. Geradezu typisch erscheint uns vielmehr ein Anarchismus, der seine Wurzeln in der *jedem* wissenschaftlichem Handeln konstitutiv zu eigenen Befassung mit Gegenständen der natürlichen und sozialen Welt sowie dem Bemühen um ein empirisches und analytisches Verstehen dieser hat² – zumindest dann, wenn es sich von der Idee der *Gegenstandsangemessenheit* und dem *darauf* abgestellten Bemühen um eine theoretische Durchdringung des wissenschaftlichen Vorgehens leiten lässt.³ Darin kommt die grundlegende Problemorientierung wissenschaftlichen Handelns als *erkenntnisproblemlösendem Handeln* zum Tragen. Allerdings wird eben diese Erkenntnisproblematik auf sehr unterschiedliche Art und Weise gelöst. Eine solche sowohl diskursanalytisch (vgl. Keller/Poferl 2016; Poferl/Keller 2017)⁴ als auch pragmatistisch-handlungstheoretisch⁵ ausgerichtete Konzeption von Wissenskulturen (vgl. Poferl 2016) möchten wir hier in den Vordergrund stellen.

Wir haben in unseren Forschungen zur Wissenskultur qualitativer Sozialforschung im deutsch-französischen Vergleich ein Feld untersucht, das in seinen historischen Entwicklungen nach dem Zweiten Weltkrieg bereits so reichhaltig war, dass wir, ausgehend von den 1950er und 1960er Jahren, dieser (Re-)Etablierungsphase besondere Aufmerksamkeit gewidmet haben; das aus dieser Forschung ebenso vorliegende und nicht minder inhaltsschwere „gegenwartsbezogene“ Datenmaterial harret der weiteren Bearbeitung. Gleichwohl lassen sich aus den zeitgeschichtlich an die jüngere und jüngste Soziologiegeschichte anschließenden Untersuchungen Elemente (typische Erscheinungsformen,

2 Ein solches, genau betrachtet recht geerdetes, Verständnis des Anarchistischen ist – soweit wir sehen – wissenschaftstheoretisch bei Feyerabend (1975/1986) angelegt.

3 Gegenstandsangemessenheit kann als eines der historisch frühesten Gütekriterien qualitativer Sozialforschung gelten; sie wird, ebenso wie theoretische Durchdringung, in aktuellen Diskussionsbeiträgen zu den fünf zentralen Gütekriterien in diesem Gebiet empirischer Forschung gezählt, dazu Strübing et al. (2018). Ein „Irritationspotential“ (Strübing et al. 2018, S. 83) geht unseres Erachtens von beiden Seiten – den Theoriebezügen *und* den Gegenständen – aus.

4 Im Anschluss an die Wissenssoziologische Diskursanalyse (vgl. Keller 2010).

5 Als wegweisende Klassiker sind hier Schütz (1932/2004) und Dewey (1938/2004) zu nennen.

Kontextkonstellationen und Konstitutionsbedingungen) von Wissenskulturen freilegen, die nicht nur historisch von Belang, sondern systematisch und konzeptionell weiterführend sind. Der vorliegende Beitrag will dies, zumindest in Umrissen, zeigen.

Im Folgenden werden zunächst begriffsgeschichtliche und konzeptionelle Ausgangspunkte der Wissenskultur-Forschung skizziert, an die das Konzept der Wissenskulturen, wie wir es verstehen, anknüpfen kann. Vor diesem Hintergrund arbeiten wir anschließend einige aus unserer Sicht weiterführende Aspekte des Begriffs, ausgehend von soziologischen Wissenskulturen, heraus. Abschließend spitzen wir die Frage nach der wissenschaftlich unterschiedlichen Art und Weise der Erkenntnisbildung – der Formierung wissenschaftlichen Handelns – auf die Pluralität soziologischen Erzählens und die gegenwärtig zunehmend aufscheinende Differenz von Wissenskulturen zu. Beides weist zurück auf den „Gegenstand der Gegenstände“, auf den sich erkenntnisproblemlösendes Handeln in der empirischen Sozialforschung richtet: die gesellschaftliche Wirklichkeit, die – so unsere These – immer nur in der Spannung von gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Konstruktion erschlossen werden kann.

2 Begriffsgeschichtliche und konzeptionelle Ausgangspunkte einer Wissenskultur-Forschung⁶

Auf die bemerkenswerte Karriere und Verbreitung des Begriffs der Wissenskulturen im wissenschaftlichen (und zunehmend auch außerwissenschaftlichen) Kontext⁷ wurde bereits in der Einführung zum vorliegenden Band hingewiesen. Die aufgezeigten Bezüge seien hier insbesondere im Hinblick auf die historisch-soziologische und wissenschaftssoziologische Befassung mit Wissenskulturen konzentriert und vertieft.

Aus der Perspektive einer historisch interessierten Wissenschafts- und Soziologiegeschichte nahm Wolf Lepenies (1985; 1989) die Wissenschaftskulturen über Länder und Zeiten hinweg vergleichend in den Blick und bezog wissenschaftstheoretische, geistes- und ideengeschichtliche Unterströmungen mit ein. Dabei zeichnete er ein komplexes Bild der Wissenschaftsentwicklungen im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert in Deutschland, England und Frankreich. Der Titel seiner Studie – „Die drei Kulturen“ (Lepenies 1985) – richtet sich allerdings nicht primär auf die drei genannten Nationen. Gemeint

6 Wir greifen im Folgenden auf Darstellungen von Keller/Poferl (2015; 2016), Poferl (2016) sowie Poferl/Keller (2017), zurück, die für den vorliegenden Beitrag komprimiert, überarbeitet und ergänzt worden sind.

7 Vgl. dazu Fried/Kailer (2003), Fried/Stolleis (2009), Sandkühler (2014), Zittel (2014).

ist etwas anderes: die Sozialwissenschaften als eine „dritte Kultur“ neben den Naturwissenschaften und den Geisteswissenschaften bzw. der Literatur. Die Soziologie zeichne sich gerade dadurch aus, dass sie die Gegensätze natur- und geisteswissenschaftlicher Zugänge – das Ideal der positivistischen Abbildung und Erfassung von Gesetzen einerseits, das Ideal der hermeneutischen Auslegung andererseits – in sich vereint oder dies zumindest versucht, damit aber in eine Konkurrenz von szientifischen und literarischen Orientierungen eingelassen ist. Die gesellschaftsstrukturellen und institutionellen Kontexte führen dazu, dass diese „dritte Kultur“ in jedem der angesprochenen Länder auch im Verhältnis von Sozialwissenschaften und Staat (vgl. Wagner 1990) sehr unterschiedlich zum Ausdruck kommt.

Die soziologische Wissenschaftsforschung hat sich zudem mehrfach mit der sozialen Strukturierung und wissenskulturellen Ausrichtung der wissenschaftlichen Wissensproduktionen befasst (vgl. Weingart 2003). Dabei wurden zunächst im Anschluss an Charles P. Snows These der „zwei Kulturen“ (1959/1967) die „harten“ (Natur-) Wissenschaften den „weichen“ (Geistes-) Wissenschaften und den sie jeweils tragenden wissenschaftlichen Communities gegenübergestellt. Schon Wilhelm Dilthey (1894/1990) hatte beide Wissenskulturen unterschieden und dem „Erklären“ respektive dem „Verstehen“ zugeordnet. Raymond Aron (1934-1935/1953) z. B. wies in den 1930er Jahren auf die Differenz zwischen deutscher geisteswissenschaftlicher Soziologie und französischer empiristisch-positivistischer Soziologie hin. Johan Galtung (1983) unterschied zwischen „gallischem“ und „teutonischem“ Wissenschaftsstil. Hans Georg Soeffner (2004a) beschrieb den Dualismus von cartesianischer und hermeneutischer Erkenntnishaltung, der sich quer durch die Soziologie ziehe.

Dergleichen historisch rekonstruierbare Aus- und Binnendifferenzierungen des wissenschaftlichen Feldes sind insofern keineswegs ein allein aktuelles Phänomen, wengleich die Pluralität der Theorien und Theoreme, der konzeptionellen Ansätze und Zugänge, der Methoden und Methodologien, der Forschungsstile und thematischen Aufmerksamkeiten innerhalb des Faches variiert. Vielmehr erscheint es auch aus historischer Sicht geboten, von einer Disziplin im Plural zu sprechen und die fachinterne Vielschichtigkeit und Vielstimmigkeit als ein konstitutives Merkmal zu begreifen – gegen Dominanzen und pauschalisierende Dominanzbehauptungen, die den Vorrang einzelner Perspektiven oft mehr „herbeireden“ denn begründen.

Neben den frühen Arbeiten von Ludwik Fleck (1935/1980) erhielt die empirische Forschung zu Wissenskulturen wichtige Impulse aus der ethnomethodologisch und kulturanthropologisch inspirierten Analyse der Arbeitsprozesse in naturwissenschaftlichen Laborsettings und in der wissenschaftlichen Wissensverteilung, wie sie im Rahmen der konstruktivistischen Science & Technology Studies und Akteur-Netzwerk-Theorie seit den 1970er Jahren vorangetrieben wurden. Für die neuere Wissenschaftssoziologie wegweisend ist die verglei-

chende Studie von Karin Knorr Cetina (1999; 2002) zur Molekularbiologie und zur Hochenergiephysik, die sich – so das Original – mit „epistemic cultures“ befasst. Knorr Cetina begreift ihren Vorschlag als Weiterführung bisheriger wissenschaftssoziologischer Forschungen. Der Begriff der Wissenskulturen umfasst demnach:

„diejenigen Praktiken, Mechanismen und Prinzipien, die, gebunden durch Verwandtschaft, Notwendigkeit und historische Koinzidenz, in einem Wissensgebiet bestimmen, wie wir wissen, was wir wissen. Wissenskulturen generieren und validieren Wissen. [...] Beschrieben werden die jeweiligen Verständnisse des Empirischen, die Art der Realisierung von Objektbeziehungen, die Konstruktion und Form sozialer Arrangements. Der Ausdruck ‚epistemisch‘ soll auf Erkenntnis verweisen; es geht also um diejenigen Strategien und Prinzipien, die auf die Erzeugung von ‚Wahrheit‘ oder äquivalente Erkenntnisziele gerichtet sind“ (Knorr Cetina 2002, S. 11; Hervorh. im Orig.).

Im Kontext der wissenschaftlichen Wissensproduktion von Wissens- bzw. Erkenntniskulturen zu sprechen, zielt vor allem darauf, die Unterschiedlichkeit, Heterogenität und Differenziertheit der Praxisformen der Erkenntnisproduktion jenseits der „einen“ Wissenschaftslogik zu betonen. Kulturen begründen sich – so die Autorin – in der Separierung und Ausdifferenzierung selbstreferentieller Systeme:

„Spezifische Kulturen entstehen, wenn Bereiche der sozialen Welt sich voneinander separieren und sich über längere Zeiträume vorwiegend auf sich selbst beziehen; anders ausgedrückt, sie gedeihen in selbstreferentiellen Systemen, deren Teilnehmer sich mehr aneinander und an früheren Systemzuständen als an der Umwelt orientieren. Wissenschaften und Expertensysteme scheinen prädestiniert für solche kulturellen Differenzierungen. [...] Indem man sich auf Wissenskulturen statt auf Disziplinen oder Spezialgebiete konzentriert, amplifiziert man die Wissenspraxis zeitgenössischer Wissenschaften, bis das gesamte Gewebe technischer, sozialer und symbolischer Elemente sichtbar wird, das diese Praxis ausmacht.“ (Knorr Cetina 2002, S. 12–13).

Zugleich nimmt die Autorin eine entscheidende Absetzbewegung vor. Der Rekurs auf den Kulturbegriff lenkt den analytischen Fokus weg von den situierten Handlungsstrategien einzelner Beteiligter und Netzwerker hin zu „Wissensmaschinerien“ (Knorr Cetina 2002, S. 21) und „epistemische[n] Maschinerien“ (Knorr Cetina 2002, S. 22) der Erkenntnisproduktion. Er soll die Beschränkung der labororientierten Wissenschaftsforschung auf die bloße Performativität des Laborhandelns durch den Bezug auf „Handlungsmuster und -strukturen, die Bestandteile solcher Maschinerien sind“ (Knorr Cetina 2002, S. 21), korrigieren. Dies verschiebe auch die praxisbegriffliche Blickrichtung „weg von den Intentionen und Interessen der Akteure, die der Handlungsbegriff voraussetzt, und hin zu

den Ordnungen und Dynamiken kollektiver Handlungsketten“ (Knorr Cetina 2002, S. 21). Der Kulturbegriff leistet aber noch mehr: Er impliziert eine Sensibilität für Brüche in der „Einheit und Einförmigkeit von Praxis“ (Knorr Cetina 2002, S. 21); er verweist auf die Komplexität der Untersuchungsphänomene, und er akzentuiert die Bedeutung der *symbolischen* Komponenten:

„Der Kulturbegriff fügt also dem Praxisbegriff Sensibilität für Symbole und Bedeutungen hinzu; ein drittes Element, das die Idee epistemischer Maschinerien bereichert. Ich gehe davon aus, dass die Bedeutungsaspekte und die Verhaltensebene nicht getrennt werden können und dass Auffassungen von Kultur, die die Verhaltensebene ignorieren, ebenso beschränkt sind wie solche, die Symbole und Bedeutungen außer Acht lassen.“ (Knorr Cetina 2002, S. 22)

Knorr Cetina hat sich in ihren Arbeiten mit naturwissenschaftlichem Wissen befasst. Sie weist in diesem Zusammenhang auf die generelle Fragmentierung von Prozessen der Wissenserzeugung in Gegenwartsgesellschaften hin, die auch für die Wissenschaften gelte: Diese haben demnach „ihre eigene Geographie. Sie bestehen nicht nur aus einem Unternehmen, sondern aus vielen; aus einer Landschaft unabhängiger Wissensmonopole, die höchst unterschiedlich arbeiten und unterschiedliche Produkte produzieren“ (Knorr Cetina 2002, S. 14). Dergleichen Beobachtungen werden sowohl in der Wissens- als auch in der Wissenschaftssoziologie zum Thema, u. a. in der Diskussion um Wissensgesellschaft. In der Tat spricht vieles dafür, dass heute weniger denn je von einem universalistischen Modell ausgegangen werden kann, wie es aus dem ursprünglichen idealtypischen Wissenschaftsverständnis und dessen von Robert Merton (1985) formulierten Leitideen folgen müsste. Vielmehr zeigt sich eine starke Prägung von wissenschaftlichen Wissenskulturen nicht nur durch disziplinärfachliche, sondern auch durch ihre historisch-gesellschaftlichen Kontexte und Traditionen. Für die Soziologie und andere Sozialwissenschaften gilt dies bereits im Hinblick auf ihre klassische Vergangenheit. In der Soziologiegeschichte hat sich daher auch die Rede von differenten klassischen nationalen Traditionen der Soziologieentwicklung durchgesetzt. Damit sind Leitparadigmen und in der Regel entsprechende „Gründerväter“ bezeichnet, deren Arbeiten richtungweisend und Stil prägend für den Auf- und Ausbau der Soziologie in den nationalen Wissenschaftsfeldern waren.⁸ Unbenommen

8 So steht Max Weber für die deutsche Tradition der verstehenden Soziologie, Émile Durkheim für die französische Tradition der Soziologie „sozialer Tatsachen“, die Chicago School bzw. der Symbolische Interaktionismus für eine pragmatische Handlungssoziologie US-amerikanischer Prägung. Wo die Soziologie stark aus gesellschaftlichen Reformpolitiken hervorging (wie in den USA), wo sie als Zivilreligion das Versprechen der rationalen Staatsleitung und moralischen Integrationswissenschaft gab (wie in Frankreich), oder wo sie als

dessen zeichnet sich die Soziologiegeschichte schon früh durch internationale Rezeptionsbewegungen⁹ aus, die häufig auch mit der Mobilität einzelner Personen – z. B. den Aufenthalten von George H. Mead, Robert Park, Talcott Parsons oder Everett Hughes in Deutschland – verbunden waren.¹⁰

Doch was bedeutet es, von „soziologischen Wissenskulturen“ (Keller/Poferl 2015; 2016; Poferl 2016; Poferl/Keller 2017)¹¹ zu sprechen? Dem gehen wir im Folgenden weiter nach.

3 Soziologische Wissenskulturen: Konstruktionstypen, Kontextkonstellationen, Konstitutionsbedingungen

In unseren Forschungen zu Wissenskulturen der qualitativen Sozialforschung in Deutschland und Frankreich seit den 1960er Jahren haben wir unterschiedliche Typen der Formierung wissenschaftlichen Arbeitens rekonstruiert. Diese Formierung ruht auf wissenskulturellen Prägungen und besteht gleichsam in diesen selbst. Wir betrachten Wissenskulturen insofern – wie eingangs angedeutet – als Bestandteile der wissenschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit, die in soziohistorisch konkreten Formen, Ordnungs- und Handlungsmustern zum Ausdruck kommen und in Erscheinung treten. Dabei kommt den zwei Haupttypen der *Legitimation durch Verfahren* und der *Individualisierten Inspiration* besondere Bedeutung zu (dazu ausführlich Keller/Poferl 2016). Die Legitimation durch Verfahren setzt auf die Gewinnung und Rechtfertigung von Erkenntnis im Gerüst prozedural mehr oder minder festgelegter Vorgehensweisen (wir bezeichnen dies insofern auch als prozedurale Legitimation). Die Entwicklung *von* Verfahren und die Orientierung *an* Verfahren werden in diesem Fall mit Methodik schlechthin gleichgesetzt, die wiederum als Grundlage und

akademisch analysierende Disziplin begründet wurde (wie in Deutschland) – überall da entstehen sehr unterschiedliche Pfade dessen, was als wissenswertes Wissen erzeugt werden kann und soll. Und je nachdem, wie sie etwa in ihrem Entstehungskontext zu sozial- und geisteswissenschaftlichen Nachbardisziplinen positioniert wird, ergeben sich differente Begründungen ihres spezifischen Zugangs zur Welt (vgl. Wagner 1990; 2004).

- 9 Vgl. etwa die breite internationale Rezeption von Herbert Spencer, Georg Simmels frühe Bekanntheit in den USA, Paul Lazarsfeld transatlantisches Wirken im Bereich der US-amerikanischen empirischen und deutschsprachigen Soziologie, der Re-Import Max Webers nach Deutschland über Talcott Parsons, die Rezeption Alfred Schütz' in der US-amerikanischen Soziologie, etc.
- 10 Zur komplexen und historisch weit zurückreichenden Verschränkung von „nationalen“ Traditionen und transnationalen Kontakten der Soziologie vgl. auch Wagner (2004).
- 11 Zu sprach- und kulturwissenschaftlich informierten Perspektiven vgl. Liebert und Weitze (2006); zur vergleichenden Analyse akademischer Wissenskulturen Paulitz et al. (2015).

Stütze, nahezu „Garantie“, der wissenschaftlichen Absicherung gilt (in Bezug z. B. auf Datenerhebung, Datenauswertung, Ergebnisdarstellung etc.). Die individualisierte Inspiration hingegen speist sich aus dem Glauben an und Vertrauen auf die Freisetzung schöpferischer Potentiale im Forschungsprozess selbst. Es wäre ein grobes Missverständnis, darin keine Methode zu sehen. Vielmehr erweist sich das Nicht-Festgelegte, das freie Spiel der Möglichkeiten, hier als charakteristisch – bis hin zur Kombination aller möglichen Vorgehensweisen und dem Verzicht auf akribisch angebbare Schritte. Den ersten Typus der Legitimation durch Verfahren haben wir insbesondere in den Anfängen der deutschen qualitativen Sozialforschung in den 1950er, 1960er Jahren identifiziert, den zweiten Typus in den Anfängen der französischen Sozialforschung desselben Zeitraums. Wir gehen allerdings *nicht* davon aus, hier national festgezurrt Formen und Muster vorliegen zu haben; beides kann in verschiedenen Sprach- und Wissenschaftsräumen auftreten und sich auch in zeitlicher Hinsicht überlagern und ineinander verschieben – heute, unter den Bedingungen transnationaler Wissens- und Wissenschaftsproduktion und einer unabwiesbaren Pluralisierung (auch) des soziologischen Wissenschaftsfeldes mehr denn je.

Was die unterschiedenen Typen eint, ist, dass es sich in beiden Fällen um eine Form der Regulierung bzw. der Gestaltung der Beziehung des Forschers zu seinem Gegenstand bzw. empirischen Feld handelt. Es geht, anders formuliert, um die *Beziehung von Forschungssubjekt und Forschungsobjekt*, die nicht einfach vorhanden und gegeben ist, sondern im Forschungsprozess selbst hergestellt werden muss und der laufenden Handhabung bedarf – in einem Fall durch verfahrensbasierte Kontrolle und Reglementierung, im anderen durch Inspiration, Kreativität und die in der Forschung sich entfaltenden Kräfte. Zugleich kommt darin bereits eine grundlegende Konstitutionsbedingung, ein wissenskulturell hoch relevanter Strukturaspekt, zum Tragen: Der für Sozialforschung – und das heißt vor allem: für die Akteure der Forschung, die Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen – unabwiesbare Umstand, selbst Teil der sozialen Welt bzw. der Gesellschaft zu sein, die jeweils untersucht wird. Für qualitative Sozialforschung ist die Einbindung in Gesellschaft ein geradezu klassisches Thema und eine Herausforderung, die in der Forschung bearbeitet werden muss. In der methodologischen Literatur wird dies seit langem z. B. unter den Begriffen der „doppelten Hermeneutik“ (Giddens 1984/1988) oder des „(verstehenden) Verstehen des Verstehens“ (Soeffner/Hitzler 1994; Hitzler 2002), als Erfordernis der „Befremdung“ (Amann/Hirschauer 1997), der Herstellung „künstlicher Dummheit“ (Hitzler 1986) oder des gezielt herbeizuführenden „epistemologischen Bruchs“ (Bourdieu/Chamboredon/Passeron 1968/1991) diskutiert. Auch die in der qualitativen Sozialforschung an oberster Stelle rangierenden Prinzipien der *Offenheit* gegenüber dem Gegenstand (den man eben *nicht* bereits zu kennen glaubt) und der *Reflexivität* (des eigenen wissenschaftlichen Vorgehens, das stets mit dem Risiko der Voreingenommenheit, Verzerrung, Blindheit sowie schlicht: des Schei-

terns zu rechnen hat) leiten sich daraus ab. Für unsere wissenschaftliche Forschung empirisch interessant zu sehen war und ist, dass genau dieser Verweisungszusammenhang von *Forschungssubjekt, Forschungsobjekt, gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Einbindung*, das daraus sich ergebende Verhältnis von gesellschaftlichen Gegenständen und wissenschaftlicher Gegenstandskonstitution sowie die damit verbundenen Anforderungen der wissenschaftlich *angemessenen* Annäherung an soziale Wirklichkeit einen Unterschied machen, und wie sich dieser Unterschied in den Angemessenheitsvorstellungen des wissenschaftlichen Arbeitens entfaltet. Es handelt sich bei dem genannten Verweisungszusammenhang, um es anders und vielleicht etwas pathetisch zu formulieren, um das grundlegende *relationale Gefüge soziologischer Welterschließung*, an das wissenschaftliche Formierungen sich gleich Aufschichtungen anlagern und in die eine oder andere Richtung münden: Während beim Typus der Legitimation durch Verfahren die *Arbeit an der Objektivierung* (der Zugänge, der Ergebnisse etc.) im Vordergrund steht, wird für den Typus der Individualisierten Inspiration die eigene *Subjektivität* zur Quelle von Erkenntnis – ohne allerdings das Forschungssubjekt als tatsächlich „subjektiv“ zu begreifen (was es de facto auch nicht ist), sondern stets in seiner wissenschaftlichen *Subjektform*¹² zu belassen. In beiden Hinsichten tragen die Formierungen wissenschaftlichen Arbeitens zur wissenschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit bei, wobei diese Konstruktion im Hinblick auf das wissenschaftliche Handeln nichts „Äußerliches“ und „Überformendes“ hat, sondern ihrerseits konstitutiv für das jeweilige – gegenständliche und gegenstandsbezogene – wissenschaftliche Weltverhältnis ist. Für ein solches Verständnis von (soziologischen) Wissenskulturen ist die Metapher der „epistemischen Maschinen“ (Karin Knorr Cetina, s. o.) im Sinne von Handlungsverkettungen (dazu bereits Blumer 1969/2004) durchaus plausibel. Allerdings werden auch Maschinen angeworfen oder angehalten, sie sind mehr oder weniger störanfällig, sie können weiterentwickelt und verbessert werden oder im Museum verschwinden (dem entspräche in der Sozialforschung die Archivierung „früherer“ Ansätze). Insofern haben Wissenskulturen ein sich verselbständigendes Eigenleben, das aber auf das *Betreiben* von Forschung, die Betreiber und Betreiberinnen, deren Ermessensspielräume, Unterwerfungen, Risikobereitschaft und Wagemut angewiesen bleibt.

Es ist hier nicht der Ort, die detaillierter vorliegenden empirischen Beschreibungen zu wiederholen. Wir beschränken uns daher im Weiteren darauf, einige systematische und konzeptionelle Aspekte der Beforschung soziologischer Wissenskulturen herauszustellen.

12 Diese Bezeichnung erscheint uns in diesem Zusammenhang geeigneter als der inzwischen weit verbreitete, auf Foucault zurückgehende Begriff der Subjektposition. Zum Begriff der „Subjektform“ und seiner Anwendung auf die Figur des Autors vgl. z. B. Kyora (2014).

Anknüpfen lässt sich hierbei zunächst an makro- und mikrosoziologisch relevante Kontextkonstellationen, wobei wir vier Punkte aufgreifen möchten:

(1) Genealogische Entwicklungen verbinden sich mit der Erfahrung, sowohl *lokal* als auch *global* auf sehr Unterschiedliches zu treffen, was unter dem Namen „Soziologie“ verhandelt wird. Dass Themenkonjunkturen hier so und dort anders verlaufen, lässt sich vergleichsweise einfach auf die jeweiligen gesellschaftsstrukturellen Kontexte und daraus entstehenden Problemsituationen beziehen, innerhalb derer Förderprogramme eingesetzt und gesellschaftliche Erwartungen an soziologisches Arbeiten formuliert werden. Ungleichzeitigkeiten der Theorieentwicklung und -rezeption werden durch die Verzögerung in Übersetzungsprozessen und wissenschaftssprachliche Barrieren – noch erscheint nicht alles in vereinheitlichender englischer Sprache – verstärkt.

(2) Bestritten ist damit nicht, dass die Geschichte der Soziologie eine Geschichte der Machtkämpfe ist, der Auseinandersetzung um den Zugang zu Ressourcen der Forschung und der Besetzung von Positionen, der Konflikte zwischen Paradigmen, die nicht nur im Streit um das bessere Argument, sondern auch auf den Neben- und Hinterbühnen des akademischen Lebens ausgegtragen werden. Auf einige solcher Prozesse, Dimensionen und Faktoren hat die soziologiebezogene Wissenschaftsgeschichtsschreibung hingewiesen (vgl. Wagner 1990; Weischer 2004, Camic/Gross/Lamont 2011), manches lässt sich aus der sozialwissenschaftlichen Wissenschaftsforschung ableiten. Folgenreich sind darüber hinaus jedoch unterschiedliche *soziale* und *kulturelle Erfahrungskontexte*, *gesellschaftliche Platzierungen* und *Rollenzuschreibungen*, *epistemologische Ausrichtungen*, *Menschen-, Welt- und Gesellschaftsbilder*, indem sie den Bezugsrahmen der Theorieentwicklung und Forschung, der kategorialen Unterscheidungen, der Denkräume und Denkmöglichkeiten abstecken. Vor dem Hintergrund der (wissens-)soziologischen Wissenschaftsforschung ist dies nicht überraschend, vor allem dann nicht, wenn die schon von Ludwik Fleck (1935/1980) beobachtete Rolle von „Denkstilen“ und „Denkkollektiven“ auch für die Soziologie in Rechnung gestellt wird. Aus all diesen – wissenschaftsinternen *und* wissenschaftsexternen – Gemengelagen bildet sich die „Seinsverbundenheit des Wissens“ (Mannheim 1929/1985) und dessen „Standortgebundenheit“ (Harding 2004) sowie spezifisch „situiertes Wissen“ (Haraway 1988) aus; darauf hat neben der klassischen Wissenssoziologie insbesondere auch die auf das Verhältnis von Erkenntnis und Geschlecht bezogene und interdisziplinäre Wissenschaftsforschung¹³ aufmerksam gemacht.

13 Neben den erwähnten Arbeiten von Harding und Haraway vgl. z. B. Hausen/Nowotny (1986), List/Studer (1989), Honegger (1991), Wobbe/Lindemann (1994), Schiebinger (1995).

(3) Schon die Arbeiten von Michel Foucault (z. B. 1966/1974) und Thomas Kuhn (1962/1996) verdeutlichen zudem die *historische Kontingenz* wissenschaftlicher Wissensproduktion. Unhaltbar ist die Annahme, dass der heutige Stand der soziologischen Erkenntnisproduktion das notwendige oder zwangsläufige Resultat einer jahrhundertelangen Entwicklung sei. Dem stehen nicht zuletzt die ganz unterschiedlichen Bedingungen soziologischer Wissensproduktion in verschiedenen Lebens- und Sprachräumen der Welt entgegen, die weder einem Einheitsmodell unterzuordnen sind noch „nationale“ Prägungen einfach perpetuieren. Umgekehrt münden Prozesse der Globalisierung, Übersetzung und Vernetzung nicht zwangsläufig in Homogenisierung, Nivellierung und Standardisierung, sondern tragen ihrerseits dazu bei, ein komplexes Geflecht von Pluralität und Heterogenität zu erzeugen. Aus globalisierungstheoretischer Sicht hat Martin Albrow (1990) die Soziologieentwicklung als eine sukzessive Pendelbewegung zwischen Öffnungen und (nationalen) Schließungen beschrieben. Vermutlich lassen sich stets beide Bewegungen gleichzeitig (in unterschiedlichen Graden und Erscheinungsformen) festhalten. Vieles bleibt hier zu untersuchen, von einer etablierten inter-, transnationalen oder gar „globalen“ Soziologiegeschichte kann, von bereits erwähnten Ausnahmen abgesehen, noch kaum die Rede sein. Gegenwärtig eröffnet sich hier zudem ein weites Feld für die Untersuchung transnationaler soziologischer Wissensproduktion.¹⁴

(4) Hinzu kommt die Bedeutung *institutioneller* – raum-zeitlich gebundener sowie diskursiv umspülter – *Transformationen*: In Phasen ihrer Entstehung, sukzessiven Anerkennung und Etablierung haben Formen der Begründung von Wissensansprüchen einen anderen Charakter als dort, wo sie zum selbstverständlichen Kanon gehören; wo die Soziologie universitär kaum verankert ist (wie z. B. im Frankreich der 1950er Jahre), wird anders argumentiert, als dort, wo es sich um ein Massenfach handelt; wo die Beteiligung von Frauen an Wissenschaft „selbstverständlich“ geworden ist, stellt sich – *nicht* naturnotwendigerweise, aber in ihrer sozialen Zusammensetzung die wissenschaftliche Landschaft anders und vielleicht weniger androzentrisch dar. Entwicklungs-, Begründungs- und Verbreitungszusammenhänge soziologischen Wissens können unterschieden werden. Nachfolgende Generationen von Forschenden können Positionierungen übernehmen, weiterentwickeln, verfeinern oder ersetzen – Optionen, die ihren Vorgängern und Vorgängerinnen so nicht zur Verfügung standen. Der Begriff der Wissenskultur sensibilisiert mithin für vielfältige und disziplininterne Unterschiedlichkeiten der Wissenserzeugung und Wissensbegründung, die nicht nur, aber auch für die Soziologie eine Rolle spielen.

14 Zu verschiedenen Feldern transnationalen Wissens vgl. z. B. Duscha et al. (2018); dazu auch Lachenmann im vorliegenden Band.

Im Hinblick auf die eingangs bereits unterschiedenen Dimensionen der *diskursiven Strukturierung* und des *erkenntnisorientierten Handelns* sowie die daraus sich ergebenden Konstitutionsbedingungen wissenschaftlichen Arbeitens sind darüber hinaus folgende Aspekte hervorzuheben:

(1) Bestandteile von wissenschaftlichen – mithin auch soziologischen – Wissenskulturen sind Arten und Weisen, etwas zu tun: zu forschen, zu argumentieren, zu publizieren. Techniken und Objekte zu nutzen, legitime und illegitime Bezugnahmen zu unterscheiden, Traditionen, Kanonisierungen, Vermittlungsformen auszubilden, spezifische Formen des Ressourcenzugangs zu haben und in „Ordnungen des Diskurses“ (Foucault 1972/1974) eingebunden zu sein. Dieses Tun enthält eine *material herstellende* Seite, und stellt insofern ein Praxisfeld mit speziellen Tätigkeiten dar. Es ist des Weiteren und darin zugleich ein *Wissen herstellendes, erkenntnisorientiertes* Tun. Die Formen, Spielräume und Ergebnisse der soziologischen Wissensproduktion hängen so nicht nur von konkreten Forschungsinfrastrukturen und Praktiken der Forschung ab, sondern auch von den Perspektiven, Erfahrungs-, Erwartungs- und Möglichkeitshorizonten, die durch verfügbare erkenntnistheoretische Positionen, Theorieparadigmen, Zitationstraditionen, bestehende Kontroversen und Koalitionen, etablierte methodologische Standards und entwickelte methodische Angebote eröffnet werden. Ein verkürzter Praxisbegriff, der allein auf Materialität und Technik setzt und Beobachten, Denken, Sprechen, Schreiben in all seinen Signaturen nicht als (mehr oder minder legitime, tradierte, konventionalisierte oder aber innovative, weiterführende) Konkretion und Manifestation wissenschaftlichen Arbeitens fassen kann, ist für die Untersuchung von soziologischen und vermutlich generell von wissenschaftlichen Wissenskulturen unbrauchbar. So verweist z. B. auch John Law aus dem Feld der Science & Technology Studies dezidiert darauf, dass die Materiale Semiotik selbstverständlich als „Mikroanwendung“ der Foucault'schen Diskursperspektive gedacht werden könne (vgl. Law 2011).

(2) Eng damit verbunden sind Verschiedenheiten, die ihren Ausgangspunkt in soziologischen *Methoden der Erkenntnisbildung* und deren Entwicklungen haben. Sie zeigen, dass die Geltungsansprüche soziologischen Forschens sowie die daran geknüpften Vorstellungen der „Wissenschaftlichkeit“ soziologischer Wissensproduktion differieren. Unsere eigenen Forschungen haben (wie oben angesprochen) die Bedeutung wissenskultureller Formierungen soziologischer Wissensproduktion gerade auch hinsichtlich der Methodenverständnisse bestätigt.

(3) Die Dimension der Erkenntnisorientierung erlaubt nicht zuletzt eine pragmatistisch-handlungstheoretische Vertiefung. Die wissenschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit (genauer: wissenschaftlich relevanter Wirklichkeit) ist mit drei grundlegenden Handlungsproblemen konfrontiert: der *Gewinnung*, *Legitimation* und *Kommunikation von Erkenntnis*. Sie folgen *nicht* einem Nach-

einander von Wissensentstehung, Wissensdarstellung und -rechtfertigung, sondern sind in jedem einzelnen Schritt rekursiv miteinander verknüpft. Die damit verbundenen Prozesse unterliegen zudem weder zwischen noch innerhalb einzelner Disziplinen einem einheitlichen Schema: Die *methodisch (wie auch immer) abgesicherte* Erzeugung von Erkenntnis (mit anderen Worten: der Geltungs- und „Wahrheitsanspruch“ von Wissenschaft) erscheint vielmehr als Kernaufgabe wissenschaftlicher Arbeit, die ihrerseits wissenschaftskulturell unterschiedlich gelöst wird. Wissenskulturen stellen demnach *mehr oder weniger deutlich voneinander abgrenzbare Arten und Weisen der diskursiven und praktischen Hervorbringung, Bewertung und Vermittlung von spezifischem (hier: wissenschaftlichem bzw. soziologischem) Wissen* dar. Und das heißt weiter: Sie bestehen aus je *spezifischen und typisierbaren Lösungen eines sich jedweder Wissenschaft je spezifisch stellenden Handlungsproblems: der wissenschaftlichen Erkenntnis*. Um es mit John Deweys Konzept der „unbestimmten Situation“ auszudrücken:

„Forschen und Fragen sind bis zu einem gewissen Punkt synonyme Termini. Wir forschen, wenn wir fragen; und wir fragen, wenn wir danach suchen, was Antwort auf eine gestellte Frage gibt. Folglich macht es genau das Wesen der unbestimmten Situation aus, die den Forschungsprozeß [sic!] auslöst, *fraglich* oder – in Begriffen der Wirklichkeit statt der Möglichkeit ausgedrückt – ungewiss, ungeklärt und in der Schwebe [*unsettled*], verworren zu sein.“ (Dewey 1938/2004, S. 229; Hervorh. im Orig.).

Ein solches Konzept von Wissenskulturen ist nicht auf Mutmaßungen über die *black box* der Forscherköpfe angewiesen, im Gegenteil. Es erlaubt, *Wissens- und Erkenntnisproduktion*, die Produktion von Erkenntnis als *Handlungsproblem* und *Wissenskulturen als institutionell mehr oder minder stabilisierte, komplex figurierte Lösungen von Handlungsproblemen*, die sich dem soziologischen Forschen „auf dem Wege zur Erkenntnis“ stellen, zu begreifen.

Wissenskulturen prägen, formen und formieren wissenschaftliches Handeln sowie dessen je eigene Sinn- und Regelhaftigkeit. Sie geben zugleich einen Raum der Möglichkeiten und des Erkundens, Testens, Ausprobierens und Experimentierens frei – oder schränken diesen ein.¹⁵ Sie orientieren, wie sich Forschung als *Prozess* und als *Beziehung* zwischen Forschungsobjekt und Forschungssubjekt im Kontext beiderseitiger gesellschaftlicher Situierungen gestalten kann. Und sie sind gleichermaßen Diskurs wie auch Praxis, ein Tun und Handeln, in dem die *verfeinerte Pragmatik* soziologischer Erkenntnisproduktion zum Ausdruck kommt. Wissenskulturelle Problemlösungen sind in diskursiv strukturierte Felder und Vorgaben der Wissensproduktion eingebunden. Dies ist eine Seite des

15 Zu einer „experimentellen“ Perspektive auf Soziologie vgl. auch Poferl (1999).

Handlungszusammenhangs, von dem hier die Rede ist. „Verfeinerte Pragmatik“ verweist auf die andere Seite: das konkrete methodische Vorgehen, die Explikation der Argumente, die Systematisierung, Stilisierung (und vielleicht auch Überhöhung), die Rationalisierung und Ästhetisierung der Erkenntnisbildung, aber auch die Um- und Irrwege, die Abkürzungen, die Improvisation, den Einsatz der Phantasie, Kreativität, Imagination und Intuition, die in erkenntnisproblemlösendem Handeln angelegt sind. Wissenschaftliches Handeln ist im Unterschied zum Alltagshandeln handlungsentlastet und auch wieder nicht. Es hat die Aufgabe, Wissen über die Welt zu erzeugen.

4 Soziologisches Erzählen und wissenskulturelle Differenz

Ein solches Konzept soziologischer Wissenskulturen impliziert weder ein essentialistisches noch statisches noch raum-zeitlich geschlossenes Verständnis von „Kultur“, sondern setzt – darin Kulturbegriffen von Max Weber (1904/1980) und Clifford Geertz (1973) folgend – an *Sinn- und Bedeutungszuschreibungen wissenschaftlichen Handelns* an. Soziologische Wissenskulturen verweisen so auf historisch hervorgebrachte *Symbolisierungs-, Diskurs- und Praxisfelder*, welche spezifische Formen und Muster des wissenschaftlichen Deutens und Handelns ausbilden und vorübergehend stabilisieren, die wiederum zum Gegenstand der Analyse gemacht werden können. Die Akzeptanz der jeweiligen Angemessenheitsvorstellungen fällt dabei durchaus unterschiedlich aus. Dass z. B. nicht alle Methoden der Erkenntnisbildung gleichermaßen Anerkennung im wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Raum finden, ist eine Erfahrung, die die Geschichte und Entwicklung der „qualitativen“ Sozialforschung – anders als der „quantitativen“ Sozialforschung – begleitet hat. Auf die Unzulänglichkeiten beider Bezeichnungen sowie die Gemeinsamkeiten und Unterschiede standardisierter und nicht-standardisierter Verfahren in der Sozialforschung hat Hans-Georg Soeffner (2004b) hingewiesen.

Sowohl die Wahl der Gegenstände, der Methoden als auch die Erkenntnisprozeduren selbst unterliegen wissenskulturellen Zwängen und Disziplinierungen – nicht alles ist gleichermaßen geboten, machbar und legitim, aus wissenschaftsinternen (und mehr denn je auch aus forschungsethischen)¹⁶ Gründen. Das hatte schon Alfred Schütz bspw. für die Mathematik so benannt. In den frühen 1940er Jahren schreibt er in seinen Ausführungen über die „Welt der wissenschaftlichen Theorie“ und das Eintauchen eines Newcomers in ein spezifisches wissenschaftliches „Diskursuniversum“¹⁷ dazu Folgendes:

16 Zur Diskussion über Forschungsethik vgl. Unger/Narimani/M' Bayo (2014).

17 Zum Begriff des Diskursuniversums vgl. auch Mead (1934).

„All this, however, does not mean that the decision of the scientist in stating the problem is an arbitrary one or that he has the same ‚freedom of discretion‘ in choosing and solving his problems which the phantasying self has in filling out its anticipations. This is by no means the case. Of course, the theoretical thinker may choose at his discretion, only determined by an inclination rooted in his intimate personality, the scientific field in which he wants to take interest and possibly also the level (in general) upon which he wants to carry on his investigation. But as soon as he has made up his mind in this respect, the scientist enters a preconstituted world of scientific contemplation handed down to him by the historical tradition of his science. Henceforth, he will participate in a universe of discourse embracing the results obtained by others, methods worked out by others. This theoretical universe of the special science is itself a finite province of meaning, having its peculiar cognitive style with peculiar implications and horizons to be explicated. The regulative principle of constitution of such a province of meaning, called a special branch of science, can be formulated as follows: Any problem emerging within the scientific field has to partake of the universal style of this field and has to be compatible with the preconstituted problems and their solution by either accepting or refuting them. Thus the latitude for the discretion of the scientist in stating the problem is in fact a very small one.“ (Schütz 1945/1973, S. 250)

Wissenskulturen beinhalten zugleich aber auch ein gewisses Maß an Freiheit von disziplinären Vorgaben, ohne das die Lösung wissenschaftlicher Erkenntnisprobleme *nicht* möglich ist. Hierbei geht es um die Freiheit, die Gegenstände so zu erfassen, wie *diese* es erfordern. Dies ist kein naiver Naturalismus, sondern, wenn überhaupt, ein „Naturalismus“, der sich aus der Weltzugewandtheit wissenschaftlichen Arbeitens speist, die wiederum nur um den Preis des Empirieverlustes aufgelöst werden kann.¹⁸ Darin liegt auch der anarchistische Anteil erkenntnisorientierten Handelns, auf den wir eingangs hingewiesen haben. Wissenschaft allein „unter dem Joch“ des disziplinär und gesellschaftlich Erwünschten verkäme zum Vollzugsorgan, sie hätte ihre Aufgabe des Verstehens von und der Aufklärung über die Welt, dies in strikter Orientierung an den Gegenständen, verfehlt. Die Orientierung am Gegenstand (die, phänomenologisch gesprochen, eine Sonderform der Gerichtetheit „auf etwas“, d. h. der Intentionalität ist), und die analytische Durchdringung der Welt (die eine spezifische Einstellung in und gegenüber ihr ist), wohnt gleichwohl jedem wissenschaftlichen Handeln als Erkenntnisbedingung und Erkenntnis*potential* inne.

18 Die endlosen Debatten um Konstruktivismus versus Realismus, die derzeit philosophisch hin zum Neuen Realismus, teils philosophisch, teils sozialwissenschaftlich hin zum Neuen Materialismus tendieren, gehen unseres Erachtens an diesem Kernproblem vorbei. Mittelbar tangiert ist damit auch die unfruchtbare Gegenüberstellung von „Theorie“ und „Empirie“, die in der elaborierten Forschung und Methodologie zurückgewiesen wird, vgl. dazu z. B. Kalthoff/Hirschauer/Lindemann (2008).

Die gegenwärtige Soziologie ist auf vielen Ebenen von Reflexivität geprägt.¹⁹ Wir sehen darin nicht einfach ein Bedürfnis nach „mehr Reflexion“, sondern primär – und darin an den Strukturbegriff „reflexiver Modernisierung“ (Beck/Giddens/Lash 1996; Beck/Bonß/Lau 2003) anschließend – ein Moment der Reflexivität im Sinne einer Selbstkonfrontation moderner Wissenschaft mit ihren eigenen Grundlagen. Sie kann zur gesteigerten Reflexion und fachlichen Selbstaufklärung beitragen; dies vollzieht sich jedoch keineswegs in einer linearen Bewegung stetigen Erkenntnisfortschritts, sondern in multiparadigmatischen Auseinandersetzungen und damit verbundenen Anforderungen der Selbstvergewisserung und Selbsterneuerung. Was heißt dies für das Verhältnis von wissenschaftlicher Differenz und soziologischem Erzählen?

In seiner 2007 (dt. 2018) veröffentlichten Studie „Telling about Society“ hält der US-amerikanische Soziologe Howard S. Becker überzeugend fest, dass Soziologie eine der Arten und Weisen sei, über Gesellschaft und soziale Phänomene zu berichten respektive zu erzählen. Sie stehe in diesem Berichten neben anderen Gattungen, etwa der Dokumentar-Photographie, dem Film, dem Roman, dem Bühnenstück, oder auch der Statistik – all das sind die eher analytischen Genres des Erzählens, die sich von beschreibend-orientierenden Genres abheben, z. B. von der geographischen Kartographie (der Verfertigung von Landkarten für unterschiedliche Gebrauchszwecke). Sehen wir für einen Moment zunächst noch einmal von der Soziologie ab – inwiefern handelt es sich bei den genannten Genres um „Erzählungen über Gesellschaft“? Worauf basieren diese Erzählungen? Wie funktionieren sie?

Becker zufolge stellen sich in diesen verschiedenen Gattungen überall ähnliche Probleme, die unterschiedlich gelöst werden. Ein Großteil dieser Probleme betrifft die Frage der Erzeugung von Erkenntnissen, der Produktion von gegebenenfalls neuem Wissen über etwas, also von etwas, was noch nicht (oder noch nicht so) gewusst ist. Fragen müssen gestellt und verfolgt, Daten gesammelt, Analysen durchgeführt, Zusammenfassungen erzeugt werden. Dafür sind die Lösungen der Dokumentarphotografie oder des realistischen Gesellschaftsromans deutlich andere als diejenigen, die in der Soziologie (in Soziologien?) zu finden sind. Doch die zu bearbeitenden Schritte sind ähnlich; Wissensproduktion und Wissenszirkulation über Soziales ist sicherlich kein Privileg der Soziologie.

Innerhalb der Soziologie lassen sich unterschiedliche Subgattungen des Erzählens und Berichtens ausmachen. Keine dieser Erzählungen kann für sich beanspruchen, die einzig mögliche Wahrheit auszusagen; sie alle bieten Perspektivierungen, und als solche sind sie situiert, relativ und partiell (vgl. Haraway 1988). Schon der Begründer des Symbolischen Interaktionismus, der US-

19 Dazu trägt nicht nur, aber auch die Soziologieggeschichte selbst bei; vgl. z. B. Dayé/Moebius (2015) sowie aus wissenssoziologischer Perspektive Endreß (2015).

amerikanische Pragmatist und Sozialpsychologe George Herbert Mead (1926/1969), wies als einzig objektiv bestimmbare Realität die *Realität der Perspektiven* aus. Das aber heißt auch: Interpretationen vollziehen sich „grundsätzlich in *Auffassungsperspektiven*“ (Soeffner/Hitzler 1994, S. 28; Hervorh. im Orig.). Es geht in dieser Pluralität der soziologischen Berichte bzw. Erzählungen nicht um die inkludierende bzw. exkludierende Bestimmung der je einen Wahrheit, sondern um Erfassungen und Darstellungen, die bestimmten Evidenzkonstruktionen und Plausibilitätskriterien unterliegen sowie unterschiedliche Sichtbarkeiten herstellen. John van Maanen (2011) z. B. hat dies sehr instruktiv für die ethnographische Forschung beschrieben. Becker zählt die Soziologie zu den „produzentenbasierten“ Erzählungen. Die Berichterstattung über die Wirklichkeit erfolgt darin in Form von Argumenten, die sich auf Daten, deren Analyse und ermittelte „Tatsachen“ beziehen. Diese Argumente wollen von der „Richtigkeit“ des Gesagten überzeugen und die Einwendungsmöglichkeiten der Adressaten gering halten. Das kann, muss aber nicht gelingen. Das fachinterne und in anderer Weise auch das fachexterne Publikum stimmt ab.

Vor welche Herausforderungen ist soziologisches Erzählen heute gestellt – auch über den rein binnenwissenschaftlichen Horizont hinaus?

Hinzuweisen wäre hier unseres Erachtens erstens auf die Verwissenschaftlichung und vor allem auch die beobachtbare *Soziologisierung von Gesellschaft*, die die Grenzen zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft teilweise verschwimmen lässt. Für die Soziologie wird es dadurch tendenziell schwieriger, einen Erkenntnisvorsprung zu behaupten (vgl. Pofertl/Keller 2015). Dem stehen zweitens seit den 1960er, 1970er Jahren, nicht zuletzt befördert durch den Positivismusstreit (vgl. Adorno et al. 1969/1978) und seine Nachwirkung, Prozesse der *Politisierung von Wissenschaft* gegenüber. Das Webersche Postulat der Wertfreiheit (Weber 1917/1988) ist dadurch auf die Probe gestellt, es geht primär um den wissenschaftlichen Beitrag zur politischen Gestaltung von Gesellschaft; Selbstpositionierungen und Selbstetikettierungen als „kritische Wissenschaft“ sowie der Bezug auf Intervention im Unterschied zu Affirmation sind Beispiele hierfür. Kontrastierende Auffassungen begreifen Kritik hingegen als inhärentes Moment der Soziologie, das sich aus der Beobachtung „zweiter Ordnung“ (Luhmann 1997) bzw. den Konstruktionen „zweiten Grades“ (Schütz 1953/2004) ergibt und gerade nicht der Verortung in der politischen Praxis bedarf.²⁰ Zu nennen sind drittens verschiedenste neuere Varianten der *erkenntnistheoretischen* und *Methodenkritik*, die an Standards und Konventionen soziologischer Erkenntnisproduktion ansetzen. Die feministische Forschung – darauf wurde zuvor schon hingewiesen – hat seit jeher die Befangenheiten androzentrischer Sichtweisen problematisiert. Aus post- und dekolonialer Perspektive werden seit einiger Zeit „süd-

20 Zum Verhältnis von Soziologie und Kritik vgl. u. a. Vobruba (2013).

liche“ Epistemologien (vgl. Sousa Santos 2014) und indigene Methodologien (vgl. Kovach 2009) diskutiert, die auf ihre Weise an der Frage des „Was“ und „Wie“ wissenschaftlichen Wissens ansetzen. Innerhalb der qualitativen Sozialforschung werden Vorschläge zur Entwicklung einer „post-qualitative research“ (Lather/St. Pierre 2013) formuliert, die sich der Einengung auf gängige Zugänge und Verfahrensweisen entzieht und möglichst differente Quellen sowie (z. B. wissenschaftliche, künstlerische, performative) Formen der Welterschließung nutzen will. Hinzu kommen viertens jüngste – und so kaum vorhersehbare – Tendenzen der politischen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen *Polarisierung* und *Fundamentalisierung*, die von der (wissenschaftsexternen) Diskreditierung wissenschaftlichen Wissens im Zuge neoautoritärer Strömungen und Regime einerseits bis hin zur (wissenschaftsinternen) Aufrüstung quantifizierend-kausalanalytischer Ansätze andererseits reichen. Wir sind geneigt, in all diesen – vielfältigen und widersprüchlichen, teils uneindeutigen, teils recht eindeutigen – Entwicklungen den Ausdruck einer Transformation von Moderne und moderner Wissenschaft zu sehen, die, aus gegenständlichen Gründen naheliegend, gerade die Soziologie in ihrem Kern – der Analyse gesellschaftlicher Wirklichkeit – tangieren. Die Frage der wissenskulturellen Differenz (und Einheit) gewinnt darin mehr denn je empirische, theoretische, methodologische und wissenschaftspolitische Relevanz.

Literatur

- Adorno, Theodor W./Dahrendorf, Ralf/Pilot, Harald/Albert, Hans/Habermas, Jürgen/Popper, Karl R. (1969/1978): Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. 6. Auflage. Darmstadt und Neuwied: Luchterhand
- Albrow, Martin (1990): Globalization, Knowledge and Society. In: Albrow, Martin/King, Elizabeth (Hrsg.): Globalization, Knowledge and Society: Readings from International Sociology. London: Sage, S. 3–16
- Amann, Klaus/Hirschauer, Stefan (Hrsg.) (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Aron, Raymond (1934-1935/1953): Die deutsche Soziologie der Gegenwart. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag
- Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott (1996): Reflexive Modernisierung: Eine Kontroverse. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang/Lau, Christoph (2003): The Theory of Reflexive Modernization: Problematic, Hypotheses and Research Programme. In: Theory, Culture & Society 20, H. 2, S. 1–33
- Becker, Howard S. (2007): Telling About Society. Chicago: University of Chicago Press
- Becker, Howard S. (2018): Gesellschaft erzählen. Wiesbaden: Springer VS
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1966/1989): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M.: Fischer
- Blumer, Herbert (1969/2004): Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus. In: Strübing, Jörg/Schnettler, Bernt (Hrsg.): Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte. Konstanz: UVK, S. 319–385
- Bourdieu, Pierre (1984/1988): Homo academicus. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (1998/2001): Die Regeln der Kunst: Genese und Struktur des literarischen Feldes. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

- Bourdieu, Pierre/Chamboredon, Jean Claude/Passeron, Jean Claude (1968/1991): *Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis*. Berlin und New York: De Gruyter
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc J.D. (1996): *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Camic, Charles/Gross, Neil/Lamont, Michèle (Hrsg.) (2011): *Social Knowledge in the Making*. Chicago: University of Chicago Press
- Dayé, Christian/Moebius, Stephan (Hrsg.) (2015): *Soziologiegeschichte. Wege und Ziele*. Berlin: Suhrkamp
- Dewey, John (1938/2004): *Die Struktur der Forschung*. In: Strübing, Jörg/Schnettler, Bernt (Hrsg.): *Methodologie interpretativer Sozialforschung*. Konstanz: UVK, S. 225–243
- Duscha, Anna/Klein-Zimmer, Kathrin/Klemm, Matthias/Spiegel, Anna (Hrsg.) (2018): *Understanding Transnational Knowledge*. In: *Transnational Social Review – A Social Work Journal* 8, H. 1, S. 2–6
- Endreß, Martin (2015): *Zur Relevanz und Konzeptualisierung von soziologischer Soziologiegeschichte in wissenssoziologischer Absicht*. In: Dayé, Christian/Moebius, Stephan (Hrsg.): *Soziologiegeschichte. Wege und Ziele*. Berlin: Suhrkamp, S. 488–521
- Feyerabend, Paul (1975/1986): *Wider den Methodenzwang*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Fleck, Ludwik (1935/1980): *Entstehung und Entdeckung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Foucault, Michel (1966/1974): *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Foucault, Michel (1972/1974): *Die Ordnung des Diskurses*. München: Hanser
- Fried, Johannes/Kailer, Thomas (Hrsg.) (2003): *Wissenskulturen. Beiträge zu einem forschungsstrategischen Konzept*. Berlin: Akademie Verlag
- Fried, Johannes/Stolleis, Michael (Hrsg.) (2009): *Wissenskulturen: Über die Erzeugung und Weitergabe von Wissen*. Frankfurt a.M.: Campus
- Galtung, Johan (1983): *Struktur, Kultur und intellektueller Stil. Ein vergleichender Essay über sachsonische, teutonische, gallische und nipponische Wissenschaft*. In: *Leviathan* 11, H. 3, S. 303–338
- Geertz, Clifford (1973): *The Interpretation of Cultures. Selected Essays*. New York: Basic Books
- Giddens, Anthony (1984/1988): *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. Frankfurt a.M. und New York: Campus
- Haraway, Donna (1988): *Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective*. In: *Feminist Studies* 14, H. 3, S. 575–599
- Harding, Sandra (Hrsg.) (2004): *The Feminist Standpoint Theory Reader*. New York und London: Routledge
- Hausen, Karin/Nowotny, Helga (Hrsg.) (1986): *Wie männlich ist die Wissenschaft?* Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Hitzler, Ronald (1986): *Die Attitüde der künstlichen Dummheit. Zum Verhältnis von Soziologie und Alltag*. In: *Sozialwissenschaftliche Informationen*, H. 3, S. 53–59
- Hitzler, Ronald (2002): *Sinnrekonstruktion. Zum Stand der Diskussion (in) der deutschsprachigen interpretativen Soziologie*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 3, H. 2, Art. 7. www.qualitative-research.net/index.php/fqs/rt/printerFriendly/867/1884 (Abfrage 21.07.2018)
- Honegger, Claudia (1991): *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750-1850*. Frankfurt a. M.: Campus
- Kalthoff, Herbert/Hirschauer, Stefan/Lindemann, Gesa (Hrsg.) (2008): *Theoretische Empirie – Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Keller, Reiner (2010): *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms*. 3. Auflage. Wiesbaden: Springer VS
- Keller, Reiner/Poferl, Angelika (2015): *Soziologische Wissenskulturen. Zur Generierung wissenschaftlichen Wissens durch die Praxis der Auslegung*. In: Hitzler, Ronald (Hrsg.): *Hermeneutik als Lebenspraxis. Festschrift für Hans-Georg Soeffner*. Weinheim: Beltz-Juventa, S. 177–191
- Keller, Reiner/Poferl, Angelika (2016): *Soziologische Wissenskulturen zwischen individualisierter Inspiration und prozeduraler Legitimation. Zur Entwicklung qualitativer und interpretativer Sozialforschung in der deutschen und französischen Soziologie seit den 1960er Jahren* [76 Ab-

- sätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research 17, H. 1, Art. 14. www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2419 (Abfrage: 21.07.2018)
- Knorr Cetina, Karin (1999): *Epistemic Cultures. How the Sciences Make Knowledge*. Cambridge: Harvard University Press
- Knorr Cetina, Karin (2002): *Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Kovach, Margaret (2009): *Indigenous Methodologies: Characteristics, Conversations, and Contexts*. Toronto: University of Toronto Press
- Kuhn, Thomas S. (1962/1996): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Kyora, Sabine (Hrsg.) (2014): *Subjektform Autor. Autorschaftsinszenierungen als Praktiken der Subjektivierung*. Bielefeld: transcript
- Lather, Patti/St. Pierre, Elizabeth (2013): Post-Qualitative Research. In: *International Journal of Qualitative Studies in Education* 26, H. 6, S. 629–633
- Law, John (2011): Akteur-Netzwerk-Theorie und materiale Semiotik. In: Conradi, Tobias/Derwanz, Heike/Muhle, Florian (Hrsg.): *Strukturentstehung durch Verflechtung: Akteur-Netzwerk-Theorie(n) und Automatismen*. Paderborn: Fink, S. 21–49
- Lepenes, Wolf (1985): *Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft*. München und Wien: Hanser
- Lepenes, Wolf (1989): *Wissenskulturen: Ein Vergleich zwischen Frankreich und Deutschland*. In: Haller, Max/Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim/Zapf, Wolfgang (Hrsg.): *Kultur und Gesellschaft: Verhandlungen des 24. Deutschen Soziologentags, des 11. Österreichischen Soziologentags und des 8. Kongresses der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Zürich 1988*. Frankfurt a. M.: Campus, S. 21–32
- Liebert, Wolf A./Weitze, Marc-Denis (Hrsg.) (2006): *Kontroversen als Schlüssel zur Wissenschaft? Wissenskulturen in sprachlicher Interaktion*. Bielefeld: transcript
- List, Elisabeth/Studer, Herlinde (Hrsg.) (1989): *Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Kunst der Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Mannheim, Karl (1929/1985): *Ideologie und Utopie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Mead, George H. (1926/1969): *Die objektive Realität von Perspektiven*. In: Mead, George H. (Hrsg.): *Philosophie der Sozialität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 213–228
- Mead, George H. (1934): *Democracy and Universality in Society*, Section 36. In: Morris, Charles W. (Hrsg.): *Mind Self and Society from the Standpoint of a Social Behaviorist*. Chicago: University of Chicago Press, S. 281–289
- Paulitz, Tanja (2016): *Wissenschaftliche Wissenskulturen, Genealogie, symbolische Distinktionspraxis*. In: Raab, Jürgen/Keller, Reiner (Hrsg.): *Wissensforschung – Forschungswissen. Beiträge und Debatten zum 1. Sektionskongress der Wissenssoziologie*. Weinheim: Beltz Juventa, S. 756–767
- Paulitz, Tanja/Hey, Barbara/Kink, Susanne/Prietzl, Bianca (Hrsg.) (2015): *Akademische Wissenskulturen und soziale Praxis*. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Poferl, Angelika (1999): *Gesellschaft im Selbstversuch. Der Kick am Gegenstand oder: Zu einer Perspektive ‚experimenteller Soziologie‘*. In: *Soziale Welt* 50, H. 4, S. 29–38
- Poferl, Angelika (2014): *Das Verhältnis von Wissenschaft und Kunst. Zu den Voraussetzungen und Freiheiten einer nicht ganz einfachen Beziehung*. In: Goethe-Institut (Hrsg.): *Klima – Kunst – Kultur*. Göttingen: Steidl, S. 16–25
- Poferl, Angelika (2016): *Soziologische Wissenskulturen*. In: Raab, Jürgen/Keller, Reiner (Hrsg.): *Wissensforschung – Forschungswissen. Beiträge und Debatten zum 1. Sektionskongress der Wissenssoziologie*. Weinheim: Beltz Juventa, S. 746–755
- Poferl, Angelika/Keller, Reiner (2015): *Wie und wozu forschen? Vom Sinn soziologischer Erkenntnisproduktion*. In: Brosziewski, Achim/Maeder, Christoph/Nentwich, Julia (Hrsg.): *Vom Sinn der Soziologie. Festschrift für Thomas Eberle*. Wiesbaden: Springer VS, S. 137–152
- Poferl, Angelika/Keller, Reiner (2017): *Wissenskulturen und Soziologiegeschichte*. In: Ploder, Andrea/Moebius, Stephan (Hrsg.): *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie. Band 2: Forschungsdesign, Theorien und Methoden*. Wiesbaden: Springer VS, S. 81–98

- Sandkühler, Hans-Jörg (Hrsg.) (2014): Wissen. Wissenskulturen und die Kontextualität des Wissens. Frankfurt a. M.: Lang
- Schiebinger, Londa (1995): Am Busen der Natur. Erkenntnis und Geschlecht in den Anfängen der Wissenschaft. Stuttgart: Klett-Cotta
- Schütz, Alfred (1932/2004): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Alfred-Schütz-Werkausgabe. Konstanz: UVK
- Schütz, Alfred (1945/1973): On Multiple Realities. In: Schütz, Alfred: Collected Papers I: The Problem of Social Reality. Editiert von Natanson, Maurice A. und mit einer Einleitung von H. L. van Breda. Den Haag: Nijhoff, S. 207–259
- Schütz, Alfred (1953/2004): Common Sense und wissenschaftliche Interpretation menschlichen Handelns. In: Strübing, Jörg/Schnettler, Bernt (Hrsg.): Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte. Konstanz: UVK, S. 155–197
- Sousa Santos, Boaventura de (2014): Epistemologies of the South. Justice Against Epistemicide. Boulder und London: Paradigm Publishers
- Snow, Charles P. (1959/1967): Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz. Stuttgart: Klett-Cotta
- Soeffner, Hans-Georg (2004a): Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Konstanz: UVK
- Soeffner, Hans-Georg (2004b): Anmerkungen zu gemeinsamen Standards standardisierter und nicht-standardisierter Verfahren in der Sozialforschung. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Konstanz: UVK, S. 61–77
- Soeffner, Hans-Georg/Hitzler, Ronald (1994): Hermeneutik als Haltung und Handlung. In: Schröer, Norbert (Hrsg.): Interpretative Sozialforschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 28–55
- Strübing, Jörg/Hirschauer, Stefan/Ayaß, Ruth/Krähnke, Uwe/Scheffer, Thomas (2018): Gütekriterien qualitativer Sozialforschung – ein Diskussionsanstoß. In: Zeitschrift für Soziologie 47, H. 2, S. 83–100
- Unger, Hella von/Narimani, Petra/M'Bayo, Rosaline (Hrsg.) (2014): Forschungsethik in der qualitativen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS
- Van Maanen, John (2011): Tales of the Field. On Writing Ethnography. 2. Auflage. Chicago: University of Chicago Press
- Vobruba, Georg (2013): Soziologie und Kritik. Moderne Sozialwissenschaft und Kritik der Gesellschaft. In: Soziologie 42, H. 2, S. 147–168
- Wagner, Peter (1990): Sozialwissenschaften und Staat. Frankreich, Italien, Deutschland 1870-1980. Frankfurt a.M.: Campus
- Wagner, Peter (2004): Varieties of Interpretations of Modernity: On National Traditions in Sociology and the Other Social Sciences. In: Charle, Christophe/Schriewer, Jürgen/Wagner, Peter (Hrsg.): Transnational Intellectual Networks. Forms of Academic Knowledge and the Search for Cultural Identities. Frankfurt a.M. und New York: Campus, S. 27–51
- Weber, Max (1904/1980): Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: Weber, Max (Hrsg.): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. 7. Auflage. Tübingen: Mohr, S. 146–214
- Weber, Max (1917/1988): Der Sinn der „Wertfreiheit“ der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften. In: Weber, Max (Hrsg.): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen: Mohr, S. 489–540
- Weingart, Peter (2003): Wissenschaftssoziologie. Bielefeld: transcript
- Weischer, Christoph (2004): Das Unternehmen "Empirische Sozialforschung". Strukturen, Praktiken und Leitbilder der Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland. München: Oldenbourg
- Wobbe, Theresa/Lindemann, Gesa (Hrsg.) (1994): Denkbachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Zittel, Claus (2014): Wissenskulturen, Wissensgeschichte und historische Epistemologie. In: Sandkühler, Hans-Jörg (Hrsg.): Wissen. Wissenskulturen und epistemische Kontextualität. Frankfurt a.M.: Lang, S. 91–110

Soziologie als Praxis

Von den Eigenheiten ein Habitat zu beforschen,
zu dem man selbst gehört

Kornelia Engert

1 Einleitung

Wie kommen Soziologinnen und Soziologen eigentlich zu ihrem Wissen über Gesellschaft, Interaktion und Systeme, d. h. über alle die Phänomene, die sie beforschen und analysieren? Mit welchen Verfahren und Methoden gehen sie bei der Wissensgenerierung vor und wie können sie sich ihrer Erkenntnisse sicher sein? Bisher sind solche und ähnliche Fragestellungen zum Prozess wissenschaftlicher Evidenzerzeugung am Beispiel der naturwissenschaftlichen Arbeitsweise, insbesondere des Experimentierens, untersucht worden. Hingegen gibt es kaum umfassende Studien, welche die Arbeitsweise, den Denk- oder Forschungsstil sozial- oder kulturwissenschaftlicher Disziplinen beforscht haben. Dies mag damit zusammenhängen, dass eine Untersuchung dieses wissenschaftlichen Feldes gerade nicht eine klassische Studie „der Gesellschaft“ oder der „anderen“ Lebenswelten, (Sub-)Kulturen, Professionen, Arbeitsweisen oder des Alltags ist, über die Forscher erst durch spezifische „Zugänge“ etwas in Erfahrung bringen können – zumindest nicht auf den ersten Blick.

Auf einen zweiten Blick bieten sich einer Soziologie, die sich selbst zum Gegenstand machen will, jedoch eine ganze Reihe von verschiedenen Optionen und Zugängen: Sie kann sich a) ihrem Gegenstand auf einer theoretischen Ebene annähern und dabei die Soziologie als Teil einer gesellschaftlichen Reflexionssemantik begreifen (vgl. Kieserling 2004), als performativen, innerwissenschaftlichen Diskurs (vgl. Ashmore 1989), oder aber als soziales Feld symbolischer Positionen (u. a. Bourdieu 1993). Sie kann sich b) auf einer methodologischen Ebene die Frage stellen, was eigentlich ihr originärer Gegenstand sei und welche Methodik sich legitim darauf beziehen lässt (u. a. Cicourel 1964; Durkheim 1984). Sie kann c) in einem performativen Ansatz feldimmanente Reflexion betreiben und damit die innerdisziplinären Verhältnisse jenseits einer Soziologie der „anderen Soziologien“ ausloten (z. B. Amann/Hirschauer 1999). Sie kann sich aber auch und nicht zuletzt d) ihrem Gegenstand auf einer *empirischen* Ebene annähern.

Grundsätzlich stellt sich dabei immer die Frage, auf welche Art und Weise

die Soziologie als Gegenstand behandelt werden soll – als Disziplin, Methode, Praxis, etc. – und wie sie dabei jeweils zum „Datum“ werden kann, d. h. wie die Auseinandersetzung (lesend, messend, befragend, etc.) vermittelt ist. Hinzu kommt das mit den möglichen Ansätzen verbundene Erkenntnisinteresse, welches sich nicht immer einem einzigen Motiv zurechnen lässt. Oft spielen (mehr oder weniger) politisierende Aspekte eine Rolle, mal ist das Interesse streng epistemologisch ausgerichtet, hin und wieder verfolgt es ein stärker genealogisches oder historisierendes Interesse (z. B. Keller/Poferl 2016; Dayé/Moebius 2015). Entgegen solcher verortenden oder ordnenden und bisweilen autoritären Zugriffe auf „die Soziologie“, scheint es eine analytisch fruchtbare Alternative zu sein, die Soziologie genau in diesem Spannungsfeld empirisierender und theoretisierender, konstruktiver und repräsentativer, formaler und interpretativer, individualisierender und diskursivierender Forschungslogiken zu begreifen – als *epistemische Praxis*, die sich vor dem Hintergrund all dieser kulturellen Erwartungen an Wissenschaft entfaltet.

Mit diesem Ansatz, nämlich der wissenschaftlichen Praxis des Empirisierens empirisch zu begegnen, beziehe ich mich hauptsächlich auf zentrale Einsichten und Befunde der *Social Studies of Science*, auf die ich zunächst näher eingehen möchte (1.). Davon ausgehend möchte ich diese dann für die Analyse der soziologischen Forschungspraxis etwas respezifizieren (2.). Dies vor dem Hintergrund, dass vor allem die *ethnographische* Beforschung der „eigenen“ Disziplin eine ambivalente Form der Zugehörigkeit bzw. des Teilnehmerstatus zum Vorschein bringt, bei der es sich um eine feldtypische Eigenart der „Fremdenrepräsentation“ (Kalthoff 1997) zu handeln scheint. Diese gibt Aufschluss darüber, wie Forschende zu ihrer Forschung als Beforschte(s) stehen. Es geht also um die Beobachtung dessen, wie Soziologinnen und Soziologen die Ethnographin beobachten und ihre Anfragen, Anliegen und ihre Anwesenheit in Bezug auf ihre Forschung be- und verhandeln. Dabei lassen sich bestimmte Eigenheiten der Beforschung soziologischer Wissenspraktiken feststellen, die zum einen die Interaktionsebene von Beforschung und Forschung betreffen, d. h. das spezifische Verhältnis der Ethnographin zu ihrem Feld wie auch der Teilnehmer zu ihrer Beforschung. Dieses Verhältnis möchte ich unter den Gesichtspunkten der Reflexivität (3.) und der Reaktivität (4.) näher charakterisieren. Vermittelt über die Interaktionsebene geraten letztlich auch Eigenheiten in den Blick, die auf der Ebene der Sozialitäten (5.) und wechselnden Forschungssettings (6.) stärker die strukturellen Bedingungen der soziologischen Forschungspraxis als Wissenskultur betreffen.

2 Epistemische Kulturen und Wissenschaftskulturen

Zunächst stelle ich einige zentrale Erkenntnisse der *Social Studies of Science* dar, und zwar weniger aus Gründen der Kontrastierung, sondern um das grundlegende Verständnis von Wissenschaft als einer Ansammlung „epistemischer Kulturen“ (Knorr Cetina 2003) erschließen zu können. Diese wissenschaftssoziologische Perspektive folgt einer zweifachen Logik; sie thematisiert Wissenschaft

1. als *epistemische* Praxis, mit einem Interesse an den spezifischen Forschungssettings der Naturwissenschaften (überwiegend Labore) und
2. als *diskursive* Praxis, die sowohl Forschungsgegenstände als auch Arbeitsroutinen (z. B. Forschungsmethoden) sowie das jeweilige Selbstverständnis einer Wissenskultur be- und verhandelt.

Damit nimmt sie unterschiedliche naturwissenschaftliche Wissenskulturen einerseits als praktisches Unterfangen und andererseits als Objekt diskursiver Aushandlungen empirisch in den Blick. Das Feld der Forschung ist damit entweder „das Labor“ oder „der Diskurs“, was jeweils unterschiedliche Rahmungen von Wissenschaft ermöglicht (siehe hierzu auch Gilbert/Mulkay 1984).

In der ersten der beiden Perspektiven, den sogenannten Laborstudien, werden ganz unterschiedliche Settings naturwissenschaftlichen Experimentierens fokussiert. So kontrastiert bspw. Knorr Cetina in einer komparativen Studie die Arbeitsweise der Mikrobiologie (an Laborbänken) mit jener der theoretischen Physik (am Teilchenbeschleuniger). Ihr Anliegen gilt einem besseren Verständnis der Konstruktionsweisen gegenwärtiger „Maschinerien“ der Erkenntnisproduktion in deren Komplexität und Heterogenität – vor allem innerhalb der Wissenschaft – sowie deren struktureller Einbindung in die Wissensgesellschaft, für die sie Wissensbestände generieren und validieren (vgl. Knorr Cetina 2002b, S. 11 ff.). Mit der Fokussierung auf die Evidenzerzeugung in diesen je unterschiedlichen Labor-Welten stellt sie die klassische Unterscheidung zwischen den Natur- und Sozialwissenschaften grundlegend in Frage:

„Wenn die Welt der Natur wie die Welt der Gesellschaft sozialer Abstammung ist, wenn naturwissenschaftliche Objekte ähnlich gesellschaftlichen Objekten als sozial konstituiert angesehen werden müssen, dann verliert eine Dichotomie ihren Sinn, die die soziale Konstruktion der Wirklichkeit ausschließlich den Wissenschaften vom Menschen zugesteht. [...] Man beachte, dass hier nicht von einer beschränkt definierten sozialen Seite der Wissenschaft die Rede ist. [...] Das Argument ist hier nicht, dass Naturwissenschaftler – wie andere Leute auch – sozial agieren, wenn sie mit Fachkollegen streiten oder gegen ihre Vorgesetzte opponieren. Das Argument ist vielmehr, dass die *Verfahren* und *Methoden* der Naturwissenschaft denjenigen der Sozialwissenschaft hinreichend äh-

lich sind, um Zweifel an der gängigen Unterscheidung zwischen den beiden Wissenschaften zu erheben“ (Knorr Cetina 2002a, S. 246 f., Hervorh. im Orig.).

Auch in den Arbeiten von Lynch und anderen wird ersichtlich, wie nah die naturwissenschaftliche Arbeitsweise an die eher schreibbischorientierten Sozialwissenschaften heranrücken kann, sobald man konkrete Arbeitspraktiken in den Blick nimmt. In der detaillierten Analyse konkreter zeitlicher Abfolgen von Arbeitsschritten eines Experiments wird bspw. die Wechselwirkung chemischer Wissensproduktion („chemical reasoning“) mit dem körperlichen Handeln beim Hantieren mit Labormaterialien und Versuchsaufbauten herausgekehrt:

„As the experiment progressed, the space of the bench became differentiated. Items were placed in reference to other items as ordered elements in a sequence of embodied activities. [...] The placework articulated on the table surface was in a literal sense a repository of chemical reasoning which had consequences for the projectable course of what had to be done next. [...] The arrangements, and their orderly reflexivity to the experiment's unique ‚lesson‘, acted as mnemonics, or as records of ‚activities-so-far‘ in a project of action“ (Lynch/Livingstone/Garfinkel 1983, S. 226 ff.).

Ein derart minutiöser Blick auf die laborbasierte Wissensproduktion von Forschenden eröffnet die empirische Analyse sozio-materieller Arrangements, in denen Wissensverteilungen verhandelt werden unter Beteiligung von Objekten und Technologien, die am Geschehen strukturierend mitwirken. Die Laborbank wird vom sakralen Ort des wissenschaftlichen Experimentierens zum profanen Arbeitstisch, an dem Projekte aufgestellt werden, die sich in Zeit und Raum ablagern. In dieser Sichtweise unterscheidet sich das Ordnungsprinzip naturwissenschaftlichen Arbeitens nicht wesentlich von anderen wissenschaftlichen Arbeitsweisen des „placework“, auch wenn diese nicht an einer Laborbank, aber dennoch in ähnlicher Weise mit Schreibtischmethoden und Computertechnologien Wissensbestände generieren, ordnen und manipulieren.

Es lässt sich also zunächst festhalten, dass die Perspektive auf wissenschaftliche *Praxis* die Naturwissenschaften teilweise eng an die Sozialwissenschaften herangeführt hat, mit dem Ergebnis, dass die grundlegende Unterscheidung zwischen den beiden mit Recht in Frage gestellt werden muss. Allerdings macht diese Bewegung an einem entscheidenden Punkt halt, und zwar dann, wenn sie sich den Schreibtischmethoden wissenschaftlichen Arbeitens zuwendet. Wissenschaftliches Schreiben wird in den *Social Studies of Science* gerade nicht als epistemische Praxis, sondern innerhalb der zweiten Perspektive, als diskursive Praxis, thematisiert. In dieser zweiten Perspektive entfalten Studien zu wissenschaftlichen Veröffentlichungen ihr Potential, wenn es darum geht, textuelle Argumentationslogik und Beweisführung als das aufzubrechen was sie sind: wissenschaftliche Rhetorik – in all ihrer Funktionalität, Methodizität und Per-

formativität. Aber damit wird Schreiben gerade nicht als Praxis – als Forschung am Papier¹ – aufgefasst, sondern als diskursives Mittel, mit welchem es die Wissenschaft vermag, sich von ihrer Forschungspraxis zu emanzipieren. Die Arbeit am Papier² wird damit nicht mehr als Teil der experimentellen Forschungskultur des Labors begriffen, sondern vielmehr dieser entgegengestellt:

„Im Gegensatz zu den immer wieder abreißenden, inhaltlich verschiedenen Fäden des Rasonierens im Labor weist das wissenschaftliche Papier einen streng regulierten Argumentationsfluß [sic] innerhalb einer sequentiellen Struktur auf. [...] Das wissenschaftliche Papier [hält somit] verschiedene Anliegen in den dafür vorgesehenen Unterteilungen sauber auseinander, im Gegensatz etwa zu den ‚gemischten‘ Inhalten, die wir im Labor vorfinden“ (Knorr Cetina 2002a, S. 185).

Prozesse des Schreibens und Formulierens wissenschaftlicher Publikationen werden von den Laborstudien beschrieben als immer schon gelingende Arbeitsschritte des „Eliminierens“ (Knorr Cetina 2002a, S. 180), „Inszenierens“ (Knorr Cetina 2002a, S. 184), „aufbietenden Überzeugens durch autoritäre Alliierte“ (Bazerman 1998, S. 17) und des „kohärenten Argumentierens“ (Law/Williams 1982, S. 552). Letztlich soll es um das Stabilisieren und Festschreiben von Fakten gehen, die andernorts – im Labor – bereits hergestellt wurden. Der genuine Ort des Forschens wird beschrieben als Laborbank, oder als kollektiv organisierte Großforschungseinrichtung; das höchste Glück des Wissenschaftlers als „Hershey-Himmel“.³ Die forschersiche Arbeit an der wissenschaftlichen Publikation wird ausgeblendet bzw. methodologisch als Derivat, d. h. als Vorgang

1 „Das Papier“ wird hier von mir in einem metaphorisch-konzeptionellen Sinn verwendet. Es handelt sich natürlich „praktisch“ ebenso um Arbeit an und mit Texten bzw. Textverarbeitungsprogrammen. „Das Papier“ verweist aber auf die Phase innerhalb der Forschung, in der ein Text erst noch „zu Papier“ gebracht werden muss und es verweist auch darauf, dass der ausgedruckte Text (in Papierform) immer wieder ins Spiel kommt, bspw. wenn Forscher sagen, dass sie den Text in der Hand halten müssen, um zu sehen, was er ist – um ihn zu „begreifen“ – oder um ihn mit greifbaren Mitteln (bspw. einem Bleistift oder Textmarker) manipulieren zu können. Auch, dass in den meisten Textverarbeitungsprogrammen „das weiße Papier“ in virtueller Form simuliert wird, zeigt, wie stark die Kulturtechnik des Schreibens in die Materialität des Papiers eingelassen ist (vgl. hierzu auch Müller 2012).

2 In den folgenden Zitaten von Knorr Cetina wird „das wissenschaftliche Papier“ nicht in dem von mir eingeführten Sinn verwendet, sondern bezieht sich auf die feldimmanente, englische Form der Bezeichnung wissenschaftlicher Publikationen als „papers“.

3 Rheinberger (2006, S. 21) führt dieses geflügelte Wort an, um auf die Freude des Naturwissenschaftlers an der begrenzten Variation innerhalb eines laufenden Experimentalsystems aufmerksam zu machen. Dabei bezieht er sich, unter Angabe von Referenzen in Judson (1980, S. 196) und Jacob (1988, S. 291; 293), auf ein in anekdotischer Form kursierendes Wissen über eine Koryphäe der Molekularbiologie, Alfred Hershey.

des „Bereinigen“ und „Glättens“ nach der getanen Laborarbeit aufgefasst, die sich von der Innenwelt des Experiments geradezu abtrennen soll (Knorr Cetina 2002a, S. 214 ff.).

Es drängt sich der Eindruck auf, dass die Aufhebung der prinzipiellen Unterscheidung von Natur- und Sozialwissenschaften von den *Social Studies of Science* durch eine andere Unterscheidung ersetzt worden ist, der von experimenteller und „literaler“ Praxis.⁴ Zwar ist letztere nicht als Opposition von Wissenschaftskulturen konzipiert, sondern als Demarkation zweier operationaler Bereichslogiken einer funktionalen Arbeitsteilung innerhalb der wissenschaftlichen Arbeitsweise. Dennoch drängt sich die Frage auf, ob diese Demarkationslinie entlang der Unterscheidung von „Labor“ und „Papier“ geführt werden kann.⁵ Zwar ist es durchaus möglich, beide als unterschiedliche Habitate der Erkenntnisproduktion aufzufassen, aber dann kommt man zu dem Ergebnis, dass „the literature“ nicht nur als Austragungsort – als Arena des Repräsentations- und Deutungskampfes – angesehen werden muss. Sie ist auch eine Ressource für die daran anschließende oder aus ihr hervorgehende Forschungspraxis; an ihr und mir ihr wird nicht nur gerungen, sondern auch geforscht (manchmal auch beides gleichzeitig). Wissenschaftliches Schreiben geht also nicht nur im „context of persuasion“ auf, es entfaltet auch im „context of discovery“ seine je eigenen epistemischen Funktionen und Logiken – eine Erkenntnis, die bislang innerhalb der soziologischen Wissenschaftsforschung noch nicht ausreichend aufgenommen wurde.⁶ Auch wenn es wissenssoziologisch notwendig ist, die literalen Technologien der Repräsentation von Wissensobjekten daraufhin zu untersuchen, wie sie ihre Wirkmächtigkeit hervorbringen, darf das nicht bedeuten, dass die Untersuchung auf den Repräsentationskontext von Wissenschaft beschränkt bleibt.

Dafür, und das ist eine wichtige Erkenntnis der *Social Studies of Science*, be-

-
- 4 Literale Praxis bezieht sich auf das nur eingeschränkt übersetzbare Verständnis einer „literacy“, also eine auf die Schriftsprache bezogene und ganz unterschiedlich disziplinierte und disziplinierbare Wissensform des Schreiben- und Lesen-Könnens (siehe hierzu auch Prior 1998).
 - 5 So argumentiert bspw. Knorr Cetina, wenn sie die „literarische Rason“ (2002a, S. 214) der Logik des Rasonierens im Labor gegenüberstellt. Ebenso schreibt Latour, wenn er zwischen „Literature“ und „Laboratories“ unterscheidet: „Indeed, the laboratory was present in the texts we studied [...]: the articles were alluding to ‘patients’, to ‘tumors’, to ‘HLPC’, to ‘Russian spies’, to ‘engines’; dates and times of experiments were provided and the names of technicians acknowledged. All these allusions however were made within a paper world“ (Latour 1987, S. 64).
 - 6 Erste empirische Ansätze dahingehen finden sich bislang vor allem in der historischen Wissenschaftsforschung (siehe u. a. Holmes/Renn/Rheinberger 2003, Nasim 2013, Hoffmann 2013) oder in der kulturtheoretischen Debatte um Medialität und Schriftbildlichkeit (siehe u. a. Grube/Kogge/Krämer 2005, Meyer-Krahmer 2012, Totzke 2012).

darf es für eine Betrachtung der papierbasierten bzw. textuellen Forschungspraxis eines Verständnisses der materiellen und medialen Durchdrungenheit und Abhängigkeit der Schreibpraxis von ihren Techniken, körperlichen und medialen Trägern sowie den zeichengenerierenden Apparaturen. Auch wenn die Frage nach der Handlungsträgerschaft, d. h. der epistemischen Rolle technischer Apparaturen bei der Herstellung von Wissen bislang dazu geführt hat, dass die epistemischen Kulturen der Wissenschaft vornehmlich als laboratorisierte Habitate aufgefasst wurden, erscheint eine Sensibilisierung für die Körper, Technologien und Medien des stärker Text-zentrierten Forschens angebracht. Schreiben ist nicht *nur* eine Kulturtechnik, es ist auch eine körperliche und mediatisierte Praxis; wissenschaftliche Texte sind nicht nur „Diskurs“, sie sind auch manipulierbare Objekte des Wissens (siehe Engert/Krey 2013). Und selbst die profansten Forschungswerkzeuge wie bspw. Papier und Bleistift entfalten doch eine bemerkenswerte epistemische Wirkmächtigkeit, gerade als Material der Aufzeichnung, des Ordnen und des Markierens (siehe Kalthoff 2003).

Lässt man also die naturwissenschaftlichen Labore hinter sich und begibt sich jenseits davon auf die Suche nach potenten Settings der Evidenzproduktion, stellen sich die Fragen nach den Logiken „wissenschaftlicher“ Wissensproduktion zwar nicht gänzlich neu, doch aber mit anderen Implikationen, Problemen und Gewichtungen. Sind die Labore bevölkert mit Apparaturen, Substanzen, und Forscherkollektiven, stellt sich die Frage nach der Einwohnerschaft sowie den *sozio-materiellen Ordnungsprinzipien* nicht-laborbasierter Habitate der Wissensproduktion. (Denkt man bspw. an die soziologische Forschung, erscheint diese nicht entlang eines Experimentalsystems strukturiert, sondern entlang von Forscherindividuen; diese bewegen sich entlang verschiedenster Arbeitsplätze wie dem Forschungsfeld, der wissenschaftlichen Konferenz und dem Schreibtisch.) Wurde bisher das Experimentieren als wissenschaftliche Methode „par excellence“ behandelt, ergeben sich Fragen nach den *Erzeugungsllogiken* der Methoden empirischer Sozialforschung mit und jenseits von Beobachtung, Interview und Dokumentenanalyse. Hat sich das Labor geradezu von der Außenwelt isoliert und in seinem Inneren Modellsysteme nach eigenen Logiken hervorgebracht, stellt sich bspw. für den Bereich der Feldforschung die Frage nach der *Relation zum Forschungsgegenstand* wieder neu. Wie verhält es sich bspw. mit den Herstellungs- und Darstellungslogiken in epistemischen Kulturen, die die Gesellschaft selbst zum Gegenstand machen und aus und mit ihr, mit verschiedenen verkörperten, medialen und kommunikativen Mitteln, ein Wissen über diesen Gegenstand produzieren und aufzeigen? Und wenn mit naturwissenschaftlichen Erzeugungsmethoden in erster Linie „Fakten“ sowie neue Apparaturen der Faktenproduktion hergestellt werden, welche *Produkte und Technologien* liefern die sozial-, kultur-, und geisteswissenschaftlichen Methoden der Wissensgenerierung?

Betreibt man also Wissenschaftsforschung jenseits naturwissenschaftlicher

Labore, stellen sich eine ganze Reihe von Herausforderungen und Fragestellungen. Ebenso deutet sich viel theoretisches Potential für die Klärung dieser Fragen an. So beklagt bspw. Heintz ein grundlegendes Theoriedefizit in der Wissenschaftssoziologie, wenn es darum geht, wissenschaftliches Handeln nicht nur als materielle, sondern auch als *konzeptuelle* Praxis zu begreifen: „Die Tatsache, dass zum Betreiben von Wissenschaft nicht nur das Manipulieren von Dingen gehört, sondern auch das Hantieren mit Gedanken, scheint im Zuge der ‚pragmatischen Wende‘ weitgehend vergessen [worden] zu sein“ (Heintz 2000, S. 136).

Auch im Zuge der methodologischen Debatte um die „Krise der Repräsentation“, die zwar vornehmlich in der Ethnologie geführt wurde (v.a. Clifford/Marcus 1986; Marcus 2007), aber für weite Teile der Sozialwissenschaften als solche zutrifft, stellt sich die Frage nach der Repräsentation umso dringlicher, also danach, *wie* einzelne Soziologinnen, Ethnologen, Historiker und Kulturwissenschaftlerinnen eigentlich zu „ihren“ Beschreibungen und Analysen von „der Gesellschaft“ und „den Kulturen“ kommen? Auch wenn diese Debatte zu einer Sensibilisierung im Umgang mit Generalisierungen, Begriffsverwendungen und Deutungsansprüchen geführt hat, manifestiert sie sich vornehmlich auf der affektiven Ebene des Forschens. So gesehen führt sie in der Konsequenz eher zu einer „Krise des Aufschreibens von Gesellschaft“ und verunsichert das argumentierende Forscherselbst. Dabei geht es im Grunde um sehr viel mehr als um die Rhetorik einzelner „Autorschaften“. Es geht um die Methoden und Technologien der je individuellen Wissensproduktion und um die Erkenntnis, dass diese durch ihre Öffnung als soziale Praktiken gerade nicht in eine „Krise“ geraten, sondern stabilisiert werden. Das ist kein therapeutisches oder pädagogisches Argument. Es geht weder um die Erhöhung der sozialen Kontrolle, um Triangulation, oder um die Steigerung der Teamfähigkeit – es geht um die Meadsche Idee, dass das eigene Verständnis der Welt (mind), sowie die eigene Autonomie und Selbstbestimmtheit im analytischen Denken (self), nur in dessen Sozialität zu haben ist (vgl. Mead 1967).

Insofern ist die Begegnung epistemischer Praxis mit epistemischer Praxis *produktiv*, genauso wie die Begegnung von Rhetorik mit Rhetorik. Dazu muss man nicht notwendigerweise die eigene Praxis „beforschen“ – die Wissenschaft hat eine Vielzahl anderer Formate für diese Form des wechselseitigen Austauschs ausgebildet (Seminare, Lektürekreise, Betreuungsverhältnisse, Co-Autorschaft, Workshops, Gruppeninterpretation, etc.). Punktuell gerät die wissenschaftliche Praxis als soziale Praxis also ohnehin in den Blick. Dennoch scheint es so zu sein, dass gerade die feldimmanente Fokussierung auf das, was als „sozialer Austausch“ gehandelt wird, den Blick darauf verstellt, dass *jegliche* Forschungspraxis sozialer Natur ist.

Diese Auffassung ist das zentrale Verdienst der Laborstudien, und es scheint so zu sein, dass die Implikationen dieses Verständnisses zu einer erstarkenden Tendenz führen, die je eigene „Wissenschaftskultur“ systematischer in den

Blick zu nehmen.⁷ Wenn ich hier von „Wissenschaftskulturen“ spreche, soll damit deutlich werden, dass der Begriff nicht immer mit dem der „epistemischen Kulturen“ zusammenfällt. Oftmals geht es in neueren Auseinandersetzungen darum, das eigene Fach stärker als *Forschungskultur* denn als wissenschaftliche Disziplin zu begreifen und die je spezifischen Verfahren und Methoden der eigenen Arbeitsweise herauszuarbeiten. Damit entfaltet die originäre Idee der „epistemischen Kulturen“ zwar großes emanzipatorisches und katalytisches Potential dahingehend, dass sich Wissenschaften auf eine andere Art und Weise neu begreifen (z. B. als „Listenwissenschaft“ oder als „Archivwissenschaften“ etc.) und in neue Konzepte fassen; indem sie also die eigene Arbeitsweise stärker als sozio-materielle Forschungspraxis denn als institutionell abgrenzbare akademische Disziplin verstehen, begreifen sie auch die kulturellen Grundlagen ihrer je eigenen Methoden und Verfahren der Erkenntnisproduktion im neuen Licht. Allerdings bleibt in diesem Zusammenhang offen, wo die Grenzmarken und Ausfransungen von Forschungskulturen jenseits der je eigenen disziplinären Verortung verlaufen könnten oder was diese über disziplinäre Grenzen hinweg verbindet. Der Begriff der „Wissenschaftskultur“ wird bislang noch stark an den akademischen Disziplinen entlanggeführt; so definiert Arnold ein mögliches Verständnis wie folgt:

„Einzelne Wissenschaftskulturen lassen sich daher auch sinnvoll beschreiben durch die unterschiedliche *Häufigkeit und Art der Konflikte* innerhalb dieser Disziplinen und wie in jeder von ihnen mit diesen umgegangen wird. Denn ein wichtiger Bereich der kulturell geteilten Überzeugungen in einer Wissenschaft betrifft oft die legitime Art der Konfliktlösung: Nicht de[n] inhaltliche[n] Konsens, sondern das Wissen, wie viel Dissens als *normal* zu tolerieren ist, und wie man mit einem solchen Dissens innerhalb der Disziplin umgehen sollte, um letztlich die übergreifende Einheit der *scientific community* nicht nachhaltig zu beschädigen“ (Arnold 2004, S. 20, Hervorh. im Orig.).

In diesen Zusammenhang lassen sich noch zwei weitere analytische Zugriffe einordnen, die die Frage nach der Spezifik sozialwissenschaftlicher Wissenschaften von unterschiedlichen Richtungen aus in Angriff nehmen. So vertritt bspw. die ethnomethodologische Forschungstradition den Ansatz, die innerhalb der Soziologie verorteten Forschungstraditionen auf „Methodenkulturen“ der Erkenntnisproduktion eng zu führen. Die epistemische Praxis wird hier

7 Siehe u. a. Wansleben (2007, 2008) und Krentel et al. (2015) zu den Kultur- und Geisteswissenschaften; Glaser (2004) und Martus (2015) zur Literaturwissenschaft; Schmid (2004) zur Geschichtswissenschaft; Hilgert (2009) zur Altorientalistik; Edgeworth (2006) zur Archäologie; zur Interaktion von Wissenschaftlern unterschiedlicher Disziplinen siehe Mondada (2004).

nicht so sehr in den lokalen sozio-materiellen Forschungssettings situiert, sondern vielmehr entlang der feldimmanenten Demarkation repräsentativer vs. interpretativer Verfahren, also in der epistemologischen Verortung der methodischen Ansätze. Auf diese Weise zielt das analytische Interesse in zweifacher Hinsicht auf „Methoden“. Einerseits geht es um die empirische Fundierung soziologischer „Forschungsmethoden“ jenseits präskriptiver und normativer Methodenliteratur oder Methodologien (u. a. Greiffenhagen/Mair/Sharrock 2011) mit dem Interesse, einen innersoziologischen Diskurs in Gang zu bringen, welcher Methoden nicht als objektives Regelwerk, sondern als wirkmächtiges Gestaltungswerkzeug im Forschungsprozess begreift (vgl. auch Law 2007). Andererseits geht es um das Herausarbeiten sogenannter „Ethnomethoden“, welche die je unterschiedlichen soziologischen Forschungstraditionen kennzeichnen sollen (u. a. Schindler 2012).

Für den Bereich der innerhalb der Soziologie weitverbreiteten repräsentativen Umfrageforschung wird argumentiert, dass diese sowohl auf der Ebene der Datenerhebung (Befragung) als auch bei der Datenverarbeitung (Codierung) innerhalb situierter, kultureller Ethnomethoden der Interpretation fundiert ist, welche anschließend auf der Ebene der Darstellung der Forschungsmethodik in einer Art „positivistischem Konsens“ verkannt und systematisch ausgeblendet werden (u. a. Houtkoop-Steenstra 2000; Maynard et al. 2002). Wenngleich diese Arbeiten vor allem durch ihre granularen empirischen Analysen unterschiedlichster soziologischer Forschungspraktiken wichtige Impulse für eine so verstandene Forschungsrichtung der *Social Studies of Social Science* (siehe Mair/ Greiffenhagen/Sharrock 2013) liefern, fokussieren sie das analytische Interesse sehr stark auf die Ethnomethoden *innerhalb* solcher Forschungspraktiken, die auf einen bereits vorangegangenen Begriff von „Forschungsmethoden“ rekurrieren und damit reduzieren. Auf diese Weise reproduzieren sie feldimmanente Gräben zwischen sogenannten „qualitativen“ und „quantitativen“ Verfahren, anstatt den Gegenstand (die Forschungspraxis und ihre Methoden) analytisch zu öffnen.

Als eine Art Gegenbewegung zu der differenzierend ausgerichteten ethnomethodologischen Forschung kann ein Ansatz erachtet werden, dem es darum geht „das große Ganze“ der Erkenntnisproduktion „vom Sozialen“ als solches auszumachen. So zumindest ließe sich das in Camic et al. vorgetragene Anliegen einer „*Study of Social Knowledge Making*“ verstehen. Unter „sozialem Wissen“ fassen sie demnach „*descriptive information and analytical statements about the actions, behaviors, subjective states, and capacities of human beings and/or about the properties and processes of the aggregate or collective units – the groups, networks, markets, organizations, and so on – where these human agents are situated*“ (Camic/Gross/Lamont 2011, S. 3; Hervorh. im Orig.). Des Weiteren beschränken sie den Begriff auf empirisch gesättigtes im Gegensatz zu fiktionalem oder anderweitig hergestelltem Material, fassen darunter aber auch *normative Aussagen*, die auf deskriptiven Informationen beruhen sowie die

Technologien und Methoden der Wissensproduktion (vgl. Camic/Gross/Lamont 2011, S. 3).

Aus meiner Sicht hat der vorgeschlagene Begriff des „sozialen Wissens“ die Stärke, dass er sehr inklusiv gefasst ist, und damit klarstellt, dass epistemische Kulturen auch jenseits der Wissenschaft zu verorten sind. Dennoch tut sich die prinzipielle Frage auf, ob damit nicht die wissenschaftssoziologisch überwunden geglaubte Unterscheidung zwischen den Natur- und Sozialwissenschaften wieder eingeführt werden soll? Gerade die begriffliche Engführung des „sozialen Wissens“ auf ein Wissen über menschliche Akteure in ihren Wirkungsfeldern unterschlägt zunächst die epistemische Rolle der technischen Artefakte und materiellen Umwelten, die dann über ein zusätzliches Interesse an den Technologien und Methoden der Wissensproduktion wieder hereingeholt wird. Würde man eben jene Methoden und epistemischen Praktiken der Wissensproduktion zentral setzen (wie dies die Laborstudien im Vergleich zur Soziologie wissenschaftlichen Wissens getan haben), gelangt man wieder zu der wissenschaftssoziologischen Ausgangsfrage, ob nicht alles produzierte Wissen sozialer Natur ist, auch solches, das in den Naturwissenschaften hergestellt wird.

Ich möchte daher dafür plädieren, die Frage nach den epistemischen Kulturen jenseits der naturwissenschaftlichen Labore gerade nicht als Frage nach anderen, d. h. *sozialwissenschaftlichen* „Wissenskulturen“ zu verstehen. Nimmt man das Konzept der epistemischen Kultur ernst, geht es weniger um die Suche nach einer originär „soziologischen“ Forschungspraxis und ihrer „eigentlichen“ Methoden sondern eher um ein Verständnis der wissenschaftlichen Forschungspraxis jenseits von Laboren, wie bspw. „im Feld“, „auf der Tagung“, „am Schreibtisch“ und um deren Situierung in der Pragmatik der je verwendeten Kulturtechniken und Erkenntnisinstrumente (siehe hierzu ausführlich Engert 2018). Hierfür sind „die Soziologie“ oder sind andere sozial-, kultur-, oder geisteswissenschaftliche Disziplinen ebenso wie „die Mathematik“ (vgl. Heintz 2000) letztlich „nur“ ergiebige analytische Fälle eines Anliegens, welches „epistemische Kulturen“ jenseits akademischer Disziplinen, jenseits der Dichotomie von Natur- vs. Sozialwissenschaft und auch jenseits der Wissenschaft generell in den jeweils lokal situierten soziomateriellen Konstellationen, Erkenntnisteknologien sowie der Pragmatik der verwendeten Verfahren verorten will.

3 Ortswechsel: Von der „laboratorisierten“ Forschungspraxis zur Soziologie

Um der analytisch interessanten Fragestellung nachzugehen, ob die Labore der Wissenschaft auf die epistemischen Kulturen der sogenannten „Technosciences“ beschränkt bleiben, oder ob es noch weitere, konstitutiv verschiedene Habitate der Erkenntnisproduktion gibt, ist jedoch gerade die *soziologische*

Forschungspraxis ein geeigneter Präzedenzfall und zwar in mehrfacher Hinsicht: *Erstens* ist sie geeignet, die von den *Social Studies of Science* ins Feld geführte Trennung von epistemischer und diskursiver Praxis in Frage zu stellen. Die Produktion von Daten (Aufzeichnungen) und die Produktion von Bedeutung (Konzepten) rücken die Konstruktionsprozesse soziologischer Forschung als gleichermaßen diskursive wie epistemische Praxis ins Zentrum. Gerade weil die Erkenntnisproduktion in der Soziologie im Wesentlichen ein Hantieren mit Begriffsordnungen ist, im Gegensatz zu dem Hantieren mit einem Versuchsaufbau, geht es an erster Stelle also um ein erweitertes Verständnis der Wechselwirkungen von konstruktiver und repräsentativer Forschungspraxis. *Zweitens* scheint der empirische Zugang der Soziologie zu ihren Gegenständen nicht über stationäre Labore vermittelt, sondern scheint sich vielmehr aufzufächern in das sich körperlich aussetzende Beobachten gesellschaftlicher Phänomene, in das medial ganz unterschiedlich vermittelte Befragen von Mitgliedern der Gesellschaft, in das Dokumentieren sozialer Interaktionen und in das Sammeln, Selektieren und heranziehende Sichten sozialer Diskurse und Objekte. *Drittens* ist der methodische Aufbau der Forschungsarchitektur jeweils über ganz andere Formen von Apparaturen und Technologien vermittelt. Es geht nicht um installierte Experimentalsysteme, sondern eher um distribuierte Deskriptionssysteme. Der Bezugspunkt ist nicht das Versuchen am epistemischen Objekt, sondern eher das „Verbegrifflichen“ am empirischem Datum (Erfahrungen, Aufzeichnungen, Dokumente etc.). Weil die epistemische Praxis primär um Deskriptionen und nicht um „Inskriptionen“ (Latour 1987) zentriert ist, geraten *viertens* auch die einzelnen Deskriptionsakteure stärker ins Blickfeld und zwar nicht nur die Forschenden, sondern auch die jeweils Beforschten.

Dies scheint auch zu erklären, warum sich soziologische Forschung zum Großteil um die Körper von einzelnen Forscherindividuen zentriert, im Gegensatz zu den um den Versuchsaufbau zentrierten Forscher-Kollektiven der naturwissenschaftlichen Labore. Hinzu kommt, dass bloße Deskription nicht das Endprodukt der Forschung ist: es geht der Soziologie um „dichte“ Beschreibungen (Geertz 1987) oder um Hypothesen und Analysen von gesellschaftlichen oder sozialen Zusammenhängen. Zwar ist Deskription selbst bereits eine Konstruktion und übersetzt erfahrungsgebundene Befunde in Sprache; die so erzeugten Daten sind aber „nur“ ein wichtiger Angelpunkt im Hinblick auf die daran anschließende Konzeptualisierung. Dies gilt ebenso für die den Teilnehmern abgerungenen Interaktions- oder Interviewdaten. Daher nimmt *fünftens* das Theoretisieren der empirischen Befunde in der Soziologie einen zentralen Stellenwert ein. Es geht nicht, wie im Labor, um ein Aufschreiben und Glätten der anderswo bereits „gemachten“ Fakten. Erst im und durch das Theoretisieren an den Daten produzieren Soziologinnen und Soziologen eine begriffliche Ordnung. Wenn soziologische Erkenntnis scheitert, dann im Wesentlichen an der theoretischen *Arbeit*.

Sechstens liegt das zentrale Produkt soziologischer Forschung nicht in der Einheit, sondern in einer Vielfalt von um Deutungshoheit wetteifernden Paradigmen. Wenngleich auch sie wissenschaftliche Evidenz durch Befunde hervorbringen und bezeugen muss, will sie nicht beweisen, sondern hinweisen, aufzeigen, deuten. Ihre Faktizität liegt in der Generierung von Einsichten (insights) und begrifflichen Ordnungen (Theorien) – die potentiell wieder andere Fragen aufwerfen können. Letztlich scheint es der soziologischen Forschungspraxis nicht um das (Ab-)Schließen von Fakten zu gehen, sondern um das Eröffnen, Verknüpfen, Ordnen, Aktualisieren und Fokussieren, d. h. um das Sichtbarmachen von Perspektiven auf ihren Gegenstand – das intangible und doch wirkmächtige Soziale.

So verstanden sind Soziologinnen und Soziologen im Wesentlichen „Seher“;⁸ die „epistemischen Dinge“ (Rheinberger 2006) der Soziologie in erster Linie Deutungen und Konzepte. Evidenz erscheint hier als ein Passungsverhältnis von Beschreibung, Bedeutung sowie deren Bewertung und dafür scheint das Schreiben selbst eine weitere „empirische Methode“ der Soziologie zu sein: Erst im lesenden, d. h. sehend beurteilenden Schreiben der Texte wird diese Passung hergestellt.

Darüber hinaus antizipieren sie potentielle Einschätzungen und Bewertungen anderer (z. B. Peers). Auch hier handelt es sich um eine reflexive, epistemische Praxis: Sie bezieht sich nun jedoch auf einen anderen Gegenstand: Die „Welt da draußen“ ist nun nicht mehr das beobachtete Feld, sondern „der Diskurs“ der die Schreibenden und ihre Forschung zum Gegenstand macht. Man beachte, dass es sich hier auch um ein anderes Selbst handelt: Während das sich beim Schreiben und Deuten selbst-bewertende Selbst im Spiel ist, handelt es sich um eine intime, selbst-bezogene Praxis, bei der sich der oder die Schreibende(n) *selbst* korrigieren und voranbringen (können). Sie behandeln, bedeuten und bewerten ihre gegenübergestellten Daten und Deutungen eigenständig und selbstbestimmt. Im zweiten Fall verschiebt sich die Selbst-Sozialisation jedoch graduell. Durch die Antizipation der Bewertung Anderer verlagert sich die Fremd-Kontrolle in die eigene Praxis und durchsetzt diese: Wie werden die Gutachter bewerten, wenn sie diesen Begriff, diese These oder den Text als Ganzes rezensieren? Auch die eigene Forschung wird hierbei zu einem anderen Objekt: Es handelt sich nun nicht mehr um ein intimes Objekt zur eigenen Disposition, es ist nun ein exhibiertes Objekt im sozialen Diskurs des Peer-Reviews. Der Bezugspunkt der epistemischen Praxis ändert sich: es geht nun nicht mehr *nur* um das Forschen am Objekt, sondern auch um das Objekt und die For-

8 Dieser Ausdruck ist hier ganz und gar nicht polemisch zu verstehen. Ich beziehe mich dabei auf die Begriffsverwendung, wie sie Mars (1998) in Bezug auf Aktienanalysten vorgeschlagen hat.

schenden selbst und zwar in der Antizipation der bewertenden Perspektiven Anderer. Wieder werden Forschungsgegenstand und Forscher zur intimen Einheit, die jedoch nun zur Disposition Anderer steht und in dieser Einheit diskursiviert (besprochen) und objektiviert (bewertet) wird. Die epistemische Praxis fokussiert die Forschenden also nicht nur auf die Objekte, sondern auch auf die je Unterschiedliches reflektierenden Selbst der Forschung.

Ich kann an dieser Stelle nicht näher auf die Implikationen dieses sich auf verschiedene Art und Weise diskursivierenden Selbst eingehen, aber es sollte klar geworden sein, was dies für die ethnographische Beforschung des soziologischen Forschungsprozesses bedeutet: Es ist von zentraler Bedeutung, auf welche Weise die potentiell Beforschten einerseits sich selbst, andererseits die Ethnographin diskursivieren. Betrachten sie letztere wenn nicht als gänzlich Fremde so doch als Außenstehende und potentiell Bewertende „da draußen“ oder als Eingeweihte in den Forschungsprozess, der sich vor ihren Augen öffnet und entfaltet, als Prozess, der noch gar nicht abschließend zu bewerten ist. Gerade weil Forschende nicht nur Wissen über gesellschaftliche Phänomene und Gegenstände produzieren und bereitstellen, sondern ihr eigenes Verhältnis zu diesen Gegenständen und damit die Bedingungen, unter denen diese als Forschungsgegenstände gerahmt, untersucht und verhandelt werden, fortlaufend mitreflektieren, reagieren sie besonders sensibel und bisweilen „empfindlich“ auf die potentielle Objektivierung dieser Reflektionen. An dieser Stelle kommt also auch ins Spiel, wie sie sich selbst gegenüber ihrer Beforschung diskursivieren – als (ein in Forschung und Fragen begriffenes) *epistemisches Selbst*, oder als wissende „Soziologen“. Ähnliches gilt auch für die Befragung und Dokumentenanalyse: Sprechen die Beforschten abschließend *über* ihre Forschung (als Objekt im Diskurs) oder von und aus ihrer Forschung (von den epistemischen Objekten)? Zeigen sie auf ihre Texte als Objekte jenseits ihrer Selbst oder lassen sie sich beim Schreiben an den Texten beobachten?

In Bezug auf die beobachtete Forschung geht es darum, ob die potentiell Beforschten bereit sind, der Ethnographin gegenüber von sich als Person in gewisser Weise zu „abstrahieren“ und die eigene Forschungspraxis als soziale und der teilnehmenden Beobachtung zugängliche *Praxis* in den Blick nehmen zu lassen. Soziologische Forschungspraxis ist nur in dieser Reflexivität, d. h. als Gegenstand einer anderen – im Wesentlichen – darauf bezogenen Beforschung (Beobachtung, Befragung, Beschreibung, etc.) zu haben. Gleichzeitig wird die beforschte Praxis etwas anderes dadurch, dass sie zum Gegenstand (und nicht mehr praktiziert) wird. Diese Trennung ist zunächst kein harter Schnitt, sie wird vermittelt durch den sozialen Diskurs zwischen Ethnographin und Beforschten (den sogenannten Rapport) und produziert dabei ein weiteres Datum. Damit bringt die beforschende Praxis neue Ausgangspunkte ins Spiel: die Daten, die sie über die beforschte Forschungspraxis angefertigt hat. An diesem Punkt gerät die Ethnographin selbst unter Zugzwang: Wie gut gelingt es ihr gegenüber

den Beforschten als auch gegenüber den sie im wissenschaftlichen Diskurs bewertenden Soziologinnen und Soziologen, soziologische Forschungspraxis darzustellen und zu konzeptualisieren? Woran und in Bezug auf welche Erfahrungen von Forschungspraxis wird ihre Analyse gemessen? Auf welche sozialen Positionen verteilt sich die Deutungshoheit über ihren Gegenstand „die soziologische Forschung“?

Interessanterweise verdichten sich all diese Fragen bereits in der Frage des Feldzugangs. Hier eröffnet sich gewissermaßen die ganze „Dramatik“ eines Forschungsvorhabens, dass sich nicht nur additiv in die Forschungsvorhaben der Soziologie einreicht, sondern das grundlegende Verhältnis der Soziologie zu ihrem Gegenstand umzukehren scheint, indem die soziologischen Beobachter bzw. ihre „Beobachtungskulturen“ selbst zum Gegenstand gemacht werden. Auf diese Weise fokussiert es die Frage danach, was soziologische Forschungspraxis ist und wie und wo sie zu lokalisieren ist, auf ganz unterschiedliche Weise. Die Soziologie gerät dabei als epistemische Kultur auf drei Ebenen in den Blick: Erstens als epistemische *Praxis*, in ihren spezifischen Sozialitäten; zweitens als epistemischer *Diskurs* darüber, wie sich Forschende über ihre Gegenstände, ihre Arbeitsroutinen und ihr Arbeitsverständnis verständigen und drittens als ein epistemisches *Feld*, in dem sich bestimmte Formate und Register der sozialen Interaktion etabliert haben, mit denen unterschiedliche Selbstkonzeptionen einhergehen – auch jenseits der symbolischen Positionen, welche die Teilnehmer einnehmen. Die in den Aushandlungsprozessen aufscheinenden diskursiven Register, Mechanismen und Strategien lassen sich nur in ihrer Reflexivität und Reaktivität begreifen – in diesem grundlegenden Punkt scheint sich die Soziologie nicht von anderen gesellschaftlichen Feldern zu unterscheiden.

4 Reflexivität: Beobachtungsbeobachtung und Aufzeichnungsaufzeichnung

Eine besondere Herausforderung für das Beforschen einer Wissenskultur, die sich permanent bei der Beobachtung von gesellschaftlichen Phänomenen mitbeobachtet und dabei Wissen über die eigenen Arbeitsroutinen und das eigene Selbstverständnis produziert, liegt in der Tatsache, dass gewonnene Erkenntnisse über diese Forschungskultur stark mit ihrerseits aus reflexiven Verfahren hervorgehenden Selbstthematisierungen und Selbstcharakterisierungen konkurrieren und sich zuallererst als überhaupt notwendige, eigenständige und lohnende Forschungsvorhaben legitimieren müssen. Jedoch nicht ohne das eigene Verhältnis zu den so erzeugten Daten unreflektiert zu lassen: Schließlich beforschen Wissenschaftssoziologinnen und -soziologen die soziologische Praxis mit Methoden und Forschungszugängen, die ihrerseits feldimmanent sind und sich damit nicht von den beforschten Methoden unterscheiden. Dieses

vertrackte Verhältnis forschender und beforschter Zugänge lässt sich als *erste Eigenheit* der Beforschung soziologischer Forschungspraxis festhalten: Es ist die spezifische Reflexivität, die sich in der Anwendung soziologischer Forschungspraxis bei der Beforschung soziologischer Praxis ergibt.

Diese Form der „angewandten“ Reflexivität ist bisweilen auch geeignet, die implizierten Positionen des Feldes zum Datum werden zu lassen, denn sie reflektiert auch, dass es „immer eine Hierarchie der Forschungsobjekte und eine Hierarchie der Forschungssubjekte (die Forscher) [gibt], die in entscheidender Weise zur Verteilung der Objekte unter den Subjekten beitragen“ (Bourdieu 1993, S. 82). Jedoch zielt die hier anvisierte Reflexivität nicht primär auf die symbolischen Ordnungen der Soziologie, sondern auf ihre *epistemischen* Praktiken und Artefakte. Die soziologische Forschung stellt in diesem Verständnis einen geeigneten Fall bezogen auf bestimmte Fragestellungen dar, z. B. bezogen auf die Frage nach dem epistemischen Gebrauch von Textdokumenten in unserer Kultur, oder bezogen auf die Frage, wie sich soziale Methoden des Beobachtens, Befragens und Interpretierens in sozialwissenschaftlichen Methoden der Feldforschung, des Interviews und der Diskursanalyse ausdifferenziert haben. Diese letzte Fragestellung schließt an Überlegungen der allgemeinen Wissenssoziologie an, wissenschaftliche Methoden als Formen der „Verdichtung“ (Knorr Cetina 1988), „Domestizierung“ (Goody 1977) oder als „Elaborat“ (Dewey 2013) gesellschaftlicher Methoden der Exploration und Sinngenerierung zu verstehen. Insofern markiert die Anwendung soziologischer Beobachtung auf soziologische Wissensproduktion auch eine weitere Ausdifferenzierung des Anwendungsbereichs empirischer Forschung und eine Ressource soziologischer Arbeit.

Reflexivität im so verstandenen Sinne verweist damit primär auf ein ganz grundlegendes Merkmal sozialer Wirklichkeit im ethnomethodologischen Sinne: Zwei Soziologen machen in der spezifischen Art und Weise, wie sie miteinander interagieren füreinander erkennbar, dass sie nebeneinander unterschiedliche Aktivitäten des Forschens und Beforschens ausüben. Gleichzeitig produzieren sie damit die soziale Wirklichkeit, in der der Vollzug ihrer Praxis Sinn macht (vgl. hierzu Garfinkel 1967). Der Gegenstand definiert die Auswahl des methodischen Instrumentariums insofern auf eine *reflexive* Art und Weise, und dies in zweifacher Hinsicht: Einerseits sind es einige Merkmale der untersuchten Phänomene, die es erforderlich machen, ethnografische, video-, gesprächs- und textanalytische Aufzeichnungs- und Analyseverfahren miteinander zu kombinieren und zu kontrastieren. Möchte man bspw. die wissenschaftliche Textproduktion *in situ* beobachten, bedarf es der parallelen Aufzeichnung des Geschehens „on-screen“ und „off-screen“, da sich die Textproduktion auf der virtuellen wie auch auf der verkörperten Ebene in Raum und Zeit manifestiert. Wird der produzierte Text zwischendurch ausgedruckt, gelesen und bearbeitet, bedarf es der Dokumentation dieser Arbeit „am

Papier“. Wird die anwesende Ethnographin von den Beforschten bisweilen nicht nur als Ethnografin, sondern auch als Kollegin adressiert oder als humane Ressource für die eigene Arbeit (z. B. als lebendes „Dictionary“) benutzt, erfordert all dies der anschließenden Analyse der reflexiven Produktion von Aufzeichnungsaufzeichnungen ebenso wie der situativen Formen der Teilnehmerschaft usw.

Andererseits wird das methodische Instrumentarium aber auch in einer zweiten Hinsicht reflexiv konstituiert. Was derzeit als „Multimodalität“ sozialer Interaktion gehandelt wird, kommt hier noch auf einer ganz anderen Ebene zum Tragen und betrifft das reflexive Verhältnis zweier nebeneinander ablaufender soziologischer Wissensproduktionen. Dieses Verhältnis der Beobachtungsbeobachtung ist für die Beforschten mitunter auch eine *Intimitätszumontung*. Insofern regulieren die Beforschten das methodische Instrumentarium, wenn sie z. B. angeben, dass sie ein bestimmtes Medium der Aufzeichnung nicht tolerieren wollen, oder situativ bestimmen, wann ihnen eine Form der Aufzeichnung (im Gegensatz zu anderen) „zu viel“ wird. Für die Ethnographin heißt es, flexibel und sensibel auf die bestimmten Intimitätsbedingungen im Feld zu reagieren, d. h. mit dem eigenen Körper, dem eigenen Selbst und den eigenen Aufzeichnungspraktiken die Eigenheit der beforschten Praxis nicht zu überlagern. Für die Beforschten heißt es, die Anwesenheit der Ethnographin mit ihren Medien und Praktiken der Beobachtung und Aufzeichnung permanent zu normalisieren und ggf. zu moderieren. Es geht also darum, mit der Forschungsmethodik ein reflexives Verhältnis zu ermöglichen, in dem beide Seiten füreinander verstehbar machen, dass sie als Forschende Aktivitäten nachgehen, die in ihren Eigenheiten ko-existieren und multimodal neben einander herlaufen können.

Auf diese Weise wird in den jeweils konstituierten Konstellationen der Beobachtungsbeobachtung die Frage, wer *wer* ist und *was* tun kann, soll und darf, auf verschiedenliche Weise „moduliert“ (Goffman 1980: 52 f.). So wurden mitunter in Settings, in denen die Ethnographin bekannt war, aus Kollegen, die – mal neben-, mal miteinander – das Gleiche tun, Forschende und Beforschte. Andersherum wurde die Ethnographin in Umgebungen, in die sie als noch nicht persönlich bekannte Forscherin eintrat, unmittelbar entweder implizit oder explizit als Kollegin adressiert. Dabei entstanden manchmal Unklarheiten bezogen auf die jeweilige Definition der Situation wie z. B. „Das nimmst Du aber jetzt nicht auf, oder?“ oder in Bezug auf die Adressaten einer Äußerung – z. B. wenn in Gesten der Demarkation Teilnehmer implizit die Ethnographin mit ihrer akademischen „Herkunft“ gleichsetzten (und damit z. B. durch die Ethnographin hindurch die feldinternen Positionen ihrer Betreuenden adressieren).

Gerade solche und andere Ambiguitäten – bezogen auf die Rahmung der Situation und die aufeinander bezogenen Teilnehmerkategorien und -aktivitäten

– lassen sich jedoch analytisch fruchtbar machen, da in und mit ihnen Aspekte der Situation thematisch und relevant gemacht werden. In diesem Zusammenhang sei auch eine Begebenheit aus meiner Feldforschung genannt, in der ein Beforschter meine herumliegende (und bisweilen auf ihn gerichtete) Videokamera ergreift, anschaltet und auf mich richtet, während ich neben ihm am Schreibtisch auf einem Lesesessel sitze – mein aufgeschlagenes Notizbuch auf den Beinen, den Stift noch in der Hand. Dann fordert er mich halb ernst- halb scherzhaft auf, doch mal etwas zu schreiben, denn es sei ja auch „reflexive Ethnographie“. Solche rituellen Verkehrungen und praktischen Spiegelungen sind produktive Mittel sowohl des Explizierens als auch des Normalisierens von Teilnehmerrollen sowie den damit verbundenen Arbeitsteilungen innerhalb des Forschens und Beforscht-Werdens. Darüber hinaus wird an dieser Stelle der Forschungsansatz der Ethnographin thematisch gemacht. Der Teilnehmer zeigt ihr so an, dass es analytisch fruchtbar sein könnte, ihre eigene Praxis während der Forschung mit in den Blick zu nehmen. Auf diese Weise bringen sich Beforschte aktiv in ihr Beforscht-Werden ein, nicht nur als Informanten, sondern auch als Diskutanten der jeweiligen Forschung sowie der Forschungsergebnisse.

5 Reaktivität: Sensibilitäten und Deutungshoheiten

Der Aspekt der Reflexivität wirkt sich nicht nur auf der Ebene der Forschungspraxis, sondern auch auf der Interaktionsebene zwischen Forschung und Beforschung aus. Dies ergibt sich aus dem Umstand, dass die Beteiligten Mitglieder ein und derselben Wissenskultur sind: Forschende und Beforschte teilen miteinander ein theoretisches und methodisches Wissen und stellen sowohl je für sich als auch in Interaktion miteinander Annahmen darüber an, welche Aktivitäten und Phänomene adäquate und legitime Gegenstände analytischen Interesses sein könnten. Der ethnographische Rapport lässt sich in diesem Sinne dazu nutzen, etwas über feldimmanente Wissenspraktiken zu lernen. Sucht man z. B. für die Beforschung soziologischer Forschungspraxis nach möglichen Feldern und diskutiert mit einzelnen Forschenden die Möglichkeiten eines Feldzugangs, sind die Formen der Abwägung mindestens genauso effektiv wie in anderen gesellschaftlichen Feldern, denn meist stehen die angefragten Feldteilnehmer einem derartigen Anliegen ambivalent gegenüber:

Einerseits fühlen sie sich verpflichtet, einer solchen Anfrage nachzukommen, da sie um die Relevanz von Feldzugängen für die empirische Sozialforschung wissen. Andererseits scheuen sie die genannte Intimitätszumutung, die sich aus der soziologischen Beobachtungsbeobachtung ergibt. In diesem Zusammenhang stellt sich für die Beforschten auch die Frage nach der Anonymisierbarkeit ihrer eigenen Forschung innerhalb einer überschaubaren Forschungslandschaft sowie gegenüber den direkten Fellows der Ethnographin.

Wie können diese *nicht* wissen, wo oder wen die Ethnologin über mehrere Wochen oder Monate hinweg (be)forscht? Und wie kann im Rahmen teilnehmender Beobachtung bspw. in halböffentlichen Workshops die Anonymität der Beforschten gesichert und die Forschung gleichzeitig für alle Anwesenden transparent durchgeführt werden?⁹ Es handelt sich somit um eine gewisse Herausforderung, expliziten Feldzugang zu einem Feld zu erhalten, in dem sowohl Ethnologin, Beforschte und weitere implizierte „Mitwisser“ über handlungsbelasteten Teilnehmerstatus verfügen.

Aufgrund dessen sieht sich die Ethnologin während der Feldforschung immer wieder mit Modulationen ihrer Teilnehmerschaft konfrontiert, die im Rahmen der Reaktivität des Feldes *konstitutiv* für das Verhältnis der Soziologie zu ihrer Beforschung sind. Aufgrund der genannten Antizipationen, die bereits im Rahmen der Feldanfrage ins Spiel kommen, antworten Teilnehmer, die der Beforschung der eigenen Forschungspraxis skeptisch oder gar ablehnend gegenüberstehen, meist nie mit einem offenen „Nein“. Stattdessen wird die Anfrage in „soziologischer“ Form verhandelt. Die damit verbundenen rhetorischen Register changieren auf einem Niveau von Deutlichkeit und Ambivalenz welches die Ethnologin und ihr Ansinnen gleichzeitig anerkennt und ablehnt, auf die Bühne bringt und den Abgang nahelegt.¹⁰

Wir sind hier nicht die „Trobriander“. Wir sind nicht die fremde Kultur, in der Sie etwas entdecken können - Sie sind bereits Teil davon. Sie brauchen andere Felder, mit denen Sie kontrastieren können, was wir hier tun. Gehen Sie mal in die Medizin und schauen Sie sich an, wie dort mit und am Fleisch gearbeitet wird! Dann wissen Sie doch überhaupt erst, was das für Medien sind, mit denen wir hier arbeiten, Papier und Texte. Vorher können Sie das doch überhaupt nicht beurteilen.

In dieser Rhetorik der Belehrung und Vorführung – „Gehen Sie mal...!“ „Wir sind.../Sie sind...“ – wird das Ansinnen der Ethnologin vor ihren Augen und Ohren desavouiert als etwas, das sie „überhaupt nicht beurteilen“ könne. Ihr Vorhaben, entsprechend zu den naturwissenschaftlichen Laborstudien die soziologische Forschungspraxis beforschen zu wollen, wird als Kategorienfehler behandelt. Gerade weil sie selbst Soziologin ist, könne sie nicht in der Tradition anthropologischer Befremdung ihre heimische Disziplin beforschen. Hierzu

9 Während sich erstere Belange mit einer Strategie der doppelten Anonymisierung der Daten begegnen lassen, wurden in Bezug auf die Halböffentlichkeit der teilnehmenden Beobachtung innerhalb von Workshops in enger Abstimmung mit und unter Maßgabe des maximalen Schutzes der Beforschten unterschiedliche (verdeckte und unverdeckte) Strategien erprobt.

10 Es handelt sich bei den gewählten Datenauszügen um Gedächtnisprotokolle und nicht um „natürliche“ Aufzeichnungen.

müsse sie sich erst grundlegend dissimilieren, um dann aus einer „geläuterten“ Perspektive auf die Soziologie und ihre Forschungsinstrumente zu blicken. „Die Soziologie“ wird dabei als einheitliche Disziplin und ihre primäre Forschungspraxis als textbezogen aufgefasst. Diese ambivalente Form der Fremdenrepräsentation verortet die Ethnographin zwar im Feld, ihr Teilnehmerwissen und ihre Nähe zum Forschungsfeld wird ihr aber gerade nicht als Kompetenz, sondern als Mangel ausgelegt, der ihre „Urteilkraft“ disqualifiziert.

Auf die Entgegnung der Ethnographin, dass es ihrer Auffassung nach auch innerhalb der Soziologie eine Pluralität von Forschungsansätzen und -instrumenten gäbe, von denen ihr nur wenige vertraut seien, folgt eine weitere Unterweisung:

Das wäre natürlich schon interessant in der Kontrastierung „Quali“ vs. „Quanti“, da könnte man schon was sehen, also dass „die Quantis“ zum Beispiel ihr Objekt vollkommen in Zahlen naturalisieren und quasi auflösen. Fragen Sie mal den Kollegen XY! Also gerade der Punkt mit den Data-Sessions bei „Quali“ vs. „Quanti“, das wäre spannend. Aber wir sind da erst in einem Jahr soweit. Da können Sie dann gerne dazukommen. Vielleicht machen wir auch beim kommenden Treffen eine kleine Data-Session, aber nur so eine Stunde, also noch nicht so richtig.

In diesem autoritären Zugriff auf das Vorhaben der Ethnographin wird dieses „für sie“ reformuliert als eines, welches „die Soziologie“ entlang feldimmanenter Polarisierungen kontrastieren müsse: „Fragen Sie mal...!“ In der vom Teilnehmer selbst zugespitzten Versionierung erfährt das Ansinnen der Ethnographin eine Aufwertung. Diese resultiert aus der Verschiebung des Bezugspunktes: der Teilnehmer bringt nun nicht mehr „die Soziologie“ als textbasierte Wissenschaft in Position, sondern das eigene Projekt, und die eigene Auseinandersetzung mit den Daten („gerade der Punkt mit den Data-Sessions...“). Es wird diskursiviert als eines, das der Logik *anderer* (hier: quantitativer) Forschungsansätze etwas entgegen zu setzen hat. In einer solchen analytischen Zuspitzung „könnte man was sehen“. Die kategorische Zurückweisung wird respezifiziert als ein zweifaches Verweisen: erstens auf andere Kandidaten, bei denen es „Spannendes“ zu sehen gäbe; zweitens auf andere Zeitpunkte („in einem Jahr“) – derzeit gäbe es „noch nicht so richtig“ was zu sehen.

Dieser autoritäre und bisweilen behelnde Zugriff auf das, was soziologisch überhaupt als legitimes Interesse gilt, stellt ein übliches Register in der Abwiegung meiner Feldanfragen dar: „Wollen Sie denn eine Studie über Projektplanung machen? Das wären doch nur alles banale Sachen, die da jetzt im Vorfeld behandelt werden“. Oder aber: „Ja, also im Rahmen der qualitativen Forschung, bei dieser Art von qualitativem Vorgehen (...) nehme ich, glaube ich, einen Sonderstatus ein. Insofern denke ich nicht, dass ich ein besonders geeigneter Anschauungsfall für eine bestimmte Wissenskultur wäre. Da sollten Sie besser

wo anders anfangen, also bei Forschern, die in einer bestimmten Schule oder soziologischen Forschungstradition forschen“. Forscher diskursiveren sich hier als erfahrene und wissende Kenner ihres Feldes, die es letztlich „gut“ meinen, und der Ethnographin raten „besser“ woanders zu forschen bzw. andere Kollegen oder Forschungszusammenhänge in Betracht zu ziehen, deren Projekt „mehr her gäbe“, oder deren Ansatz „einschlägiger“ für die Beforschung der soziologischen Wissenskultur(en) sei. Zugleich wird die Deutungshoheit markiert darüber, was es „in ihrem Fall“ zu sehen gäbe, und wann im laufenden Forschungsprojekt überhaupt „richtig“ geforscht würde; in der Lesart der angefragten Teilnehmer scheint dies vor allem die interpretative Arbeit an den Daten zu sein, nicht so sehr die Vorbereitung und Durchführung der Empirie.

Der Ethnografin wird durchgehend ein ambiger Status zugewiesen: zwar wird sie (als angehende) Kollegin und Teilnehmerin adressiert; jedoch als eine, die doch klar sehen müsse, dass ihr Ansinnen im konkret angefragten Fall völlig fehlgeleitet wäre. Der ethnographische Rapport wird weniger von der Ethnographin als von den Feldteilnehmern dazu instrumentalisiert, ihr nahe zu legen, dass es sich „soziologisch“ aufdränge, vom angefragten Fall abzusehen und andernorts anzufragen. Gerade weil sie in teilnehmerspezifisches Wissen um die soziologische Forschungspraxis eingeweiht ist, müsse sie doch erkennen, dass ihre Einführung in den angefragten Forschungszusammenhang „keinen Wert“ habe. Die Logik scheint sich gewissermaßen zu verkehren: Obwohl ihr zunächst die Urteilskraft aufgrund ihres Teilnehmerwissen abgesprochen wird, wird umgekehrt an ihr Teilnehmerwissen appelliert: Sie müsse doch sehen, dass es nichts zu sehen gäbe! In dieser Rhetorik der Aufforderung wird in keinem der Fälle ein offenes „Nein“ ausgesprochen – man sei „prinzipiell offen“; die Ethnographin solle doch aber *selbst* zu dem Schluss kommen, ihre Anfrage (zumindest zum jetzigen Zeitpunkt) fallen zu lassen. Damit wird sie gleichermaßen als Teilnehmerin adressiert und ins Feld hereingenommen, um sie dann auf andere Kolleginnen und Kollegen oder anderen Zeitpunkte anzusetzen.

Im folgenden Beispiel wird sie in einer weiteren Spielart vorgeführt. Dabei kommen bestimmte Antizipationen von Teilnehmerseite ins Spiel, die im Rahmen von Deutungshoheiten auf eine weitere Dimension der Demarkation zielen:

Es sei prinzipiell überhaupt nichts dagegen einzuwenden, dass Sie als „Zaungast“ dem ganzen Geschehen beiwohnen, aber dazu müssen Sie erstmal am Schreibtisch Introspektion betreiben – z. B. was das heißt, „eine Aufzeichnung machen“ – und in Ihrem soziologischen Arbeitsalltag, der sich nicht wesentlich von dem unterscheidet, was im angefragten Projekt stattfindet. Wenn Sie noch keine theoretischen Vorannahmen haben, kommen Sie im Feld auch nicht dazu, denn wenn Sie hier richtig teilnehmen, also nicht als stille Beobachterin, sondern als aktives Mitglied, Interviews transkribieren und was auch immer, dann werden Sie ganz schnell ein fünftes Mitglied der Projektgruppe;

sicherlich kein schlechtes und auch ein unbezahltes, aber Sie würden komplett reinrutschen in diese Perspektive und gar nichts mehr sehen können. Dann machen Sie die Arbeit wie alle anderen auch und wollen Sie dann über dieses Projekt eine Monografie schreiben?

Wieder wird der Ethnographin abwiegelnd eine rhetorische Antwort in den Mund gelegt: „Nein“ – *das* könne sie doch gar nicht wollen. Nachdem sie zunächst nach ihren konkreten theoretischen Interessen und Annahmen befragt (oder ausgefragt?) wird – worauf sich die Ethnographin auf einen methodologisch „indifferenten“ Standpunkt beruft – wird ihr die Handhabe eines solchen abgesprochen. Im Feld und während ihrer Teilnahme am Forschungsprojekt könne sie gar nicht dazu kommen, für sich und jenseits des von den Teilnehmern beforschten Gegenstands einen weiteren Forschungsgegenstand – die soziologische Forschungspraxis – zu etablieren und als einen darauf bezogenen, weiteren Gegenstand getrennt zu behandeln. Diese Besorgnisse kulminieren im aus Teilnehmersicht Unvermeidlichen: Das *eigene* Forschungsprojekt würde zum Gegenstand einer „fremden“ Forscherin, die in „einer Monographie“ potentiell intime Interna nach außen tragen könnte, die sich der Kontrolle der „eigentlichen“ Autoritäten des Forschungsprojekts entziehen. Eben weil es nicht auszumachen ist, wie die Forscherin ihren analytischen Zugriff auf die Forschungspraxis positioniert und ungewiss ist, ob es ihr überhaupt gelänge, von einzelnen Personen zu abstrahieren, handelt es sich bei ihrer Teilnahme um ein unkalkulierbares Risiko.

Markiert wird hier die Autonomie von Forscherautoritäten, die *ihr* Projekt nicht aus den Händen geben möchten. In gewisser Weise überschreitet „die Kollegin“ mit ihrer Anfrage eine feldimmanente Grenze, da sie ihren Forschungsgegenstand innerhalb der Territorien und Deutungshoheiten anderer Soziologinnen und Soziologen verortet. Die Rhetorik der Belehrung impliziert auch dies: Sie ist zwar Ethnographin, hat aber doch bestimmte Grenzen zu respektieren. Aus Sicht der Teilnehmer ist es daher angemessen, sie an „ihren“ Schreibtisch und in „ihren“ soziologischen Arbeitsbereich zurück zu verweisen, wo sie Introspektion betreiben solle, um „ihren“ Gegenstand zu definieren. Damit repräsentieren angefragte Teilnehmer also nicht nur die Ethnographin als Fremde „da draußen“, vielmehr werden autonome Bereiche der Forschung markiert, sowohl für die Teilnehmer als auch für die Ethnographin und „ihre“ Forschung. Gleichzeitig wird die Ethnographin innerhalb eines gemeinsamen Feldes verortet, in dem die „guten soziologischen Gründe“ bei der Aushandlung des Feldzugangs zählen; dies umso mehr, als die Gründe letztlich auch auf der symbolischen Ebene des feldinternen Statusunterschieds gewichtet werden können (in den genannten Fällen zwischen professoraler Ebene und der einer angehenden Doktorandin).

Dies kann mitunter zu der Konstellation führen, dass einzelne Projektmit-

arbeiter der geduldig weiter anfragenden Ethnographin gegenüber Offenheit signalisieren und sie zu Terminen einladen, dann aber der Projektleiter durch Dritte (z. B. Betreuer) zu verstehen zu gibt, dass der Feldzugang abgelehnt wird. In Form der Umwegkommunikation über symbolisch gleichrangige Peers verschiebt sich die Logik der „guten Gründe“: Man wolle nicht, dass die Ethnographin in der sensiblen Phase der Team- und Projektkonstitution dabei ist, also dann, wenn Forscher-Identitäten verhandelt werden in Bezug auf die Frage, wer was macht und wer *wer* ist; diese *Sensibilitäten* gelte es zu respektieren. Das rhetorische Register verschiebt sich also weg von den Deutungshoheiten hin zu den respektablen Identitäten der Akteure. Mit diesem Strategiewechsel verhandelt das soziologische Feld mein Anliegen in gewisser Weise „selbstredend“ und über meinen Kopf hinweg. Solche Empfindlichkeiten in Bezug auf die eigene Forschung werden potentiell nicht nur auf Seiten der Beforschten virulent, sondern tangieren auch die Ethnographin. So etwa, wenn angefragte Soziologinnen oder Soziologen sich durch die Augen der Ethnographin als jemand anderes sehen und dies als Anlass nehmen, über die thematisierten Wissenspraktiken öffentlich zu reflektieren.

Als *zweite Eigenheit* ist also die Reaktivität einer Wissenskultur zu nennen, die sich in der und durch die Beforschung beim professionellen Beobachten beobachtet fühlt und sich nicht untätig als Gegenstand thematisieren lässt. Die charakteristischen Sensibilitäten innerhalb der Forschungspraxis verweisen dabei in zwei Richtungen: Einerseits auf die individuellen Forscheridentitäten, die weder hinter aufwendigen Versuchsaufbauten noch innerhalb eines Forscherkollektivs verschwinden und damit für die Ethnographin und für sich selbst zu Solisten auf der Bühne der eigenen Forschungspraxis werden. Und andererseits darauf, dass die Position von Forschersubjekten, die die Methoden und Sprachspiele eben jener Fachkultur, deren Mitglieder sie sind, adäquat beherrschen, wesentlich über die „Resultate“ wissenschaftlicher Praxis, d. h. über die Präsentation von Forschungsergebnissen in Form von Vorträgen und Fachpublikationen verhandelt wird. Hier jedoch werden Forschende und Forschung vor jeglicher Veröffentlichung und Publikation zum „Datum“, welches durch die ethnographische Dokumentation plötzlich eine weitere – möglicherweise konkurrierende – Autorschaft ins Spiel bringt.

In welcher Form diese zweite Autorschaft von den Beforschten diskursiviert wird, liegt dabei nicht immer in der Hand der Ethnographin. Ob diese abgelehnt, zugelassen oder sogar in unterschiedlicher Art und Weise „vereinnahmt“ wird, hängt entscheidend auch von den angefragten Teilnehmern selbst ab. Das Moment des Zweifels scheint aber konstitutiv zu sein, auch in Fällen, in denen das Anliegen der Ethnographin Zustimmung erfährt:

Ethnographin: „Und, wie erwartest Du es, die ganze Zeit über so begleitet zu sein, während deiner Feldforschung?“

Beforschter: „Ich muss sagen, bis vor n'paar Tagen hatt' ich noch so'n leichtes Unwohlsein dabei, weil es ja doch irgendwie nochma so ne zweite Ebene is, die da immer so mitläuft, die man ja auch bedienen muss; Und Handlungsanforderungen, die dann dazu kommen, während man selber gewissermaßen in Handlungsanforderungen drin steckt, die ja nich' so ganz alltäglich sind; man is auch unterwegs auf unbekanntem Terrain. Und man wird alle Hände voll zu tun haben, dass irgendwie alles zu kanalisieren und zu lenken, und seinen Blick gut zu fokussieren. Und vor dem Hintergrund dacht' ich oke, wie wird das werden? Wenn da noch so-, wenn da noch Kornelia dabei is, und dich die ganze Zeit beobachtet, dich immer mal wieder fragt, und so weiter. Und ich hab mir das erstmal schwierig vorgestellt. Auch so, mit dem Gedanken, wie ist das von morgens bis abends, so ununterbrochen in diesem Modus auch mitzulaufen? Eh, das hat sich inzwischen eigentlich, ich muss sagen, fast vollständig abgebaut. Im Gegenteil erhoff ich mir sogar einiges davon. Eh, ich betrachte das Gespräch, dass wir grade führ'n zum Beispiel als'n ersten Ertrag auch für mich. Eh, weil es mich natürlich auch zu 'nem ganz andern Grad der Explikation auch zwingt. Und, der Verbalisierung meiner eigenen Praxis und der Reflektion; Und ich erwarte inzwischen eigentlich, dass es keine große Schwierigkeit wird, dass ich mich relativ schnell dran gewöhnen werde, wie die Situation is.“

Dieses Interview-Statement dokumentiert sehr anschaulich den Prozess der Hereinnahme der Perspektive der Ethnographin in die eigene *Praxis*. Dadurch werden zutiefst individuierte und autonome Bereiche der soziologischen Forschungspraxis in und durch deren Beforschung sichtbar gemacht – auch für die Beforschten selbst. Jedoch gerät die beobachtete Forschungspraxis durch die Anwesenheit der Ethnographin gerade nicht in die anfänglich befürchtete „Krise“, sondern wird über die Dauer der Anwesenheit normalisiert und stabilisiert. In gewisser Weise erfährt sie in ihrer sozialen Öffnung eine Aufwertung: sie wird plötzlich jenseits der zunächst angenommenen Idiosynkrasien und des befürchteten Autonomieverlusts als soziale Praxis „soziologisch“ interessant. Aus einer Perspektive auf die für die Ethnographin sichtbar werdenden Praktiken richten die Teilnehmer nicht mehr so sehr den Blick auf sich, sondern auf wichtige Merkmale der beobachteten Phänomene selbst und machen sie für die Beforschung zugänglich. Damit geraten die epistemischen Praktiken jenseits des sie beobachtenden „zweiten“ Blicks in ihren spezifischen Sozialitäten und Potentialitäten in den Blick.

6 Sozialitäten und wechselnde Forschungssettings

Soziologinnen und Soziologen geben also nicht nur Auskunft über das reflexive und bisweilen „reaktive“ Verhältnis forschender und beforschter Akteure, sondern richten ihre Teilnehmerrelevanzen auf die je spezifische Sozialität der epistemischen Praxis. Damit verschiebt sich der Blick der Teilnehmer auf die

Frage, wie diese für andere dargestellt und lesbar wird. So verweist die Äußerung einer Teilnehmerin in einem Interview darauf, dass es sich z. B. bei Schreibtisch-Praktiken wesentlich um Aktivitäten handelt, bei denen auf äußerst vielschichtige und filigrane Weise „nichts passiert“: „[...] dann weiß ich nicht, was daran interessiert. Da is' sehr viel *schweigsame* Arbeit dabei, etwa wenn Sie codieren. Wenn Sie da Monate nur Ihre Protokollbücher durchlesen. Wenn Sie Theorie entwickeln und danach (wieder durchgehen) [...]. Und das, was Sie sehen, ist, dass man *blättert*“. An dieser Stelle wird also auf die spezifische Sozialität der Praxis verwiesen, die als eine höchst individuierte und in entscheidenden Aspekten nicht-öffentliche Praxis aufgefasst wird, über die man aus Teilnehmersicht zu wenig erfährt, wenn man auf die Oberfläche des Phänomens fokussiert und Soziologinnen und Soziologen beim Sitzen, Schauen, Blättern und Tippen beobachtet. Insbesondere visuelle Praktiken des „drüberfliegenden Blicks“ oder des akribischen Lesens scheinen in ihren spezifischen Fokussierungen und Bezugspunkten schwer zugänglich für die teilnehmende Beobachtung. Die stille Interaktion, die Forschende mit sich selbst anhand ihrer Daten und Texte kultivieren (z. B. im Codieren, im Schreiben), wird als entscheidende Dimension der Praxis angesehen, die man in der Beobachtung von sich bewegenden Körpern übersieht. Diese verkörperte Interaktion lässt sich jedoch mit und an Individuen aufbrechen und damit darstellbar und analysierbar machen:

So gibt es erstens eine *rituelle Dimension*, bspw. wenn Teilnehmer angeben, etwas habe „damit zu tun, dass bei mir zumindest, und da mögen ja, weiß ich auch nicht, wie individuell das is, das is vielleicht auch schon so'n Punkt, dass man eigentlich sehr wenig darüber weiß, wie andere das machen, *dass man das immer sehr für sich macht* [...]“. Die ausgeübte, epistemische Praxis wird hier beschrieben als hochgradig individuierte Praxis, und damit als eine, die nicht konstitutiv auf das Individuum begrenzt ist, die aber kulturell in dieser Form eingeübt und praktiziert wird. Die auf diese Weise geschulte soziale Praxis scheint durch ihre Kultivierung an Individuen dazu zu führen, dass sie der sozialen Normierung entgegenstrebt und potentiell eine rituelle Eigenlogik und Dynamik entwickelt, die zur Diversifizierung führt (wahrgenommen als Idiosynkrasien). Befragt auf jeweilige Praktiken der Textaneignung gaben nahezu alle Informanten an, die eigenen Lesepraktiken seien „eigentlich nicht richtig“, „richtiges Lesen“ ginge „eigentlich anders“. Was hier als soziale Praxis tradiert wird, muss also konstitutiv vom Individuum in Eigenleistung ausgebildet und kultiviert werden. Hauptsächlich die Produkte der Praxis werden in Form von Darstellungsgenres (Textgenres, Datengenres, Präsentationsgenres, etc.) normiert. Die Richtlinien des akademischen Schreibens werden in wieder anderen, je spezialisierten Regelwerken (Autorenhinweise, Leitfäden, Ratgeber, etc.) von der individuellen Ausübung der Praxis getrennt festgelegt und öffentlich verfügbar sowie referierbar gemacht.

Innerhalb einer *materiellen Dimension* hängt die Individuierung der Praxis zweitens stark mit den Materialien und Vorrichtungen zusammen, mit denen sie ausgeübt werden. Stift und Papier ebenso wie Tastatur und Bildschirm sind in ihrer Paarkonstellation auf einzelne Körper ausgerichtet. Sie setzen an den tastenden oder greifenden Händen *eines* Individuums an und bereiten ein Blick- und Operationsfeld, das für die Fokussierungen, Zugriffe und Manipulationen *eines* (menschlichen) Körpers optimiert ist. Damit regulieren, ratifizieren und verstärken sie die je eigene Inkorporierung der Praxis. Entscheidend ist, dass die spezifische Medialität der auf den sehenden und manipulierenden Körper konfigurierten Produktionsweise es erlaubt und motiviert, auf Versprachlichung angelegte Tätigkeiten jenseits ihres stimmhaften Ausdrucks in der reflexiven Selbstreferenz des (schreibenden) Körpers auf den (lesenden) Körper zu äußern und zu *bestimmen*. Fokussiert man also innerhalb der materiellen Dimension auf die Verkörperung der Praktiken, fällt auf, dass ihre soziale Aktivierung stumm und ohne Aussprache auskommt und demnach auch keine Sprache ausgebildet hat, auf diese Phänomene Bezug zu nehmen. Diese Form von Sprachlosigkeit äußert sich auf unterschiedlichen Ebenen des sozialen Diskurses. Zum einen, wenn Soziologinnen und Soziologen, befragt nach ihren Lese- und Schreibpraktiken, meist unaufgefordert konkrete Text- oder Word-Dokumente hervorholen, und auf die „on-screen“ und „off-screen“ be- und erarbeiteten Dokumente in ihrer materiellen Sichtbarkeit *zeigen*. Zum anderen, wenn im Feld – unter Kollegen – auf diese Praktiken nur in sehr selektiver Form Bezug genommen wird. Thematisieren Forschende also diese stillschweigenden und in Abgeschiedenheit praktizierten Ressourcen soziologischen Arbeitens in der Mündlichkeit des alltäglichen „shop-floor talks“, geschieht dies meist in sehr zugespitzter Weise, mit einer Fokussierung nicht so sehr auf die Praxis, sondern auf deren Produkte in ihrer „Lesbarkeit“. Diese bezieht sich jedoch gerade nicht auf ein inkorporiertes, stilles Lesen „für-sich“.

Vielmehr geht es drittens – innerhalb einer *performativen Dimension* – um die Figur der demonstrativen Lesbarkeit, welche darauf verweist, dass der Text seine Bestimmung mitliefern muss. Mit „Lesbarkeit“ wird ein recht vage definierter, sozialer Standard adressiert, der lediglich auf die Intelligibilität innerhalb der „scientific community“ verweist. So formuliert es eine Soziologin, im mündlichen Gespräch über einen Artikelentwurf unter Kollegen: „Das Gute ist, was sich empfiehlt, also aus *meiner* Sicht, ist immer das: Aus Sicht der Lesene? – Sonst hast’e nachher Gutachter, und die versteh’n das nicht und wenn die- (.) wenn Du als Gutachter was nicht verstehst, wie reagierst Du dann? Du schmeißt den Text weg. Das sagen die auch, in den Sitzungen der XY [nennt die Abkürzung einer Fachzeitschrift]: ‚Ich hab gar nicht weiter gelesen‘ *Das sagen die!*“. Hier wird also im Sprechen über das Schreiben auf das potentielle Sprechen anderer Instanzen verwiesen, die den Text abschließend beurteilen und ihm ggf. seine „Lesbarkeit“ absprechen. Durch diese Besprechung dessen, wie

Texte andernorts besprochen werden, wird vor allem darauf Bezug genommen, dass Texte oder Textprobleme letztlich nicht zu besprechen sind. Auf der performativen Ebene müssen Texte von-*sich*-aus Vorlegen, Aufzeigen, Bezeichnen und *Deuten*. Damit werden letztlich auch die Texte selbst individuiert und als autonome Sprechakte behandelt. In dieser „Zeigestructur“ (siehe auch Prange 2005) beziehen sich die Darstellungen wieder auf die Individuen, d. h. die Zeigenden zurück – auf die dann in der Bewertung referiert werden kann.

In Anbetracht der sich durchziehenden individuierten Ausbildung der Praxis ist es letztlich naheliegend, dass viertens auch die *Motivationen der Praxis* Individuen zugerechnet werden. Was von Schreibenden stillschweigend erwartet wird, sind Selbstmotivation (zum „eigenständigen“ Denken und Schreiben) sowie die Selbstorganisation dieser Motivationen, angeregt und fokussiert durch öffentliche Anlässe und Veröffentlichung, d. h. die öffentliche Sichtbarkeit. Während sich Forschende während des Schreibens im Wesentlichen selbst organisieren müssen, müssen ihre Produkte am Ende so organisiert sein, dass sie jenseits ihres Selbst als Texte, d. h. als diskursive Objekte lesbar sind. Diese diskursive Lesbarkeit scheint im Display der verkörperten Praxis selbst jedoch nicht explizit angelegt zu sein. Wenn sich also Schreibende beim Schreiben die Haare raufen oder an den Fingernägeln kauen, stellen diese „accounts“ (Garfinkel 1967) aus Sicht der Teilnehmer nur eine unzureichende Repräsentation der Praxis dar.

Sie geben eher Auskunft über die fünfte, *affektive Dimension* und die Involvierung des Körpers in die Praxis und stellen in dieser Bezugnahme des Körpers auf sich selbst eine Selbstreferenz her, deren Darbietung Außenstehenden anzeigt, dass die Praxis des Schreibens sich im Moment der Ausführung (noch) nicht an ein öffentliches Publikum richtet, sondern zunächst an ein Selbst. Die Lesbarkeit für andere wird andernorts und erst im Schreiben hergestellt: Zu lesen ist schon Geschriebenes, und zwar am Papier oder am Bildschirm und damit auf Seiten des *textuellen Displays* (siehe performative Dimension).

Es ist diese *Distribution der sozialen Praxis* entlang der genannten Dimensionen und entlang der durch die Art und Weise ihrer Ausübung und Kultivierung individuierten Träger (Körper, Texte, etc.), die für die Sozialität des Schreibens und Lesens entscheidend ist – und um die die Teilnehmenden wissen. Sie wird zur Sprache gebracht, wenn Schreibende oder Lesende die Ethnographin auf eben diese Zuteilungen und Zurechnungen hinweisen; so bricht ein Teilnehmer, kurz nachdem er angefangen hat, einen Artikel für sich zu lesen und zu annotieren, die Tätigkeit ab, druckt den Beitrag erneut aus und drückt ihn ihr in die Hand: „Du musst das mitlesen, ansonsten kannst Du ja gar nicht sehen, was ich da mache“. In Anbetracht der sich zwischen individuierten Körpern und Texten sinnhaft vollziehenden Praxis muss die Ethnographin dieses *Interface* „selbst“ lesend herstellen, um nachvollziehen zu können, was gemacht wird.

In diesem Zusammenhang fällt auf, dass Beforschte während des Feldaufenthalts immer wieder von sich aus ungefragt ihre Praktiken für die Ethnographin kommentieren und ihr Nachfragen in Bezug auf bestimmte Tätigkeiten explizit einfordern. Dies wohl wissend, dass es eine Ebene der Motivierung ihrer Praxis gibt, die sich nicht von selbst mitteilt, sondern vom Gegenüber über Sinnstiftungsprozesse erschlossen wird. Damit sich die Sinnstiftungen der Ethnographin aber an den Teilnehmerrelevanzen ausrichten, ist es diesen ein triftiges Anliegen, ihre *eigenen* Absichten, Motivierungen und Problemlagen mitzuteilen. Diese Orientierung der Aufmerksamkeit der Ethnographin auf Sinnstiftungsprozesse der Praxis durch die Teilnehmer selbst verweist auf die Notwendigkeit des Elizitierens und Fragens, um die Sinnhaftigkeit des Phänomens nicht nur für sich selbst, sondern auch für andere zu gewährleisten und zu vollziehen.

Nur durch diesen Rapport ist es der Ethnographin möglich, etwas über die je eigenen Motivierungen der Teilnehmer zu erfahren, z. B. ob mit dem Markieren von Textstellen während des Lesens eine eher symbolische Logik verbunden ist, wenn diese „nur mit Bleistift“ durchgeführt werden „– aus Respekt vor dem Text“, oder ob jemand Markierungen vornimmt, um sich daran zu „erinnern, dass ich noch lese, zum Beispiel wenn ich Heidegger lese“. In letzterem Beispiel wird eine völlig anders gelagerte Aktivierung zum Ausdruck gebracht, die eher auf Belange der Selbstorientierung oder gar der Simulation der eigenen Aufmerksamkeit zu zielen scheint. Wieder andere Formen des Markierens dienen der visuellen Hervorhebung von Textinhalten, z. B. für den Gebrauch des Textdokuments als Erinnerungsmarker für Lehrzwecke. Solche Formen und Logiken des Markierens charakterisieren mehr oder weniger autoritäre Zugriffsweisen auf Textdokumente, und regulieren die eigene Lektüre mal für die Lesenden selbst, mal für andere Co-Leser (z. B. Seminarteilnehmer), und mal im Hinblick auf die Urheber der Texte (siehe hierzu auch Krey 2017). Beim Schreiben und Lesen „in Klausur“ handelt es sich also gerade nicht um solitäre Wissenspraktiken. Vielmehr – und dies ist die dritte Eigenheit – geben der konkrete Gebrauch von Forschungsmaterialien oder die gegebenen Interaktionskontexte Hinweise auf ganz unterschiedliche *Sozialitäten von Wissenskulturen*. Diese fokussieren die „Selbste“ der Forschung wechselseitig – mal stärker auf sich selbst und die Forschung am Objekt, mal mehr auf die Relevanzen der Beforschten und deren Teilnehmerwissen, und mal auf die Perspektiven und Wissensobjekte der „scientific communities“.

Was die soziologische Arbeit analytisch besonders interessant macht, ist, dass sie mit unterschiedlichsten Mitgliedern, Infrastrukturen und Objekten interagiert und zwischen Feldern wechselt. Gerade die zu je unterschiedlichen Interaktionen auffordernden Settings soziologischer Forschungspraxis „im Feld“, „im Plenum“, „im Team“ oder „vor dem Bildschirm“ stellen mit ihren sozio-materiellen Umwelten spezifische Interfaces bereit, die ganz unterschied-

liche Manifestationen, Manipulationen und Konzeptionen von Wissensobjekten erlauben und ermöglichen und somit die Forschung strukturieren. Die vierte Eigenheit soziologischer Wissenspraxis liegt letztlich in den jeweils kultivierten *Wechseln der Forschungssettings* und den damit verbundenen Reflektionsflächen, die unterschiedliche Operationsräume der Wissensproduktion aufspannen. Diese Settings geben auch vor, in welcher Form die forschende Ethnographin am Geschehen teilhaben kann – was sich nicht zuletzt auf ihre Form der Anwesenheit (verdeckt oder unverdeckt) und ihr Rederecht auswirkt.

7 Schlussbemerkung

Um dem sich in soziologischen Studien soziologischer Praktiken und Artefakte konstituierenden In- und Miteinander des praktischen Wissens und Könnens von forschenden und beforschten Akteuren zu begegnen, muss man die soziologische Wissenspraxis und ihre Objekte mit den Methoden und Instrumenten soziologischer Forschung untersuchen. Die Pragmatik eben dieser Methoden und Instrumente sowie deren reflexives Verhältnis zum untersuchten Gegenstand hilft, das eigene Mitgliedschaftswissen zu explizieren und das Interesse am soziologischen Treiben weg von methodologischen, evaluativen oder kritischen, hin zu analytischen – z. B. praxis- und wissenssoziologischen – Fragestellungen zu orientieren. Wenn und indem man dies tut, lernt man praktisch vertraute, erlernbare und erlernte Aktivitäten neu und anders, nämlich *soziologisch* kennen.

Dabei werden Situationen des Rapports ermöglicht, in und mit denen die Forschenden und Beforschten die praktischen Relevanzen und Bezugsprobleme epistemischer Aktivitäten und deren Beobachtbarkeit und Darstellbarkeit im Forschungsprozess reflektieren und davon ausgehend miteinander verhandeln können, welche Teilnahme- und Beobachtungsaktivitäten sowie -instrumente in die jeweiligen Settings dieser Aktivitäten passen. Solche Aushandlungsprozesse thematisieren und organisieren den Feldzugang und die Passung jeweiliger Beobachtungsmodalitäten in die Situationen analytischen Interesses und können, da in und mit ihnen die analytische Beobachtbar- und Beschreibbarkeit jeweiliger Aktivitäten expliziert und verhandelt wird, ihrerseits zu Ressourcen soziologischen Wissens über soziologische epistemische Praktiken gemacht werden.

Die genannten vier Eigenheiten der Beforschung soziologischer Wissenspraxis (Reflexivität, Reaktivität, Sozialitäten, Wechsel der Forschungssettings) sind lebensweltlich unauflöslich miteinander verbunden. Sie lassen sich so oder so ähnlich mitunter auch in anderen „Wissenschaftskulturen“ beobachten; in der Soziologie werden sie jedoch auf spezifische Weise verdichtet, so dass sich hier instruktive empirische Fälle für analytische Fragestellungen finden lassen.

Man sollte in diesem Sinne vielleicht weniger fragen, was die Soziologie so besonders, sondern eher, was sie zu einer „normalen Wissenschaft“ macht. Insofern darf die Beforschung der eigenen Wissenskultur weder zu einer Selbstexotisierung führen noch bei den Selbstgewissheiten, den „spontanen Philosophien“ des Felds verbleiben: sie muss naiv genug angelegt sein, um noch die alltäglichsten Aktivitäten für analytisch bemerkenswert zu erachten; und sie muss theoretisch genug orientiert sein, um am empirischen Material Fragen zu generieren, die über eine Beschreibung der Merkmale soziologischer Forschung hinausreichen. Auf diese Weise kann wissenschaftssoziologische Forschung Fragen aufwerfen, die nicht nur für die soziologische Forschungspraxis selbst, sondern auch für eine Praxeologie epistemischer Kulturen von übergeordnetem Interesse sind.

Literatur

- Amann, Klaus/Hirschauer, Stefan (1999): Soziologie treiben: Für eine Kultur der Forschung. In: *Soziale Welt* 50, H. 4, S. 495–506
- Arnold, Markus (2004): Disziplin & Initiation: Die kulturellen Praktiken der Wissenschaft. In: Arnold, Markus/Fischer, Roland (Hrsg.): *Disziplinierungen. Kulturen der Wissenschaft im Vergleich*. Wien: Turia + Kant. S. 18–52
- Ashmore, Malcolm (1989): *The Reflexive Thesis: Writing Sociology of Scientific Knowledge*. Chicago: University of Chicago Press
- Bazerman, Charles (1998): *Emerging Perspectives on the Many Dimensions of Scientific Discourse*. In: Martin, James R./Veel, Robert (Hrsg.): *Reading Science. Critical and Functional Perspectives on Discourses of Science*. London: Routledge. S. 15–28
- Bourdieu, Pierre (1993): Für eine Soziologie der Soziologen. In: Ders.: *Soziologische Fragen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 77–82
- Camic, Charles/Gross, Neil/Lamont, Michèle (2011): *The Study of Social Knowledge Making*. In: Camic, Charles/Gross, Neil/Lamont, Michèle (Hrsg.): *Social Knowledge in the Making*. Chicago: University of Chicago Press, S. 1–40
- Cicourel, Aaron V. (1964): *Method and Measurement in Sociology*. New York: The Free Press of Glencoe
- Clifford, James; Marcus, George E. (Hrsg.) (1986): *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley: University of California Press.
- Dayé, Christian; Moebius, Stephan (Hrsg.) (2015): *Soziologiegeschichte. Wege und Ziele*. Berlin: Suhrkamp
- Dewey, John (2013): *Logic: The Theory of Inquiry*. Milton Keynes: Lightning Source
- Durkheim, Emile (1984). *Die Regeln der soziologischen Methode*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Edgeworth, Matt (Hrsg.) (2006): *Ethnographies of Archaeological Practice: Cultural Encounters, Material Transformations*. Lanham: Altamira Press
- Engert, Kornelia/Krey, Björn (2013): *Das lesende Schreiben und das schreibende Lesen: Zur epistemischen Arbeit an und mit wissenschaftlichen Texten*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 42, H. 5, S. 366–384
- Engert, Kornelia (2018): *The Body of Knowledge. Fieldwork and Conceptualization in Social Inquiry*. Mainz: Dissertation Universität Mainz
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Cambridge: Polity Press
- Geertz, Clifford (1987): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Gilbert, G. Nigel; Mulkay, Michael (1984): *Opening Pandora's Box. A Sociological Analysis of Scientists' Discourse*. Cambridge: Cambridge University Press.

- Glaser, Marie (2004): Kommentar und Bildung: Zur Wissenschaftskultur der Literaturwissenschaft. In: Arnold, Markus/Fischer, Roland (Hrsg.): Disziplinierungen. Kulturen der Wissenschaft im Vergleich. Wien: Turia + Kant. S. 127–164
- Goffman, Erving (1980): Rahmen-Analyse: Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Goody, Jack (1977): *The Domestication of the Savage Mind*. Cambridge: Cambridge University Press
- Greiffenhagen, Christian/Mair, Michael/Sharrock, Wesley W. (2011): From Methodology to Methodography: A Study of Qualitative and Quantitative Reasoning in Practice. In: *Methodological Innovations online* 6, H. 3, S. 93–107
- Grube, Gernot/Kogge, Werner/Krämer, Sybille (Hrsg.) (2005): *Schrift: Kulturtechnik zwischen Auge, Hand und Maschine*. München: Wilhelm Fink
- Heintz, Bettina (2000): *Die Innenwelt der Mathematik: Zur Kultur und Praxis einer beweisenden Disziplin*. Wien und New York: Springer
- Hilgert, Markus (2009): Von ‚Listenwissenschaft‘ und ‚epistemischen Dingen‘: Konzeptuelle Annäherungen an altorientalische Wissenspraktiken. In: *Journal for General Philosophy of Science* 40, H. 2, 277–309
- Hoffmann, Christoph (2013): Processes on Paper: Writing Procedures as Non-Material Research Devices. In: *Science in Context* 26, Special Issue 02, S. 279–303
- Holmes, Frederic L./Renn, Jürgen/Rheinberger, Hans-Jörg (Hrsg.) (2003): *Reworking the Bench: Research Notebooks in the History of Science*. Dordrecht, Boston und London: Kluwer Academic Publishers
- Houtkoop-Steenstra, Hanneke (2000): *Interaction and the Standardized Survey Interview: The Living Questionnaire*. Cambridge und New York: Cambridge University Press
- Jacob, François (1988): *Die innere Statue. Autobiographie des Genbiologen und Nobelpreisträgers*. Zürich: Ammann
- Judson, Horace Freeland (1980): *Der achte Tag der Schöpfung. Sternstunden der neuen Biologie*. Wien und München: Meyster
- Kalthoff, Herbert (1997): Fremdenrepräsentation: Über ethnographisches Arbeiten in exklusiven Internatsschulen. In: Hirschauer, Stefan/Amann, Klaus (Hrsg.): *Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 240–266
- Kalthoff, Herbert (2003): Beobachtende Differenz. Instrumente der ethnografisch-soziologischen Forschung. In: *Zeitschrift für Soziologie* 32, H. 1, S. 70–90
- Keller, Reiner/Poferl, Angelika (2016): Soziologische Wissenskulturen zwischen individualisierter Inspiration und prozeduraler Legitimation. Zur Entwicklung qualitativer und interpretativer Sozialforschung in der deutschen und französischen Soziologie seit den 1960er Jahren. In: *FQS (Forum für qualitative Sozialforschung)* 17, H. 1, Art.14
- Kieserling, André (2004): Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung: Beiträge zur Soziologie soziologischen Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Knorr Cetina, Karin (1988): Das naturwissenschaftliche Labor als Ort der „Verdichtung“ von Gesellschaft. In: *Zeitschrift für Soziologie* 17, H. 2, S. 85–101
- Knorr Cetina, Karin (2002a): *Die Fabrikation von Erkenntnis: Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Knorr Cetina, Karin (2002b): *Wissenskulturen: Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Knorr Cetina, Karin (2003): *Epistemic cultures: How the sciences make knowledge*. 3. Auflage. Cambridge: Harvard University Press
- Krentel, Friedolin/Barthel, Katja/Brand, Sebastian/Friedrich, Alexander/Hoffmann, Anna Rebecca/Meneghello, Laura/Müller, Jennifer Ch./Wilke, Christian (Hrsg.) (2015): *Library Life: Werkstätten kulturwissenschaftlichen Forschens*. Lüneburg: meson press
- Latour, Bruno (1987): *Science in Action: How to follow Scientists and Engineers through Society*. Cambridge: Harvard University Press
- Krey, Björn (2017): *Textarbeit. Fachliteratur als Objekt wissenschaftlicher Praxis*. Mainz: Dissertation Universität Mainz

- Law, John (2007): *After Method: Mess in Social Science Research*. London: Routledge
- Law, John/Williams R. J. (1982): Putting facts together: A study of Scientific Persuasion. In: *Social Studies of Science* 15, H. 4, S. 555–558
- Lynch, Michael/ Livingstone, Eric/Garfinkel, Harold (1983): *Temporal Order in Laboratory Work*. In: Knorr Cetina, Karin/Mulkay, Michael (Hrsg.): *Science Observed. Perspectives on the Social Study of Science*. London: Sge, S. 205–238
- Mair, Michael/Greifenhagen, Christian/Sharrock, Wesley W. (2013): *Social Studies of Social Science: A Working Bibliography*. University of Southampton: ESRC (Economic and Social Research Council) National Centre for Research Methods
- Marcus, George E. (2007): *Ethnography Two Decades after Writing Culture: From the Experimental to the Baroque*. In: *Anthropological Quarterly* 80 (4), S. 1127–1145
- Mars, Frank (1998): „Wir sind alle Seher“. *Die Praxis der Aktienanalyse*. Bielefeld: Dissertation Universität Bielefeld
- Martus, Steffen (2015): *Wandernde Praktiken „after theory“? Praxeologische Perspektiven auf „Literatur/Wissenschaft“*. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, 40, H. 1, S. 177–195
- Maynard, Douglas W./Houtkoop-Steenstra, Hanneke/Schaeffer, Cate/van der Zouwen, Johannes (Hrsg.) (2002): *Standardization and Tacit Knowledge: Interaction and Practice in the Survey Interview*. New York: Wiley
- Mead, George H. (1967): *Mind, Self & Society: From the Standpoint of a Social Behaviorist*. Chicago und London: University of Chicago Press
- Meyer-Krahmer, Benjamin (2012): *My Brain is Localized in My Inkstand: Zur graphischen Praxis von Charles Sanders Peirce*. In: Krämer, Sybille/Cancik-Kirschbaum, Eva C./Totzke, Rainer (Hrsg.): *Schriftbildlichkeit: Wahrnehmbarkeit, Materialität und Operativität von Notationen*. Berlin: Akademie Verlag, S. 401–414
- Mondada, Lorenza (2004): *Interaktionale Praktiken der Forscher und Entstehung des wissenschaftlichen Wissens: Für einen Dialog zwischen interaktionaler Linguistik und Wissenschaftssoziologie*. In: *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs-, und Sozialforschung* 5, H. 2, S. 179–221
- Müller, Lothar (2012): *Weisse Magie: Die Epoche des Papiers*. München: Hanser
- Nasim, Omar W. (2013): *Observing by Hand: Sketching the Nebulae in the Nineteenth Century*. London: The University of Chicago Press
- Prange, Klaus (2005): *Die Zeigestruktur der Erziehung: Grundriss der Operativen Pädagogik*. Paderborn: Schöningh
- Prior, Paul (1998): *Writing/Disciplinarity: A Sociohistoric Account of Literate Activity in the Academy*. Mahwah: Lawrence Erlbaum Associates
- Rheinberger, Hans-Jörg (2006): *Experimentalsysteme und epistemische Dinge: Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Schindler, Larissa (2012): *Visuelle Kommunikation und die Ethnomethoden der Ethnografie*. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 37, H. 2, S. 165–183
- Schmid, Martin (2004): *Kritisieren als Erkenntnispraxis: Thesen zur Lehrkultur der Wiener Geschichtswissenschaft*. In: Arnold, Markus/Fischer, Roland (Hrsg.): *Disziplinierungen. Kulturen der Wissenschaft im Vergleich Wien: Turia + Kant*, S. 165–201
- Totzke, Rainer (2012): *„Assoziogrammatik des Denkens“: Zur Rolle nichttextueller Schriftspiele in philosophischen Manuskripten*. In: Krämer, Sybille/Cancik-Kirschbaum, Eva C./Totzke, Rainer (Hrsg.): *Schriftbildlichkeit: Wahrnehmbarkeit, Materialität und Operativität von Notationen*. Berlin: Akademie Verlag, S. 415–436
- Wansleben, Leon (2007): *Laborexplorationen: Eine inkongruente Perspektive auf den Alltag sozialwissenschaftlicher Praxis*. In: *Sozialwissenschaften und Berufspraxis* 30, H. 2, S. 279–290
- Wansleben, Leon (2008): *Geisteswissenschaften als epistemische Praktiken*. In: Goschler, Constantin/Fohrmann, Jürgen/Welzer, Harald/Zwick, Markus (Hrsg.): *Arts and Figures. GeisteswissenschaftlerInnen im Beruf*. Göttingen: Wallstein, S. 53–68

Die Wissenskultur von Studierenden im Feld der Soziologie

Alexander Lenger, Tobias Rieder und Christian Schneickert

1 Einleitung

Die Spezifik soziologischer Wissenskultur ergibt sich aus den besonderen Eigenschaften der Soziologie als soziales Feld. Aus der Perspektive des Konzepts sozialer Felder nach Pierre Bourdieu stehen akademische Wissenskulturen in engem Zusammenhang mit den sozialen Strukturen, d. h. dem kompetitiven und konflikthaften Charakter des wissenschaftlichen Feldes und seiner Subfelder. Demnach ist Wissenschaft kein kontinuierlicher Prozess kumulativer Wissensproduktion, sondern wesentlich ein sozialer Mikrokosmos innerhalb des gesellschaftlichen Makrokosmos (vgl. Bourdieu/Wacquant 1996/2006a). Die soziale Welt der Wissenschaft ist – wie alle sozialen Felder – durch Macht, Ungleichheit und Konflikt konstituiert (vgl. Kuhn 1962/2007; Merton 1973/1985, S. 94; Bourdieu 1984/1992; Münch 2007). Von diesen Strukturen ist die „Suche nach Wahrheit“ als Funktion (vgl. Luhmann 1990) bzw. als *illusio* (vgl. Bourdieu 1984/1992) nicht zu trennen.

Entsprechend kann die Soziologie in Deutschland als Subfeld des wissenschaftlichen Feldes konzipiert werden, welches als relativ autonomer und umkämpfter sozialer Mikrokosmos eigene Regeln, eine bestimmte Logik und eine eigene Geschichte aufweist. Diese Konfiguration umfasst auch eine eigene Wissenskultur, die im Folgenden herausgearbeitet wird. Es ist die Besonderheit der Soziologie, dass Soziolog*innen die Gesellschaft nicht aus der Perspektive unabhängiger Außenstehender analysieren. Vielmehr sind die Forschenden selbst Teil ihres Untersuchungsobjekts, d. h. sie betrachten soziale Verhältnisse und konstruieren Theorien von einem bestimmten sozialen Standpunkt aus. Entsprechend stellt sich zum einen die Frage nach der Spezifik der soziologischen Wissensproduktion in Abgrenzung zu anderen akademischen Teilfeldern. Zum anderen rückt die Frage nach der Sozialstruktur des soziologischen Feldes und der sozialen Zusammensetzung der Studierenden sowie der wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen und Professor*innen in den Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses.

Laut Bourdieu stehen die Positionierungen und die Historie eines Feldes in Beziehung zu dessen sozialen Strukturen, d. h. die das Feld charakterisierenden Gegensätze, dominierende und dominierte Positionen und Akteure sowie

Macht- und Ungleichheitsstrukturen. Da Studierende den Machtverhältnissen des soziologischen Feldes am stärksten ausgesetzt sind, können sie aus unserer Perspektive als geeigneter Zugang zur Rekonstruktion der Wissenskultur im Feld der Soziologie gelten. Entsprechend untersuchen wir die Wissenskultur der Soziologiestudierenden anhand einer von uns 2013 und 2015 durchgeführten quantitativen bundesweiten Erhebung (N=2676).

2 Wissenskultur, wissenschaftliches Feld und das Subfeld der Soziologie

Bourdieu's Habitus-Feld-Theorie zielt auf die Vermittlung zwischen individuellen Dispositionen und gesellschaftlichen Strukturen (vgl. Lenger/Schneickert/Schumacher 2013, S. 14). Das Konzept sozialer Felder trägt der Ausdifferenzierung von Gesellschaften in spezifische Teilbereiche Rechnung (vgl. Bourdieu 1984/1992; 1997/1998; 1992/1999; 1989/2004; 2000/2001). Dieser Erweiterung liegt die zentrale Erkenntnis zugrunde, dass Individuen nicht in allen spezifischen Kontexten identisch handeln, sondern dass der gleiche Habitus „je nach Stimulus und Feldstruktur ganz unterschiedliche, ja gegensätzliche Praktiken hervorbringen kann“ (Bourdieu/Wacquant 1996/2006b, S. 167 f.). Jedes Feld, d. h. jeder gesellschaftliche Bereich wie Wirtschaft, Politik, Wissenschaft, Religion oder Kunst, hat demnach eine spezifische Logik (vgl. Bourdieu 1980/1998, S. 19), bestimmte Interessen und Einsätze (vgl. Bourdieu 1980/1993a, S. 107) sowie eigene Regeln, die von den teilnehmenden Akteuren anerkannt werden müssen. Je besser das, was auf einem Feld von Bedeutung ist, von den Akteuren verinnerlicht wurde, desto geschickter können diese dort agieren. Bourdieu bezeichnet den kollektiven Glauben an die Regeln, Einsätze und Ziele eines Feldes als *illusio* (vgl. Bourdieu 1980/1998, S. 152 f.). Im Fall des wissenschaftlichen Feldes besteht dieser Glaube in der Vorstellung einer objektiven, nach transparenten, nachvollziehbaren und idealiter wiederholbaren, d. h. insgesamt methodisch kontrolliertem Vorgehen erfolgten, Suche nach Wahrheit, bei der soziale Aspekte keine Rolle spielen (sollen).

Das Konzept sozialer Felder ist ein theoretisches Instrument zur Analyse von Macht- und Positionskämpfen in gesellschaftlichen Teilbereichen. Die Struktur des Feldes bildet die gegenwärtigen Kräfteverhältnisse ab (vgl. Bourdieu 1984/1992, S. 213). Gekämpft wird auf Feldern aber nicht nur um feldinterne Positionen, sondern gleichermaßen um das Monopol auf die legitime Gewalt, d. h. die Regeln des Spiels (vgl. Bourdieu 1996/2006a, S. 129). Entsprechend versuchen Akteure ihre Position zu sichern, indem sie danach streben potentielle Konkurrenten durch Beeinflussung der Spielregeln bzw. Neudefinition der Feldgrenzen vom Feld auszuschließen (vgl. Bourdieu 1980/1993b, S. 107; Bourdieu/Wacquant 1996/2006a, S. 130): Zur Bestimmung einer Positi-

on im sozialen Raum und in einem bestimmten sozialen Feld greift Bourdieu auf den Begriff des Kapitals zurück (vgl. Bourdieu 1979/1982), welches er grundlegend in ökonomisches, soziales, kulturelles und symbolisches unterscheidet (vgl. Bourdieu 1983).

Wir vertreten die Auffassung, dass die Akkumulation von feldspezifischem Kapital als Prozess der Feldsozialisation aufgefasst werden kann, die zwar durch die Primärsozialisation (Habitusformierung) maßgeblich strukturiert wird, aber dennoch eine eigene Dynamik entfaltet (vgl. Schneickert 2013, S. 41). Entsprechend rückt der Sozialisationsprozess in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses. Individuelle Präferenzen resultieren demnach zumindest partiell aus familiärer und schulischer Sozialisation (vgl. Bourdieu 1979/1982, S. 16 f.). Dem Habitus liegen somit die grundlegenden und einverlebten Erfahrungen der Existenzbedingungen im Kindheitsalter zugrunde (vgl. Bourdieu 1980/1987, S. 101). Inwieweit das Habituskonzept zur Beschreibung verschiedener Berufsgruppen und Professionen herangezogen und auf das wissenschaftliche Feld übertragen werden kann, bleibt in den Schriften von Bourdieu jedoch ungeklärt. So ist auf konzeptioneller Ebene anzumerken, dass Bourdieu das Problem der Habitusgenese bzw. Habitusvermittlung aus seiner Analyse überwiegend ausklammert. Das Verhältnis zur Sozialisationstheorie bleibt ebenso unklar wie die konkrete Vermittlung des Habitus in der Praxis (vgl. Lenger/Schneickert/Schumacher 2013, S. 30).

Die Struktur des wissenschaftlichen Feldes ist „durch die jeweils augenblickliche Verteilung wissenschaftlichen Kapitals“ bestimmt (Bourdieu 1997/1998, S. 21). Bourdieu unterscheidet zwei Arten von wissenschaftlichem Kapital: Die erste, „reine Form“ lässt sich als „persönliches Prestige“ oder „Renommée“, also als eine Form des symbolischen Kapitals begreifen (Bourdieu/Wacquant 1996/2006b, S. 107; Bourdieu 1997/1998, S. 23, 31). Die zweite Form, das institutionelle wissenschaftliche Kapital, bezeichnet die bürokratische Macht über die akademischen Reproduktionsmittel, die durch die zeitaufwändige Mitgliedschaft in Ausschüssen, Jurys, Vereinigungen und Kommissionen erworben wird.

Das Feldkonzept trägt in Bourdieus Theorie zunächst der makrosoziologischen Ausdifferenzierung der Gesellschaft Rechnung (in Ökonomie, Politik, Religion, Kunst usw.). Bezüglich der Fach- und Wissenskulturen erscheint es uns allerdings verkürzt, das wissenschaftliche Feld – im Anschluss an Charles Percy Snow (1987) – als einen nur von zwei „Kulturen“ bevölkerten Kosmos zu verstehen (vgl. Engler 2001; Beaufays 2003; Schneickert 2013). Auch die Differenzierung des wissenschaftlichen Feldes professionssoziologisch oder anhand der Systemreferenz zwischen dem Hochschulsystem und der Berufsprofessionen bzw. Klientenorientierung zu rekonstruieren, greift in diesem Sinne zu kurz (vgl. Stichweh 1994/2013, S. 245-293). Diese Prozesse lassen sich treffender als zunehmende Fragmentierung der Wissenschaft beschreiben (vgl. Gali-

son/Stump 1996; Knorr Cetina 1999; Becher/Trowler 2001). Laut Gerhard Fröhlich sollte Bourdieus Konzept des wissenschaftlichen Feldes „in den Plural gesetzt, differenziert, systematisiert und modifiziert“ werden (Fröhlich 2003, S. 127). Zu Recht stellt sich daher die Frage, ob eine Zweiteilung der Wissenschaft in Natur- und Geisteswissenschaften nicht eine analytische Vereinfachung darstellt (vgl. Lepenies 1985/2006) und man jede Disziplin als ein eigenständiges Feld bzw. „relativ selbstgenügsames Sozialsystem“ begreifen müsste, da diese „primär mit internen Operationen befasst sind“ (Stichweh 1994/2013, S. 271). Dann müsste konsequent nicht vom wissenschaftlichen, sondern z. B. vom soziologischen, wirtschaftswissenschaftlichen, mathematischen oder chemischen Feld gesprochen werden. In diesem Sinne hat die Fachkulturforschung darauf hingewiesen, dass sich die wissenschaftliche Identität von Wissenschaftler*innen in disziplinären und subdisziplinären Forschungsfeldern und -kontexten formt (vgl. Bucher/Strauss 1961; Light 1974; Kraus 1996; Becher/Trowler 2001). Programmatisch schreibt Donald Light: „The ‚academic profession‘ does not exist. In the world of scholarship, the activities [...] center on each discipline. Thus, theoretically at least, we have the academic professions, one for each discipline“ (Light 1974, S. 12). Beate Kraus schließlich hält fest:

„Each professor's habitus may be seen as an impersonation of social structures as well as mental representations, classifications, and thinking habits characteristic of an academic discipline. As there are different positions in every social field constituted by a discipline, there is also room for a variety of discipline-specific habitus“ (Kraus 1996, S. 97).

Ludwig Huber und Eckart Liebau definieren Fachkulturen als „unterscheidbare, in sich systematisch verbundene Zusammenhänge von Wahrnehmungs-, Denk-, Wertungs- und Handlungsmustern“ (Liebau/Huber 1985, S. 315). Zentrales Merkmal der Fachkulturforschung ist die Identifikation von fachspezifischem Habitus, also der Analyse von fachspezifischen Traditionen, Lehr- und Lernstilen sowie weiteren unreflektierten, inkorporierten Verhaltensweisen und Einstellungen, die im Feldsozialisationsprozess erworben werden (vgl. Stegmann 2005, S. 41). Dazu gehören aber gleichermaßen „anerkannte Muster der Problemstellung und -bearbeitung, von der Problemdefinition bis zu den Lösungswegen und den geltenden Gütekriterien, manifest z.T. auch in den Werken der ‚Großen‘ des Faches, z.T. in den Lehrbüchern, exemplarischen Lernsituationen und Prüfungsaufgaben“ (Liebau/Huber 1985, S. 323).

Die Annahme eines fachspezifischen Habitus – wie auch das allgemeinere Argument eines professionellen bzw. Professionshabitus (vgl. Becker-Lenz/Müller 2009 sowie eine Vielzahl der Beiträge in Pfadenhauer/Scheffer 2009; Sander 2014a) – ist aber höchst problematisch. Das Spezifikum des Habituskonzepts in der Soziologie Bourdieus besteht gerade darin, dass Denk-, Handlungs- und Verhaltensweisen nicht beliebig abgelegt oder gewechselt werden

können. Die Ausbildung eines Fachhabitus suggeriert einen solchen Bruch mit der bisherigen individuellen Sozialisationsgeschichte und bezieht sich somit nur auf einen kontextbezogenen Ausschnitt des Handlungsapparates (zur Kritik auch Sander 2014b). Plausibler erscheint uns daher eine sozialisationstheoretische Anpassung des, in der Primärsozialisation geprägten, Habitus einer Person an die Gegebenheiten in den verschiedenen Handlungsfeldern als Sekundärsozialisierungen.¹ Entsprechend muss das soziologische Feld stets als ein abhängiges Subfeld des wissenschaftlichen Feldes untersucht werden und es genügt nicht, die Logik des wissenschaftlichen Feldes eins zu eins auf das soziologische Feld im Sinne eines autonomen Großfeldes zu übertragen. So weist Bourdieu darauf hin, „daß ein Feld keine Teile oder Bestandteile hat. Jedes Unterfeld hat seine eigene Logik, seine spezifischen Regeln und Regularitäten, und jeder weitere Schritt in der Untergliederung eines Feldes [...] bedeutet einen echten qualitativen Sprung.“ (Bourdieu/Wacquant 1996/2006a, S. 135) Folglich gilt es, die spezifische Eigenlogik des soziologischen Subfeldes herauszuarbeiten.

Innerhalb des wissenschaftlichen Feldes nimmt die Soziologie eine beherrschte Stellung im Feld ein (vgl. Bourdieu/Wacquant 1996/2006b, S. 67; Bourdieu 2002, S. 44). Die Ursache liegt laut Bourdieu in der ambivalenten Stellung zwischen der naturwissenschaftlichen und der philosophisch-humanwissenschaftlichen Fakultät begründet (vgl. Bourdieu 1984/1992, S. 202, 204). In einer anderen Hinsicht wiederum ähnelt die Lage der Soziologie stärker der der weltlich dominierenden Disziplinen, „those whose power is delegated by temporal powers“ (Bourdieu 1991, S. 377), etwa der Rechtswissenschaften, insofern als ihre genuin wissenschaftliche Autonomie nur relativ schwach ausgeprägt ist. Die Soziologie partizipiert an zwei konkurrierenden Logiken zugleich, einerseits an der spezifischen des wissenschaftlichen Feldes, andererseits aber auch an der des politischen Feldes (vgl. Bourdieu 1991, S. 376). So werde ein großer Teil der Debatten in der Soziologie überschattet durch homologe Auseinandersetzungen im politischen Feld, etwa der Gegensatz zwischen Individuum und Kollektiv durch den Konflikt zwischen Liberalismus und Sozialismus (vgl. Bourdieu 1991, S. 377).

Mit dem Konzept des Habitus liegt eine Theorie vor, die die sozialen Existenzbedingungen – im gesamten sozialen Raum und im Mikrokosmos des Feldes – der Akteure mit ihren Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata verbindet. Bezüglich der soziologischen Wissenskultur ist demnach davon auszugehen, dass unterschiedliche Positionen zu verschiedenen Positionierungen führen. Antinomien, wie die zwischen quantitativen und qualitativen Me-

1 Zur Möglichkeit von Habitusmodifikation und -transformation im Zuge von Habitus-Struktur-Konflikten bzw. Habitus-Feld-Anpassungen siehe exemplarisch von Rosenberg (2011), El-Mafaalani (2012), Schmitt (2010).

thoden oder zwischen Theorie und Empirie, sind nur deshalb so persistent, weil sie auch in sozialen Gegensätzen wurzeln (vgl. Bourdieu 1991, S. 383). Dies darf jedoch nicht mit einer deterministischen Beziehung von Disposition (Habitus) und Positionierung verwechselt werden, etwa einer kausalen Beziehung von sozialer Lage und Theoriepräferenz. Vielmehr erklärt sich die Positionierung durch das Wechselspiel von Disposition und Position im Feld.

Beispielhaft dafür ist die Krise, welche die „kapitolinische[n] Trias“ (Bourdieu/Wacquant 1996/2006b, S. 214) Lazarsfeld-Parsons-Merton² der amerikanischen Soziologie seit den 1960er-Jahren durch eine stärkere Fragmentierung und das Aufkommen zahlreicher neuer Kräfte im Feld erlebte und die Bourdieu explizit in Verbindung bringt mit einer Veränderung in der Zusammensetzung der Soziologiestudierenden bezüglich Bildungs- und sozialer Herkunft sowie Geschlecht (vgl. Bourdieu 1991, S. 380). Die seither in der Soziologie, verglichen mit vielen anderen wissenschaftlichen Disziplinen, vorhandene breite Streuung in der Herkunft ihrer Protagonist*innen habe den Effekt, dass sich weniger leicht eine Orthodoxie, eine dominierende Lehrmeinung, herausbilde und eine solche sich zumindest ebenfalls durch eine breite Streuung auszeichne (vgl. Bourdieu 1984/1992, S. 126). Im Folgenden nähern wir uns methodisch der Rekonstruktion dieser Feldstrukturen über die Gruppe von Akteuren, die diesen Strukturen relativ machtlos ausgeliefert ist: den Studierenden.

3 Soziologiestudierende im wissenschaftlichen Feld

In der folgenden Rekonstruktion der Strukturen des Feldes der Soziologie und seiner Produktion und Verteilung von Wissen stützen wir uns auf empirische Daten aus einer von uns 2013 und 2015 durchgeführten bundesweiten Befragung von Studierenden der Soziologie. Insgesamt haben daran 2.676 Studierende von 53 der 61 Institutionen mit soziologischen Instituten teilgenommen (siehe Lenger/Rieder/Schneickert 2014 für erste Befunde und weitere Informationen). Neben sozialstrukturellen Merkmalen und dem bisherigen Bildungsweg haben wir feldspezifisch insbesondere die Bekanntheit, die Verwendung und die Bewertung von klassischen und zeitgenössischen soziologischen bzw. sozialwissenschaftlichen Theorien, die Verteilung der Themenschwerpunkte, die Bekanntheit mit verschiedenen methodischen Erhebungs- und Auswer-

2 Dieses Dreigestirn, das die Orthodoxie des amerikanischen Feldes der Soziologie in den 1950er-Jahren bildete, beruhte nach Ansicht Bourdieus auf einem „stillschweigenden Kuhhandel [...]: Der eine liefert die ‚große Theorie‘, der andere die ‚Multivarianzstatistik‘ und der dritte die ‚Theorien mittlerer Reichweite‘ – schon haben Sie die kapitolinische Trias des neuen akademischen Tempels.“ (Bourdieu/Wacquant 1996/2006b, S. 214)

tungsmethoden, die Studienmotivation und Zufriedenheit sowie politische und hochschulpolitische Einstellungen abgefragt.

Studierende betreten das Feld in der Regel unvorbereitet, d. h. ihnen fehlt das feldspezifische Kapital, v.a. natürlich das inkorporierte Wissen – als inkorporiertes kulturelles Kapital oder „tacit knowledge“ – über die relevanten Feldstrukturen und Kräfteverhältnisse. Die vorgefundenen Regeln, Logiken und Wissensbestände werden zunächst als objektiv und relativ unveränderlich angesehen. Den Studierenden bleibt als „Neulingen“ nichts anderes übrig als die *illusio* des Feldes in der offiziellsten Form zu *glauben*. Über die Studierenden rekonstruieren wir die soziologische Wissenskultur in ihrer Entstehung, d. h. im Sozialisationsprozess der neueintretenden Studierenden. Studierende nehmen eine spezifische Position im wissenschaftlichen Feld ein: Einerseits sind sie die Hauptklientel der Universitäten, insbesondere in Bezug auf die Verteilung der finanziellen Mittel. Andererseits sind sie weder bezüglich des institutionellen noch des symbolischen und kulturellen Kapitals unmittelbarer Teil des Feldes. Sie befinden sich vielmehr in einer Phase der Feldsozialisation (vgl. Schneickert 2013). Theoretisch wäre es denkbar, Studierende angesichts des Mangels an feldspezifischem Kapital nicht als Teil des wissenschaftlichen Feldes zu betrachten. Obgleich ein Großteil der Studierenden das akademische Feld nach Abschluss des Bachelor-Studiums wieder verlässt, zielt das Studium nichtsdestoweniger darauf ab, die feldspezifische *illusio*, den Glauben an den Wert der Wissenschaft, zu vermitteln. Entsprechend gehören Studierende zum Feld, sofern sie in erheblichem Maße den Kräften des Feldes unterliegen, zum anderen wäre das Feld ohne Lehre und ohne Nachwuchs ein völlig anderes.

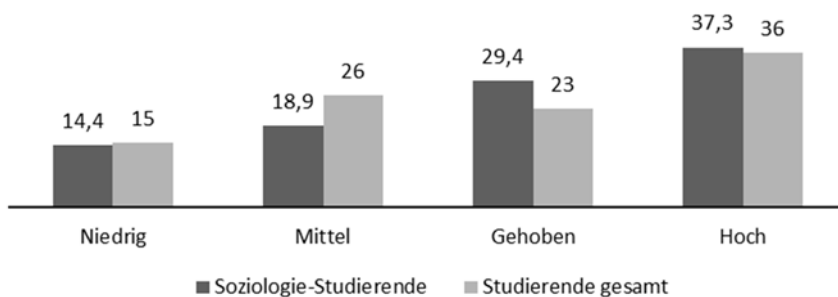
Der Zugang zum soziologischen Feld über die Studierenden ist somit der Zugang über die niedrigsten Positionen. Dies hat augenscheinlich Vorteile, bedeutet aber auch einige Beschränkungen: Gerade die These vom Zusammenhang zwischen Position und Disposition lässt zwischen niedrigsten und höchsten Positionen, d. h. etwa zwischen Studierenden und Professor*innen, durchaus große Abweichungen erwarten. Dennoch ist die Frage, wie soziologische Theorien oder die Professor*innen, die diese Konzeptionen vermitteln, von ihren Studierenden subjektiv wahrgenommen werden, auch eine objektive Realität, die nicht ohne Bedeutung für das Feld ist. Aus den heutigen Studierenden rekrutieren sich schließlich auch die nachfolgenden Generationen von Soziolog*innen.

4 Die Wissenskultur von Studierenden der Soziologie

Bereits Pierre Bourdieu und Jean-Claude Passeron stellten in den 1970er Jahren fest, dass die akademischen Interessen und die darauf basierende Wahl der Studienfächer und Fakultäten einer explizit sozialen, nämlich klassentypischen

Verteilung folgt (vgl. Bourdieu/Passeron 1971, S. 19-45). Auch die neuere Forschung zu Studierendenmilieus hat den Befund bestätigt, dass die akademischen Disziplinen unterschiedlich attraktiv für verschiedene Milieus sind (vgl. Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2004). Entsprechend ist zunächst der Vergleich von Studierenden insgesamt und Soziologiestudierenden hinsichtlich der sozialen Herkunft interessant. Abbildung 1 zeigt, dass die Soziologiestudierenden in Deutschland eine leicht höhere soziale Herkunft aufweisen als die Studierenden insgesamt.

Abbildung 1: Soziale Herkunft von Studierenden und Soziologiestudierenden



N=1.486. Kodiert nach der Einteilung der 19. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks (BMBF 2010, S. 564); Daten für Gesamtheit der Studierenden in Deutschland nach BMBF 2010, S. 128-129. Gewichtet nach Universitäten.

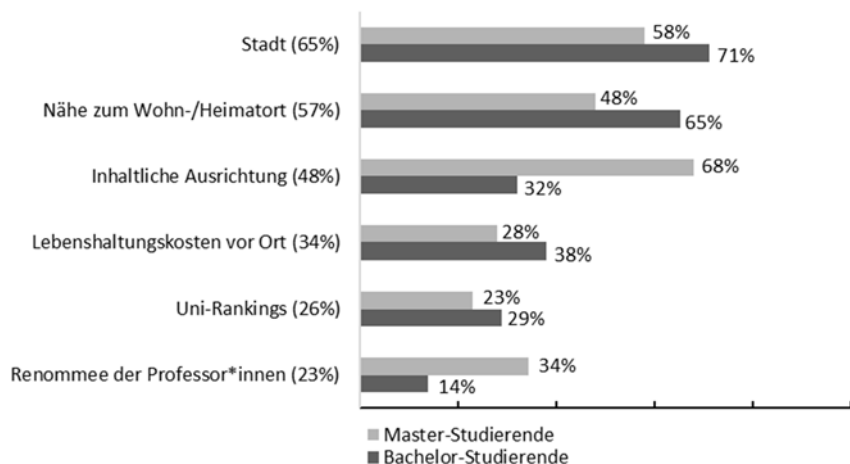
Hinter diesen Gesamtzahlen verbergen sich jedoch deutliche Unterschiede zwischen den universitären Standorten. Während der Mittelwert der sozialen Herkunft mit 2,9 auf einer 4er-Skala relativ hoch liegt, stechen einige Standorte als noch deutlich exklusiver hervor. Dazu zählen die LMU München, die FU Berlin, die HU Berlin, die Universität Freiburg, die TU Berlin und die Universität Stuttgart. Dagegen weisen die soziologischen Institute der TU Darmstadt, der Universität Rostock und der TU Chemnitz die anteilig höchsten Zahlen an Studierenden aus niedrigerer sozialer Herkunft auf.

Regionale Unterschiede bestehen auch bezüglich der politischen Einstellung. Neben konkreten hochschulpolitischen Themen haben wir die allgemeine politische Einstellung auf einer 10er Skala abgefragt (1=sehr links, 10=sehr rechts). Mit einem Mittelwert von 3,4 verorten sich die Studierenden der Soziologie erwartungsgemäß relativ weit links im politischen Spektrum. Besonders links schätzen sich dabei Studierende der Universität Jena, der FU Berlin, der HU Berlin und der Universität Hannover ein. Demgegenüber weisen die Soziologie-Standorte Stuttgart, Braunschweig und Magdeburg relativ höhere Anteile von Studierenden auf, die sich auch etwas rechter im politischen Spektrum verorten.

Die Wahl von Studienfach und Studienort ist in den meisten Fällen das Er-

gebnis eines relativ komplexen Abwägungsprozesses, der von sozialen und ökonomischen Aspekten sowie den objektiven Möglichkeiten abhängt. Um den Beweggründen für die Wahl ihrer Universität auf den Grund zu gehen, haben wir den Studierenden einige Fragen zu den Gründen für ihre Wahl vorgelegt. Abbildung 2 stellt die Anteile der Studierenden dar, die auf einer sechsstufigen Skala angegeben haben, die genannten Punkte bei der Entscheidung für ihre Universität „eher“ bis „voll und ganz“ berücksichtigt zu haben. Es ist deutlich erkennbar, dass Bachelor-Studierende ihre Wahl mehrheitlich von eher pragmatischen Faktoren abhängig machen und etwa eine Universität in der Nähe ihres Heimatortes (65 %) oder in einer attraktiven Stadt (71 %) wählen.³ Nur 14 % achten bereits vor Beginn des Bachelor-Studiums auf das Renommee der Soziologieprofessor*innen einer Universität, während 34 % der Master-Studierenden angaben, dies bei ihrer Entscheidung berücksichtigt zu haben. Insgesamt machen angehende Master-Studierende die Entscheidung für einen Studienstandort stärker von inhaltlichen Aspekten wie der Ausrichtung der soziologischen Institute abhängig (68 %).

Abbildung 2: Gründe für die Wahl der Universität



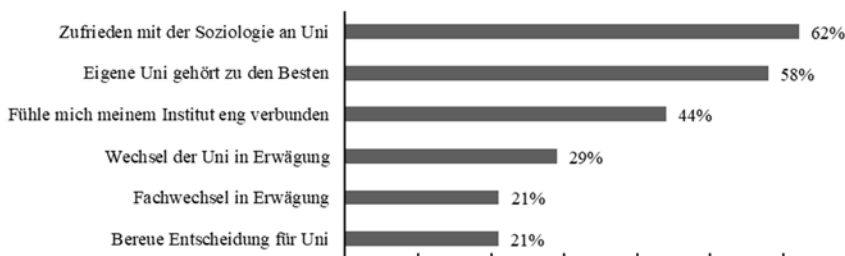
N=1.635. Gewichtet nach Universitäten.

Darüber hinaus haben wir die Studierenden gebeten, ihre Einschätzung der eigenen Universität und die Zufriedenheit mit ihrer Studiensituation zu bewer-

3 Am Ende des Fragebogens wurde mehrfach kritisiert, bei dieser Frage habe der Faktor „Numerus clausus“ gefehlt. Auch dieser wichtige Aspekt, der einem Teil der Studierenden viele Universitäten von vornherein versperrt, müsste zu diesen praktischen Faktoren gerechnet werden.

ten.⁴ Aus Abbildung 3 ist ersichtlich, dass die Mehrheit der Studierenden sich zufrieden mit der inhaltlichen Ausrichtung der Soziologie an ihrer jeweiligen Universität zeigt (62 %), allerdings hat auch schon ein knappes Drittel einmal ernsthaft über einen Wechsel der Universität nachgedacht (29 %) und ein Fünftel über einen Wechsel des Studienfaches (21 %). Ebenfalls ein Fünftel bereut explizit die Entscheidung für ihre derzeitige Universität. Interessanterweise bewertet die Mehrheit der Student*innen (58 %) die eigene Universität als einen der besten Standorte für Soziologie in Deutschland. Die Zustimmungswerte zu dieser Aussage unterscheiden sich dabei zwischen den einzelnen Universitäten ganz erheblich. So bewerten über 90% der Studierenden an den Universitäten Jena (98 %), Mannheim (96 %), Bielefeld (95 %), Heidelberg (92 %), Bamberg und der LMU München (jeweils 91 %), mit deutlichem Abstand folgen die Uni Freiburg (72 %), die HU Berlin (70 %) und die TU Berlin (69 %). In Tübingen, Magdeburg, Potsdam und Oldenburg geben dies dagegen weniger als 30 % der Studierenden an.⁵

Abbildung 3: Subjektive Einschätzung der Studiensituation



N=1590. Gewichtet nach Universitäten.

Mit den Variablen der Studiensituation und Zufriedenheit haben wir eine multiple Korrespondenzanalyse (MCA) durchgeführt (siehe grundlegend Blasius 2001; Le Roux/Rouanet 2010). Im Mittelpunkt steht bei der MCA die Beschreibung und Interpretation ihrer graphischen Darstellung. Die MCA spannt einen geometrischen Raum auf, in dem sich relational der Zusammenhang jeder Variablen mit jeder anderen Variablen zeigt. Durch die Darstellung von Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten zwischen den Ausprägungen der Variablen als Nähe und Entfernung in einem geometrischen Raum stellt die Korrespondenzanalyse eine

4 Der übersichtlicheren Darstellung halber wurden die Antwortmöglichkeiten zu den beiden Kategorien „Zustimmung“ („stimme eher zu“ bis „stimme voll und ganz zu“) und „Ablehnung“ („stimme eher nicht zu“ bis „stimme überhaupt nicht zu“) zusammengefasst.

5 Die Kategorien „stimme eher zu“ bis „stimme voll und ganz zu“ wurden zusammengefasst und nur Universitäten berücksichtigt, für die mindestens 20 Personen geantwortet haben.

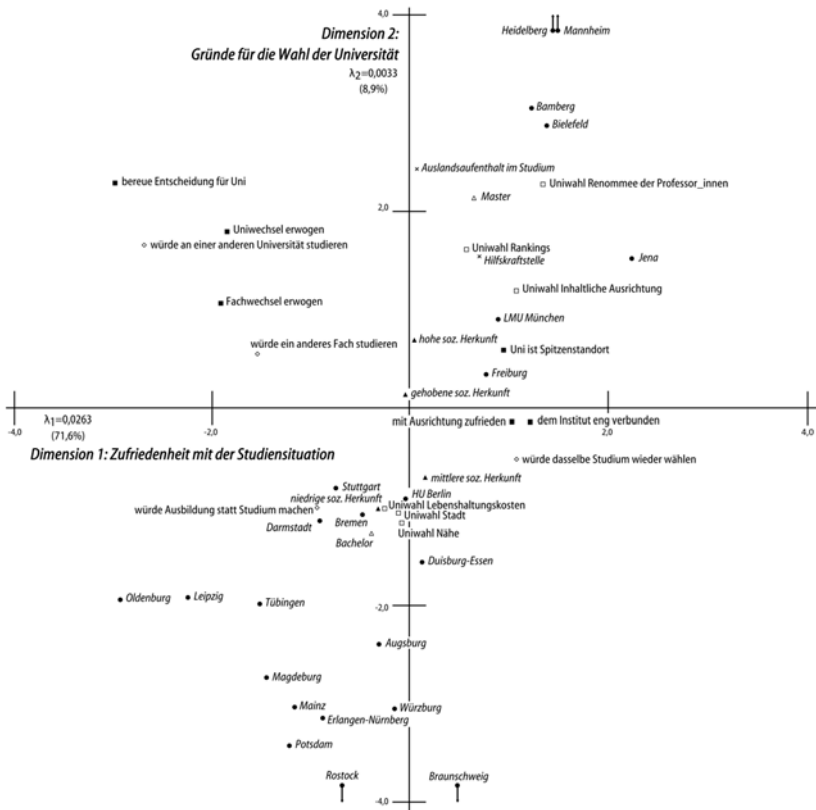
ideale Methode zur empirischen Analyse von Feldern dar (vgl. Le Roux/Rouanet 2010, S. 11; Blasius/Schmitz 2013, S. 202; Schneickert 2015, S. 156).

In der in Abbildung 4 dargestellten MCA wird der negative (linke) Bereich der ersten Dimension geprägt durch Merkmale wie „bereue die Entscheidung für meine Universität“, „Uniwechsel erwogen“ und „Fachwechsel erwogen“. In diesem Bereich lassen sich auch diejenigen Studierenden lokalisieren, die angegeben haben, sie würden sich rückblickend für eine andere Universität, ein anderes Fach oder überhaupt gegen ein Studium entscheiden. In der positiven (rechten) Hälfte dieser Dimension befinden sich dagegen die Merkmale „bin mit der inhaltlichen Ausrichtung der Soziologie an meiner Universität zufrieden“, „meine Universität gehört zu den besten Standorten für Soziologie in Deutschland“ und „fühle mich meinem Institut eng verbunden“. Hier finden sich die gut integrierten Studierenden, die sich jederzeit wieder für ihr derzeitiges Studium entscheiden würden.

Die erste Dimension bildet die Zufriedenheit der Soziologiestudierenden mit ihrer Studiensituation ab. Entlang der zweiten Dimension verteilen sich die Beweggründe für die Wahl des Studienstandorts: im unteren Bereich befinden sich die eher außerwissenschaftlichen oder pragmatischen Gründe: Der Studienstandort bot sich durch seine Nähe zum Heimat- bzw. bisherigen Wohnort, die niedrigen Lebenshaltungskosten vor Ort oder die Attraktivität der jeweiligen Stadt an. Dagegen sind im oberen Bereich dieser Dimension diejenigen Merkmale lokalisiert, die einer ganz bewussten Kalkulation folgen: Als maßgeblich für die Wahl der Universität werden hier die inhaltliche Ausrichtung der dortigen Soziologie, das Renommee ihrer Professor*innen oder auch die Position der Universität in Rankings genannt. Somit stehen sich auf der zweiten Dimension inhaltliche und pragmatische Kriterien zur Entscheidung für einen Fachbereich gegenüber.

Betrachtet man die passiven Variablen, fällt auf, dass sie sich fast ausschließlich im unteren linken oder oberen rechten Quadranten befinden. Dies legt nahe, dass die Studierenden, die angaben, sich aufgrund von bestimmten Inhalten, Professor*innen oder Rankings für eine Universität entschieden zu haben, sich insgesamt zufriedener zeigen als Studierende, für die Stadt, Nähe oder Lebenshaltungskosten ausschlaggebend waren. Bachelor-Studierende sind eher im unteren linken Quadranten zu verorten, Master-Studierende im oberen rechten Quadranten. Es erscheint plausibel, dass nach Abschluss des Bachelor-Studiums die Entscheidung für einen bestimmten Master-Studiengang besser informiert und stärker nach inhaltlichen Interessen und/oder strategischen Überlegungen erfolgt. Analog repräsentiert die Verteilung zwischen Bachelor und Master zugleich eine relativ unsichtbare Herrschaftsstruktur im akademischen Feld, scheint doch die Ausbildung von Masterstudent*innen einen höheren symbolischen Distinktionsgewinn für die Institutionen zu erzeugen als die Ausbildung von einer großen Zahl Bachelorstudierenden im Grundstudium.

Abbildung 4: Wahl der Universität und Zufriedenheit mit der Studiensituation (MCA)



Gesamtträgerheit	Erklärte Varianz	Dimension 1	Dimension 2
0,0368	79,5 %	71,6 %	8,9 %

Aktive Variablen: Gründe für Wahl der Universität (6 Variablen: Renommee der Professor*innen, Stadt, inhaltliche Ausrichtung der dortigen Soziologie, Nähe zum Wohn-/Heimatort, Rankings, Lebenshaltungskosten); Einschätzung der Studiensituation (6 Variablen: zufrieden mit inhaltlicher Ausrichtung des eigenen Instituts, eigener Standort ist Spitze in Deutschland, dem Institut eng verbunden, Fachwechsel erwogen, Universitätswechsel erwogen, bereue Entscheidung für diese Universität); Noch einmal für Studium entscheiden? (4 Ausprägungen: wieder dasselbe, andere Universität, anderes Fach, berufliche Ausbildung statt Studium).

Passive Variablen: Universität (bei $n \geq 30$), Bachelor/Master, soziale Herkunft, Auslandsaufenthalt, Hilfskraftstelle

N=1022; basierend auf der Erhebung von 2013; nicht gewichtet. Passive Variablen kursiv.

Bezieht man die familiäre Herkunft der Studierenden in die Interpretation ein, zeigt sich zudem eine klare soziale Hierarchie. Die soziale Herkunft ist eng an den Verlauf der zweiten Achse gekoppelt: Studierende niedriger Herkunft gaben weitaus häufiger an, sich aufgrund von pragmatischen Kriterien wie Nähe

und Lebenshaltungskosten entschieden zu haben, während Studierende hoher sozialer Herkunft, die den ökonomischen Zwängen der Praxis weniger stark unterliegen, sich eher ansprechende Inhalte, angesehene Professor*innen oder hoch gerankte Universitäten suchen. Im oberen rechten Quadranten, also bei den zufriedenen Studierenden mit eher hoher sozialer Herkunft, finden sich auch die Merkmale „Hilfskraftstelle an der Universität“ und „studienbezogenen Auslandsaufenthalt absolviert“. Die Studierenden in diesem Bereich des Raums, wo auch das Merkmal „Master“ liegt, lassen sich somit als stärker in das akademische Feld sozialisiert betrachten (vgl. Schneickert 2013, S. 163).

Entlang der beiden beschriebenen Achsen nehmen auch die Universitäten unterschiedliche Positionen ein. Sie verteilen sich entlang einer zwischen den beiden Achsen verlaufenden Geraden von links unten nach rechts oben. Dabei befinden sich am einen Ende im Quadranten der eher unzufriedenen Studierenden, die sich aus pragmatischeren Gründen für eine Universität entschieden haben (oder die die Frage, an welcher Universität sie studieren, möglicherweise überhaupt nicht als wirkliche Entscheidung im Sinne einer freien Wahl empfinden konnten), Universitäten wie Oldenburg, Rostock und Potsdam. Am entgegengesetzten Ende im Quadranten der größeren Zufriedenheit und bewussten Wahl liegen hingegen die Universitäten Mannheim, Heidelberg, Bamberg, Bielefeld und Jena. In der graphischen Darstellung dieser Korrespondenzanalyse lassen sich also bereits grundlegende strukturelle Unterschiede und Ungleichheiten in den Positionen, die die Studierenden im Feld der Soziologie einnehmen, erkennen.

Um die Wissensbestände und die Präferenzen der Studierenden zu erheben haben wir in einem ersten Schritt in einer offenen Abfrage Theoretiker*innen erfragt, die von den Studierenden besonders häufig im Studium verwendet werden (z. B. in Hausarbeiten). Mit Max Weber, Pierre Bourdieu und Niklas Luhmann treten hier drei Theoretiker deutlich hervor und scheinen eine Art Kanon-Status in der Lehre der deutschen Soziologie zu besitzen. Interessant ist dabei auch die Prominenz von Hartmut Esser, der nach unseren Befunden häufiger verwendet wird als Michel Foucault und Jürgen Habermas oder Klassiker wie Georg Simmel und Norbert Elias.

Da gerade zu Beginn des Studiums die Verwendung von Theorien in der Regel nicht völlig frei wählbar ist, sagt die Häufigkeit der Verwendung aber noch nicht viel über die Präferenzen oder Abneigungen gegenüber bestimmten Theoretiker*innen aus. In einem zweiten Schritt haben wir daher die Studierenden gebeten eine – in Anlehnung an die Standardwerke von Kaesler (2005; 2006; 2007) ausgewählte – Anzahl von vorgegebenen klassischen und zeitgenössischen soziologischen Theoretiker*innen mit einer Schulnote zu bewerten.

Tabelle 1 zeigt einen Vergleich von Verwendung und Präferenz. Tatsächlich ergibt sich nach der Präferenz eine etwas andere Rangfolge als nach der Häufigkeit. Auch hier bestehen allerdings deutliche regionale Unterschiede. So wird Marx in Düsseldorf besonders geschätzt, in Kassel dagegen weniger. Bourdieu

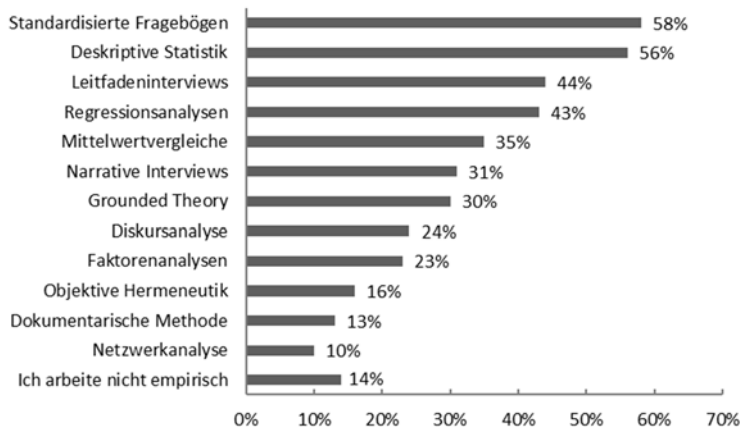
bekommt in Augsburg, Chemnitz, an der HU Berlin und in Köln gute Noten und relativ schlechtere in Rostock, Bonn und Göttingen. Luhmann wird von Studierenden in Köln und Koblenz geschätzt und in Konstanz eher abgelehnt. Dies deutet darauf hin, dass entweder die soziale Zusammensetzung und die damit verbundenen Dispositionen der Studierenden zwischen den Standorten variiert oder die Theorien an den verschiedenen Standorten durchaus unterschiedlich vermittelt werden.

Tabelle 1: Verwendung und Bewertung soziologischer Theorien durch Studierende

Häufig verwendete Theorien N=1.800. Gewichtet nach Universitäten		Bewertung der Theorien (Schulnoten 1-6) Gewichtet nach Universitäten.	
Max Weber	42%	Bourdieu (N=1627)	2,2
Pierre Bourdieu	42%	Goffmann (N=1366)	2,6
Niklas Luhmann	38%	Foucault (N=1365)	2,8
Karl Marx	17%	Weber (N=1780)	2,8
Émile Durkheim	17%	Mead (N=1442)	2,9
Erving Goffman	14%	Simmel (N=1514)	2,9
Hartmut Esser	14%	Adorno (N=1345)	3,0
Michel Foucault	13%	Beck (N=1300)	3,0
Jürgen Habermas	11%	Durkheim (N=1672)	3,0
Georg Simmel	9%	Elias (N=1114)	3,0
George Herbert Mead	8%	Luckmann (N=1070)	3,0
Talcott Parsons	8%	Marx (N=1774)	3,0
Theodor W. Adorno	8%	Butler (N=862)	3,1
Ulrich Beck	7%	Schütz (N=1194)	3,1
Norbert Elias	6%	Habermas (N=1465)	3,3
Alfred Schütz	4%	Luhmann (N=1576)	3,3
Thomas Luckmann	4%	Esser (N=1114)	3,4
Judith Butler	3%	Parsons (N=1563)	3,5

Zusätzlich wurde den Befragten eine Auswahl sozialwissenschaftlicher Erhebungs- und Auswertungsmethoden vorgelegt, von denen sie diejenigen auswählen sollten, die sie in ihrem Studium schon einmal verwendet haben (Abbildung 5, S. 86). Bemerkenswert ist der Anteil der Studierenden, die in ihrem Studium nie empirisch arbeiten (14 %). Dies unterscheidet sich jedoch stark nach Standorten. So haben in Stuttgart nur 3 % noch nie empirisch gearbeitet, in Darmstadt dagegen knapp die Hälfte der Studierenden (49 %). Regionale Muster sind im Grunde für alle erhobenen Auswertungs- und Erhebungsmethoden auffindbar. Beispielsweise arbeiten in Mannheim 94 % der Studierenden mit Regressionsanalysen, in Augsburg dagegen nur 5 %. Dagegen gab keiner der Studierenden in Mannheim an, schon einmal mit Diskursanalysen gearbeitet zu haben, während dies zwei Drittel (67 %) der Studierenden in Augsburg angeben.

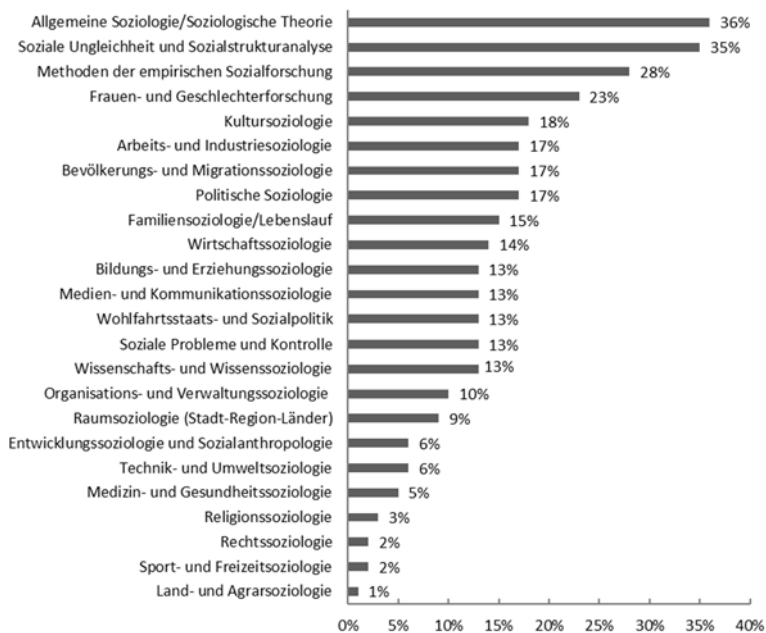
Abbildung 5: Arbeit mit verschiedenen sozialwissenschaftlichen Methoden



N=1.634. Gewichtet nach Universitäten.

Aus feldtheoretischer Perspektive ist davon auszugehen, dass die Wahl von Theorien und Methoden nicht nur aus inhaltlichen, sozialen oder Gründen der regionalen Standortdifferenzierung erfolgt, sondern auch insgesamt mit einer Spezialisierung auf bestimmte thematische Schwerpunkte einhergeht.

Abbildung 6: Thematische Schwerpunkte der Soziologiestudierenden



N=1805. Gewichtet nach Universitäten.

Abbildung 6 zeigt die Verteilung der Themengebiete im Feld. Dazu haben wir die Studierenden gebeten anzugeben, in welchen Schwerpunkten sie ihre eigenen Arbeiten vorwiegend verorten. Demzufolge sind mit Allgemeine Soziologie/Soziologische Theorie sowie Sozialstruktur und soziale Ungleichheit zwei Bereiche sehr häufig genannt, die auch im Allgemeinen als dominant im Feld der deutschen Soziologie gelten können. Interessanterweise folgen dann mit etwas Abstand die Methoden der empirischen Sozialforschung sowie die Frauen- und Geschlechterforschung (inkl. gender studies). Es liegt die Vermutung nahe, dass letzterer Bereich bei den Studierenden auf größeres Interesse stößt als es der Stellung der Geschlechterforschung im Feld insgesamt entspricht. Im Bereich zwischen 13 % und 18 % der Nennungen finden sich dann offensichtlich die elf soziologischen Teilbereiche wieder, die als gängige Spezialisierung („Bindestrich-Soziologien“) gelten können.

5 Fazit

Der vorliegende Beitrag rekonstruierte die Struktur des soziologischen Feldes als Subfeld des wissenschaftlichen Feldes empirisch über die Sozialstruktur und Wissenskultur von Soziologiestudierenden. Mit dem wissenschaftlichen Feld teilt das Subfeld „Soziologie“ die *illusio*, allein auf meritokratischen und objektiven Prinzipien zu beruhen und sich wissenschaftlich der Wahrheitsfindung zu widmen. In Anlehnung an Bourdieu konnte empirisch auch gezeigt werden, dass der Einübung und Verteilung von Theorien, Methoden und inhaltlichen Schwerpunkten sowie der Motivation und Zufriedenheit der Studierenden nicht nur wissenschaftliche Kriterien zugrunde liegen, sondern auch soziale Bedingungen eine zentrale Rolle spielen.

Bereits die Wahl einer Universität und eines Studiums der Soziologie ist nicht unabhängig von der sozialen Herkunft der Studierenden. Während die einen, weitgehend befreit von den ökonomischen Zwängen der Sicherung des Lebensunterhalts, über das Privileg verfügen, ihren Studienstandort nach inhaltlichen Interessen oder dem Renommee von Professor*innen und Institutionen zu wählen, stellt sich für die anderen möglicherweise niemals die Frage nach der bewussten Entscheidung für eine Universität. Letzteres führt häufiger zu einer Unzufriedenheit mit dem Studium, der Universität oder der Wissenschaft insgesamt. Diese Problematik dürfte sich durch die zunehmend heterogene Zusammensetzung der Studierenden im Zuge der Bildungsexpansion noch verstärkt haben. Die ungleichen Zugangsvoraussetzungen werden im Übergang zum Masterstudium dann verstärkt, insbesondere mit Blick auf die Wahl des Studienortes nach inhaltlichen Kriterien. Insofern trägt bereits das Soziologiestudium Formen der für die akademische Karriere typischen „akademischen Wanderschaft“ (vgl. Baier/Münch 2013). Die Aufnahme eines Mas-

ter-Studiums, aber auch die Arbeit als studentische Hilfskraft, studienbezogene Auslandsaufenthalte oder der Wunsch zu promovieren lassen sich angesichts dieser Ergebnisse als Stufen einer beginnenden Sozialisation in das wissenschaftliche Feld betrachten (vgl. Lenger 2008; Schneickert 2013).

Die inhaltliche Differenzierung von Methoden, Theorien und thematischen Schwerpunkten dürfte der überwiegenden Mehrheit der Studierenden bei Auswahl und Aufnahme des Studiums aber kaum bewusst sein und dieses Wissen taucht auch in keinem der kommerziellen Rankings auf. Der Begriff der Wissenskultur muss daher feldtheoretisch spezifiziert werden. Entsprechend bleibt es für einen Großteil der Studierenden mehr oder weniger dem Zufall überlassen, in welche soziologische Wissenskultur sie sozialisiert werden.

Allerdings ist zu beachten, dass der Schwerpunkt des vorliegenden Beitrags auf einer Annäherung an das soziologische Feld über die – wesentlich durch die Lehre vermittelten – Wissensbestände von Soziologiestudierenden lag. Rückschlüsse auf die aktuellen Kräfteverhältnisse im Feld insgesamt sind daher nur bedingt möglich. Denn letztlich vermittelt die akademische Lehre das Wissen nur in seiner orthodoxen und kanonisierten Form. Gerade darin liegt aber auch ein Vorteil dieses Zugangs über die Studierenden. So gehen wir davon aus, dass die Lehre einen vergleichsweise starken Kanonisierungseffekt ausübt, da Dozierende sich hier tendenziell bemühen, einen über die eigene spezialisierte Forschung hinausreichenden breiteren Blick auf das Fach bzw. das Teilgebiet zu geben. Umgekehrt dürfte das Feld noch deutlicher fragmentiert erscheinen, wenn der Zugang stärker über die Forschungsschwerpunkte bereits etablierter Akteure (z. B. über die Analyse von Post-Docs oder Professor*innen) erfolgen würde.

Für die Rekonstruktion der Struktur des soziologischen Feldes und der soziologischen Wissenskultur ist die Einsicht zentral, dass die sozialen Bedingungen, indirekt über die Wahl des Studienortes, die Vertrautheit und damit auch die Präferenz für Theorien und Methoden maßgeblich und nachhaltig beeinflussen. Die Wissenskultur der deutschen Soziologie ergibt sich demnach aus den Eigenschaften eines in konkurrierende Theorieschulen und Methoden gespaltenen sozialen Feldes, dessen Kräfteverhältnis zu einem erheblichen Anteil durch die sozialen Existenzbedingungen und Ungleichheiten seiner Akteure geprägt ist.

Literatur

- Baier, Christian/Münch, Richard (2013): Institutioneller Wettbewerb und Karrierechancen von Nachwuchswissenschaftlern in der Chemie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 65, H. 1, S. 129–155
- Beaufays, Sandra (2003): Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft. Bielefeld: transcript
- Becher, Tony/Trowler, Paul (2001): Academic Tribes and Territories. Intellectual Enquiry and the Culture of Disciplines. 2. Auflage. Philadelphia: Open University Press

- Becker-Lenz, Roland/Müller, Silke (2009): Der professionelle Habitus in der sozialen Arbeit. Grundlagen eines Professionsideals. Bern: Peter Lang Verlag
- Blasius, Jörg (2001): Korrespondenzanalyse. München: Oldenbourg
- Blasius, Jörg/Schmitz, Andreas (2013): Sozialraum- und Habituskonstruktion. Die Korrespondenzanalyse in Pierre Bourdieus Forschungsprogramm. In: Lenger, Alexander/Schneickert, Christian/Schumacher, Florian (Hrsg.): Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektiven. Wiesbaden: Springer VS, S. 201–218
- BMBF (2010): Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in der Bundesrepublik Deutschland 2009. 19. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks. Bonn und Berlin: Bundesministerium für Bildung und Forschung
- Bourdieu, Pierre (1979/1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt. Göttingen: Schwartz, S. 183–198
- Bourdieu, Pierre (1980/1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (1991): Epilogue: On the Possibility of a Field of World Sociology. In: Bourdieu, Pierre/Coleman, James S. (Hrsg.): Social Theory for a Changing Society. Boulder und New York: Westview Press, S. 373–387
- Bourdieu, Pierre (1984/1992): Homo academicus. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (1980/1993a): Soziologische Fragen. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (1980/1993b): Über einige Eigenschaften von Feldern. In: Bourdieu, Pierre: Soziologische Fragen. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 107–114
- Bourdieu, Pierre (1980/1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (1997/1998): Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft
- Bourdieu, Pierre (1992/1999): Die Regeln der Kunst. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (2000/2001): Das politische Feld. Zur Kritik der politischen Vernunft. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft
- Bourdieu, Pierre (2002): Ein soziologischer Selbstversuch. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (1989/2004): Der Staatsadel. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft
- Bourdieu, Pierre/Passeron, Jean-Claude (1971): Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs. Stuttgart: Klett
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc J. D. (1996/2006a): Die Logik der Felder In: Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc J. D.: Reflexive Anthropologie. 2. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 124–147
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc J. D. (1996/2006b): Reflexive Anthropologie. 2. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Bucher, Rue/Strauss, Anselm L. (1961): Professions in Process. In: American Journal of Sociology 66, H. 4, S. 325–334
- El-Mafaalani, Aladin (2012): BildungsaufsteigerInnen aus benachteiligten Milieus. Habitus transformation und soziale Mobilität bei Einheimischen und Türkeistämmigen. Wiesbaden: Springer VS
- Engler, Steffanie (2001): „In Einsamkeit und Freiheit?“ Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft
- Fröhlich, Gerhard (2003): Kontrolle durch Konkurrenz und Kritik? Das „wissenschaftliche Feld“ bei Pierre Bourdieu. In: Rehbein, Boike/Saalmann, Gernot/Schwengel, Hermann (Hrsg.): Pierre Bourdieus Theorie des Sozialen. Probleme und Perspektiven. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 117–129
- Galison, Peter/Stump, David J. (Hrsg.) (1996): The Disunity of Science. Stanford: Stanford University Press
- Kaesler, Dirk (Hrsg.) (2005): Aktuelle Theorien der Soziologie. Von Shmuel N. Eisenstadt bis zur Postmoderne. München: C. H. Beck

- Kaesler, Dirk (Hrsg.) (2006): *Klassiker der Soziologie. Band I. Von Auguste Comte bis Alfred Schütz*. München: C. H. Beck
- Kaesler, Dirk (Hrsg.) (2007): *Klassiker der Soziologie. Band II. Von Talcott Parsons bis Anthony Giddens*. München: C. H. Beck
- Knorr Cetina, Karin (1999): *Epistemic Cultures. How the Sciences make Knowledge*. Cambridge: Harvard University Press
- Krais, Beate (1996): *The Academic Disciplines: Social Field and Culture of the Discipline*. In: Sciulli, David (Hrsg.): *Normative Social Action*. Greenwich: Jai Press, S. 93–112
- Kuhn, Thomas S. (1962/2007): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. 19. Auflage der um das Postskriptum von 1969 ergänzten Ausgabe. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Lange-Vester, Andrea/Teiwes-Kügler, Christel (2004): *Soziale Ungleichheit und Konfliktlinien im studentischen Feld. Empirische Ergebnisse zu Studierendenmilieus in den Sozialwissenschaften*. In: Engler, Steffani (Hrsg.): *Das kulturelle Kapital und die Macht der Klassenstrukturen. Sozialstrukturelle Verschiebungen und Wandlungsprozesse des Habitus*. Weinheim: Juventa-Verlag, S. 159–187
- Le Roux, Brigitte/Rouanet, Henry (2010): *Multiple Correspondence Analysis*. Thousand Oaks: Sage
- Lenger, Alexander (2008): *Die Promotion. Ein Reproduktionsmechanismus sozialer Ungleichheit*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft
- Lenger, Alexander/Rieder, Tobias/Schneickert, Christian (2014): *Theoriepräferenzen von Soziologiestudierenden*. In: *Soziologie* 43, H. 4, S. 450–467
- Lenger, Alexander/Schneickert, Christian/Schumacher, Florian (2013): *Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus*. In: Lenger, Alexander/Schneickert, Christian/Schumacher, Florian (Hrsg.): *Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektiven*. Wiesbaden: Springer VS, S. 13–41
- Lepenies, Wolf (1985/2006): *Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft*. 2. Auflage. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag
- Liebau, Eckart/Huber, Ludwig (1985): *Die Kulturen der Fächer*. In: *Neue Sammlung* 25, H. 3, S. 314–339
- Light, Donald (1974): *The Structure of the Academic Professions*. In: *Sociology of Education* 47, H. 1, S. 2–28
- Luhmann, Niklas (1990): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Merton, Robert K. (1973/1985): *Die normative Struktur der Wissenschaft*. In: Merton, Robert K. (Hrsg.): *Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 86–99
- Münch, Richard (2007): *Die akademische Elite. Zur sozialen Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Pfadenhauer, Michaela/Scheffer, Thomas (Hrsg.) (2009): *Profession, Habitus und Wandel*. Frankfurt am Main: Peter Lang
- Rosenberg, Florian von (2011): *Bildung und Habitustransformation. Empirische Rekonstruktionen und bildungstheoretische Reflexionen*. Bielefeld: transcript
- Sander, Tobias (Hrsg.) (2014a): *Habitussensibilität. Eine neue Anforderung an professionelles Handeln*. Wiesbaden: Springer VS
- Sander, Tobias (2014b): *Soziale Ungleichheit und Habitus als Bezugsgrößen professionellen Handelns: Berufliches Wissen, Inszenierung und Rezeption von Professionalität*. In: Sander, Tobias (Hrsg.): *Habitussensibilität. Eine neue Anforderung an professionelles Handeln*. Wiesbaden: Springer VS, S. 9–36
- Schmitt, Lars (2010): *Bestellt und nicht abgeholt. Soziale Ungleichheit und Habitus-Struktur-Konflikte im Studium*. Wiesbaden: Springer VS
- Schneickert, Christian (2013): *Studentische Hilfskräfte und MitarbeiterInnen*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft
- Schneickert, Christian (2015): *Nationale Machtfelder und globalisierte Eliten. Politische und wirtschaftliche Eliten in Brasilien, Deutschland, Indien und den USA*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft

- Snow, Charles Percy (1987): Die zwei Kulturen. In: Kreuzer, Helmut (Hrsg.): Die Zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz. C.P. Snows These in der Diskussion. München: Klett-Cotta im Deutschen Taschenbuch Verlag, S. 19–58
- Stegmann, Stefanie (2005): „... got the lock!“ – Wissenschaft und ihr Outfit. Eine kulturwissenschaftliche Studie über Effekte von Habitus, Fachkultur und Geschlecht. Münster: LIT Verlag
- Stichweh, Rudolf (1994/2013): Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen. Neuauflage. Bielefeld: transcript

Die öffentliche personale Selbstdarstellung der Soziologie

Christoph Mautz und Jasper W. Korte

„De nobis ipsis silemus“¹ (Bacon zitiert nach Kant 1781/2000, S. 7) – dieses wissenschaftliche Diktum scheint das Selbstverständnis von Wissenschaftler_innen zu bestätigen, die einen Teil ihrer Person aus dem wissenschaftlichen Sprachspiel heraushalten, zu Gunsten einer objektiven Wahrheitsfindung auf der Grundlage eines objektiven Geltungsanspruchs. Auch schon Max Weber (1930, S. 15) hat das für die Wissenschaft relevante Momentum der „innere[n] Hingabe an die Aufgabe“ proklamiert, indem er es von einer bloßen Selbstinszenierung abhob.² Doch lässt sich (gerade?) für die Sozialwissenschaften das Problem nicht beseitigen, dass der Person des Wissenschaftlers nicht nur wissenschaftsextern Rollen zugeschrieben werden, die über die Darstellung der eigenen Arbeit hinaus auch die Authentizität der Persönlichkeit betreffen, sondern auch wissenschaftsintern eine Tendenz zur Selbstdarstellung gefordert wird, die eine möglichst individuelle Positionierung auf dem Karriereweg innerhalb der Disziplin wahrnehmbar macht. Hier stoßen wir auf ein wissenschaftssoziologisches Grundproblem, das den funktionalen Stellenwert der Reputation betrifft: Reputation aufgrund wissenschaftlicher Leistungen legiti-

1 Wir danken für hilfreiche Diskussionen unseren Gesprächspartnern, insbesondere auf den Kongressen und Workshops in Trier, Augsburg, Bonn und Berlin, wo uns erlaubt war, unsere Gedanken zur Diskussion zu stellen; namentlich Can Yüksel für die Einblicke auf die technische Hinterbühne und schließlich den Herausgebern für die Möglichkeit zur und Unterstützung bei der Veröffentlichung.

2 So sagt Weber (1930, S. 15): „Auf dem Gebiet der Wissenschaft aber ist derjenige ganz gewiß keine ‚Persönlichkeit‘, der als *Impressario der Sache*, der er sich hingeben sollte, mit auf die Bühne tritt, sich durch ‚Erleben‘ legitimieren möchte und fragt: *Wie beweise ich, daß ich etwas anderes bin als nur ein ‚Fachmann‘, wie mache ich es, daß ich, in der Form oder in der Sache, etwas sage, das so noch keiner gesagt hat wie ich*“. Weber formuliert hier eine Einsicht darin, dass die Persönlichkeit des Wissenschaftlers von Attributen zu trennen ist, die z. B. auf die Innerlichkeit der Person referieren; mithin eine Einsicht darin, dass eine Person verschiedene Persönlichkeiten auszuagieren vermag. Damit ist ein Bewusstsein für die Personengebundenheit der Soziologie ausgedrückt und dafür, dass diese Personengebundenheit auf die soziologischen Befunde sozialer Differenzierung bezogen werden sollte. Wir folgen dieser Annahme, indem wir von in sich differenzierten Rollenformaten ausgehen, die wiederum mit differenzierten Makrokontexten in Übersetzungsverhältnissen stehen.

miert personale Ungleichheit innerhalb des ansonsten sich sehr egalitär verstehenden Wissenschaftssystems (vgl. Merton 1985). Um Reputation zu erlangen, muss die Person jedoch in das scheinbar depersonalisierte Sprachspiel einsteigen. Durch die Differenzierung innerhalb des Wissenschaftssystems Richtung Big Science (vgl. Price 1974) ist die Personalisierung der Reputation aber zum Teil fragwürdig geworden, ebenso wie die Geltung des Wissens nicht durch individuelle Attribute, sondern durch die scientific community sozial gesichert wird. Die Soziologie ist unserer Diagnose nach demgegenüber aber personen-gebunden, d. h., die disziplinspezifische Personalisierung der Reputation verbindet den Eigennamen mit Ergebnissen und Texten, mit einem Lebenslauf, Forschungsinteressen, Mitgliedschaften usw.

Durch die Etablierung von Webpages sind Professor_innen für Soziologie in einem spezifischen Maße dazu aufgefordert und gezwungen, sich an eine Öffentlichkeit zu richten, die dem unmittelbaren, durch die universitäre Rollenverteilung gerahmten Zugriff fremd und risikobehaftet erscheint. Die Selbstdarstellung im Internet ist öffentlich zugänglich und das Produkt einer konventionalisierten Selektion von Kriterien. Als Teil der Darstellung der Produkte soziologischen Wissens gelten somit auch die Rollenträger, und deren Selbstdarstellung ist Teil der Darstellung dessen, was als *soziologische Wissenskultur* begriffen werden kann.

Der Begriff der Wissenskultur setzt vor allem darauf, „die unterschiedlichen Praktiken, Mechanismen und Prinzipien“ zu untersuchen, „die gebunden durch Verwandtschaft, Notwendigkeit und historische Koinzidenz, in einem Wissensgebiet bestimmen, wie wir wissen, was wir wissen“ (Knorr Cetina 2002, S. 11). Im Anschluss an diese Definition begreifen Pofel und Keller (2016, S. 6) Wissenskulturen der Soziologie „als mehr oder weniger deutlich voneinander abgrenzbare Weisen der diskursiven und praktischen Hervorbringung, Bewertung und Vermittlung von spezifischem (soziologischem) Wissen.“ Zentrale Elemente soziologischer Wissenskulturen sind für sie die „Arten und Weisen, etwas zu tun: zu forschen, zu argumentieren, zu publizieren, Techniken und Objekte zu nutzen, legitime und illegitime Bezugnahmen zu unterscheiden, Traditionen, Kanonisierungen, Vermittlungsformen auszubilden, spezifische Formen des Ressourcenzugangs zu haben und in ‚Ordnungen des Diskurses‘ (Michel FOUCAULT [sic!]) eingebunden zu sein“ (Keller/Pofel 2016, S. 6).

Wir verstehen unter Phänomenen der Selbstdarstellungen aber zunächst Arten und Weisen des Umgangs mit einem spezifischen komplexen Rollenformat als einem Teil der soziologischen Wissenskultur. Es geht uns um die Selbstdarstellung derjenigen, die als Träger des jeweiligen Wissens, als Urheber oder Initiatoren, als institutionalisierte Federführer der jeweiligen Wissensmonopole auftauchen – angeleitet durch die Goffman’schen Performativitätsanalysen und mit einer differenzierungstheoretischen Heuristik ausgestattet, verstehen wir die digitalen Selbstdarstellungen von Soziolog_innen als Linse, die

durch die Oberfläche der Wissenskultur zu sehen erlaubt. Unser Aufsatz ist ein Annäherungsversuch an diesen Komplex mithilfe einer vorläufigen Analyse von Personenwebpages vornehmlich von Professor_innen für Soziologie.

1 Personenwebpages als Selbstdarstellung der Soziologie

Personenwebpages von Soziologieprofessor_innen lassen sich als auffind- und aufrufbare digitale Artefakte begreifen, die in erster Linie der Selbstdarstellung und der Kontaktkanalisierung dienen.³ Diese Selbstdarstellung ist in einem hohen Maße artifiziell und unterliegt nicht denselben Strukturen wie in face-to-face-Interaktionen, da sie den für eine face-to-face-Interaktion typischen Möglichkeiten der Selbstkontrolle enthoben ist. Die Spielräume, die Goffman (1969) dem Einzelnen hinsichtlich der Strategien der Imagebildung und -pflege im aktuellen Handeln zuschreibt, sind auf Personenwebpages ebenso Artefakt wie die Webpages selbst. Hier kommt eine Unterscheidung zum Tragen, die Goffman in seinen Untersuchungen von face-to-face-Interaktionen herausgearbeitet

3 Zu Personenwebpages im Internet gibt es einen unüberblickbaren Forschungsstand, vgl. etwa den schon etwas älteren Überblick von Döring (2002). Insbesondere das Thema Identität steht hierbei im Vordergrund, vgl. dazu etwa Misoch (2004), zu Selbstdarstellungen im Sinne Goffmans z. B. Miller (1995), in Bezug auf Personenwebpages auch Dominick (1999). Was die Darstellung von Wissenschaftlern angeht, ist die Literaturlage jedoch etwas übersichtlicher: Zur Selbstdarstellung von Wissenschaftlern im Internet insgesamt s. Buková (2011), zu Social Media z. B. Mou (2014). Selbstdarstellungen von Wissenschaftlern auf Personenwebpages gerade in Bezug auf eine Dimension, die wir in unserem Beitrag nicht explizit weiter verfolgen (Geschlecht), werden thematisiert bei Miller/Arnold (2001). Die Literatur orientiert sich dabei eher am Web 1.0, die Entwicklungen seit *Facebook & Co.*, die sowohl Enthusiasmus als auch Forschungsrichtung verändert haben, kommen erst langsam in die Reflexion (vgl. Mönkeberg 2014). Dies liegt sicherlich auch am Status von Forschungen über Wissenschaft, insbesondere über Selbstdarstellungen in der Wissenschaft, die zwar zum einen nur dann interessiert zur Kenntnis genommen werden, wenn man sie auf andere beziehen kann, und zum anderen bei der Kommunikation von Wahrheit von jener eben abzulenken scheinen (vgl. Schwanitz 1998; Burkart 2002). Vorarbeiten bezüglich der Soziologie haben wir nicht auffinden können, was sicher auch daran liegt, dass die digitale Sphäre erst langsam zu deren Untersuchungsgegenstand wird (vgl. etwa Papsdorf 2013). Eine vergleichbare Typologie digitaler Selbstdarstellung bieten jedoch Barbour/Marshall (2012). Als Ausnahme sei zudem auf Deborah Luptons „Digital Sociology“ (2015) aufmerksam gemacht, in dem sich auch eine kleine Studie zum „digitised academic“ findet. Eigene Vorarbeiten finden sich unter Korte/Mautz (2015a, b & c) und z. T. auf den öffentlichen personalen Selbstdarstellungen der Autoren. Unsere Überlegungen haben wir, den Ansprüchen der Organisation folgend, inzwischen auch als Projekt (Eigenmittel) in der Forschungsdatenbank der WWU Münster hinterlegt. Speziell auf die Diskussion um Öffentliche Soziologie wenden wir unser Raster in Korte/Mautz (2017) an.

hat: Zwischen dem *performer* und dem *performed self*, das als *figure* dem institutionellen Arrangement unterliegt, zum anderen aber (und hier wird entgegen der klassischen Rollensoziologie der aktive Aspekt der Rollenausübung berücksichtigt) die dargestellte Variante einer Rolle sein soll (vgl. Goffman 1980, S. 297). Rollendistanz lässt sich nicht auf die Motivation des Individuums zurückführen, sondern auf die funktionalen Erfordernisse des jeweiligen institutionellen Arrangements, in dem bestimmte Rollenformate gegeben sind. Das Aufblitzen eines vermeintlich authentischen Selbst in der qua Rollendistanz ausgeübten Selbstdarstellung hängt damit zusammen, dass das Individuum als ein Bezugshorizont des institutionellen Arrangements auftritt, auf das in gegebenen Situationen rekurriert und verwiesen werden kann.

Auf Webpages ist die Erwartungsunsicherheit in der Wahrnehmung von Anschlusshandlungen an ein dargestelltes Arrangement von Zugehörigkeiten, Tätigkeiten usw. weitaus größer als in aktuellen face-to-face-Interaktionen.⁴ Dieser Erwartungsunsicherheit entspricht ein erhöhter Einsatz von Mitteln eines institutionellen *face-works*, eines nachhaltigen *impression-Management*s, d. h. eines *face-works*, das sich umso stärker auf die erwartbaren unterschiedlichen institutionellen Anforderungen an die unterschiedlichen Rollen einlässt. Das Auseinanderfallen zwischen *performer* und *performed self* bezieht sich auch auf die Autorschaft der Websites: Wir gehen davon aus, dass diese Seiten zwar der Kontrolle derjenigen unterliegen, die dargestellt werden, in der Regel es aber ein je spezifisches Netzwerk (bzw. Ensemble) an Akteuren gibt, die die Seite pflegen, designen und mit Inhalt füllen. Diese Webpages können verschiedene Bereiche aufweisen, die den Zugang kanalisieren: Zum einen die Weiterleitung auf eine wie auch immer geartete persönliche Webpage oder aber die Verlinkung zu einem geschützten Bereich, der etwa Klausurergebnisse oder

4 Wir gehen davon aus, dass sich die unterschiedlichen Rollenformate, die auf Webpages aufgerufen werden, auf die Kontexte beziehen lassen, die auf die öffentliche personale Selbstdarstellung von soziologisch tätigen Personen wirken. Wir zählen hierzu die mehr oder weniger verbindlichen Vorgaben von Universitäten und Instituten. Hinzu treten Makrokontexte wie diskursive und systemhafte Disziplinuzusammenhänge, aber auch die Konstellation von Wissenschaft und Soziologie in der Gesellschaft. Diese Kontexte sind in der Regel unsichtbar. Mittels hermeneutischer Analyse, die, da sie auf die Analyse von Makrokontexten zielt, auch Makrohermeneutik genannt werden kann (vgl. Renn 2012), müssen die invisibilisierten Einflüsse wieder sichtbar gemacht werden. Bei der Analyse von Personenwebpages kann man Makrokontexte für individuelles Handeln identifizieren – Person, Milieu, Organisation, System und Öffentlichkeit. Wir übersetzen den Einfluss von Kontexten auf die Selbstdarstellung unten in sechs Dilemmata, die bei jeder Konstruktion von Personenwebpages wirksam werden. Als disziplinäre öffentliche Selbstdarstellung verstehen wir die Aggregation von unter dilemmatischen Bedingungen entstandenen personalen Selbstdarstellungen.

sonstige Materialien beinhaltet.⁵ Neben diesen Grundunterscheidungen ist der Kreativität der Selbstdarstellung kaum eine Grenze gesetzt. Regelmäßig findet man jedoch Unterkategorien (Reiter) wie Forschung, Lehre, Publikationen und Biographie. Die Seite kann wiederum selbst in einen Gruppenkontext eingebettet sein, beispielsweise eines Lehrstuhls.

Der Autor der Webpage nützt sie dazu, sich und seine Arbeit darzustellen und seine Adressierbarkeit zu regeln; der Nutzer oder Beobachter der Webpage, um allerlei Informationen (z. B. neuere Texte und Kontaktdaten) zu erhalten und zu deuten (z. B. die Ansprechbarkeit für spezifische Anliegen). Im Alltag ist dies einer der routiniertesten Wege, etwas über eine andere Person zu erfahren – wird die Routine gebrochen, etwa weil die gesuchte Person nicht zu finden ist, passiert etwas Interessantes: das Problem wird der Person zugeschrieben, nicht etwa der grundsätzlichen Überflüssigkeit einer Personenwebpage für akademisch tätige Personen.⁶ Auch wenn wir hier keine Zahlen über die Verbreitung von Personenwebpages in der Wissenschaft anbieten können, so ist doch zumindest davon auszugehen, dass jede wissenschaftlich tätige Person an einer Universität oder einer Forschungseinrichtung eine solche besitzt. Darüber hinaus und bezogen auf Fachhochschulen mag die Häufigkeit von standortbezogenen Faktoren abhängen. Das Nicht-Auffinden von Personen ist damit meist ein guter Hinweis für ein Vertragsende an der Organisation – es ist aber die Organisation, die über die Auffindbarkeit der Personen entscheidet; so finden sich je nach lokaler Regelung Webpages von Ehemaligen oder inaktuelle Seiten. Nun könnte man aufgrund der Arbeitsbedingungen an deutschen Universitäten erwarten, Soziolog_innen würden auf Kettenverträge und Standortwechsel mit der Einrichtung von privaten Webpages reagieren. Dies ist jedoch nicht die Regel, wobei valide Aussagen über Häufigkeiten von privaten Homepages, Social-Media-Profilen usw. nicht getroffen werden können. Ein Angebot nur für Soziolog_innen gibt es jedenfalls (noch)⁷ nicht, die Entscheidung über das adä-

5 Diese Bereiche nehmen wahrscheinlich zunehmend ab, da sich inzwischen andere Systeme gerade für die Lehre etabliert haben. Hiermit wird deutlich, dass sich die Personenwebpage auch einem Wandel ausgesetzt sieht. Der Vergleich zu anderen Disziplinen ist hier instruktiv, wobei wiederum systematische Forschung fehlt, inwieweit lokale oder disziplinäre Kontexte größeren Einfluss ausüben.

6 So praktisch elektronische Auffindbarkeiten sind, so einfach sind sie wiederum maschinell auszulesen und für Informationssuchende auch außerhalb der Wissenschaft zu nutzen (und wie wir inzwischen wissen: die NSA liest wirklich mit, vgl. unter Vielen hier gerade mit Hinweis auf Überwachung: Bauman/Lyon 2013). Für forschende Soziolog_innen kann aber die Unauffindbarkeit Teil der methodologischen Strategie im Feld sein bzw. je nach Feld sogar angebracht sein.

7 Dies könnte sich durch die Anstrengungen des Fachinformationsdienstes Soziologie der Universitätsbibliothek Köln und der *GESIS* in Zukunft ändern, die auch ein „Social Net-

quate digitale Profil ist der Person zugeordnet.⁸ Die Soziologie ist eine universitäre Disziplin, daher sind institutionelle Verankerungen bei der Frage, ob man nun den Richtigen unter den Vielen mit demselben Namen findet, von großer Bedeutung.⁹ Die Professoren-Webpage dient uns als Orientierungspunkt, wir nehmen jedoch alle weiteren Seiten, die über die Institutswebpages zu erreichen sind, mit in die Analyse auf. Idealtypisch ist also die Webpage, um die es hier geht, Teil einer Universitätswebpage und Teil einer Institutswebpage. Ihr Kopftitel sollte den Namen der Person enthalten. Wir finden in der Regel ein Bild, eine Kontaktadresse (elektronischer, wie postalischer, wie räumlicher Natur), eine Funktionsbeschreibung und eine Arbeitsbeschreibung vor. All dies kann je nach organisatorischen Vorgaben und persönlichen Vorlieben variieren.

Webpages, als Medien konzipiert, lassen sich als Informationsüberträger und damit als Verbreitungsmedien verstehen; sie können Massenmedien im Sinne einer one-to-many Kommunikationsstruktur sein (vgl. Dominick 1999). Die mediale Infrastruktur des Internets relativiert dies jedoch. Schließlich stellen Webpages eine Form der Öffentlichkeit dar. Als Medium weisen sie Additivität, Multimedialität und Kanalität als Eigenschaften auf. Additivität im Sinne der raum-zeitlichen Mediendimension (vgl. Neuberger 2014) bedeutet, dass eine Webpage sowohl aktuell als auch speichernd ist. Der neueste Eintrag steht idealtypisch an erster Stelle einer langen Liste von Einträgen. Dies erzeugt natürlich einen Sog zur Pflege – und es ist nicht ungewöhnlich für Webpages, dass diese nur bis zu einem Zeitpunkt gepflegt sind (die Literaturlisten sind meist am aktuellsten). Im Vergleich zu anderen personalen Webpages, wie etwa in sozialen Netzwerken oder der privaten Webpage (vgl. Misoch 2005), sind die Multimedialität und die Kanalität eingeschränkt. Es handelt sich um eine one-to-many Kommunikation, die zwar die Kontaktadresse prominent platziert, aber

work“ umfassen (https://www.ub.uni-koeln.de/bibliothek/profil/fidsoz/index_ger.html; zuletzt aufgerufen am 24.11.2016).

- 8 Zum medialen Dilemma (s. u.) gehört auch die Körperlosigkeit der digitalen Kommunikation. Der Körper spielt jedoch bei Selbstdarstellungen auch im Internet eine wichtige Rolle – wie stellt man ihn dar, was zeigt das Bild? Miller/Arnold (2001) geben hierfür anschaulichen Einblick in ihrer Interviewstudie.
- 9 Natürlich wäre es eine interessante Frage, ob sich Regelmäßigkeiten in der Darstellung nicht-akademisch arbeitender Soziologen finden ließen. Zu erwarten wäre jedoch eine Dominanz der jeweiligen Branche (vgl. etwa die Beiträge in Paulitz/Carstensen 2014), einen direkten Beruf des Soziologen gibt es bekanntlich nicht (zur institutionellen Geschichte der Soziologie: Weischer 2004). Vergleichende Studien zur digitalen Präsenz von verschiedenen Professionen sind ein Desiderat dieses Forschungsfelds (vgl. aber Heid 2014), wobei die Grundstruktur ähnlich bleibt: Lehrer, Therapeuten, Juristen, Ärzte usw. haben ein Interesse an Öffentlichkeit, die raumzeitliche Ungebundenheit des Internets stellt aber neue Fragen nach der Grenze von Öffentlichkeit und Privatheit und setzt bisherige Arrangements unter Druck.

die tatsächliche Kommunikation nicht sichtbar macht. Dies bedeutet zweierlei: Personenwebpages haben zum einen das Potential zum Massenmedium. Zu einer Professur gehört die professionelle Aufgabe, die Disziplin inner- wie außer-wissenschaftlich zu vertreten. Die Personenwebpage gibt hierfür nun ein quasi individualisiertes Massenmedium zur Hand, welches vorher so nicht zu haben war.¹⁰ Zum anderen ist die Möglichkeit des Gatekeepings gegeben. Es gibt spezifische Codes, die für Teilnehmer des akademischen Soziologiespiels selbstverständlich sind, von anderen Publika allerdings nicht so leicht zu entschlüsseln sein dürften. Dies fällt gewissermaßen in die Kategorie der Barrierefreiheit und deren Grenzen. Daneben macht es einen variantenreichen Unterschied, wie transparent gelöst ist, wer etwa die Mailadressen betreut, inwieweit das Sekretariat oder andere formalisierte Ansprechpartner (bzw. das Ensemble) genannt und dargestellt werden. Da über die Universitäten kontrolliert, ergibt sich in der Regel auch keine differenzierte Kommunikationsmöglichkeit bezüglich inhaltlicher und technischer Fragen. Das Fehlen von Kommentar- und Diskussionsfunktionen oder gar Like-Buttons ist ein Hinweis auf die Beschränkung der Medialität. Allerdings gibt es durchaus die Möglichkeit, etwa Radio- oder Fernsehbeiträge in die Seite einzubetten. Musik ist dagegen ungewöhnlich, kann aber, wie so ziemlich alles Download- oder Verlinkungsfähige, auftauchen. Der geschriebene Text, im Design und der Aufteilung der Webpage, sollte vorherrschen.

Auf der einen Seite gleichen sich Personenwebpages also in ihrer Grundstruktur und gleichen sich weiter an. Peers sind wichtige Adressaten, darüber stabilisiert sich zugleich gewissermaßen eine Gattung der Personenwebpage.¹¹ Durch die gegenseitige Beobachtung aktualisieren sich Konventionen, es entstehen aber auch neue Ideen zur Nutzung und zur Differenzdarstellung. Zudem geschieht die Angleichung der Präsentation sicherlich auch durch den Druck der technischen Entwicklung (derzeit betrifft dies etwa den Umbau für eine angepasste Darstellung auf kleinen Endgeräten wie z. B. Smartphones) und durch Isomorphietendenzen der Organisationen. Auf der anderen Seite finden wir ein sehr buntes und variantenreiches Gesamtbild, die fehlende Notwendigkeit zur Innovation unterstützt dessen Stabilität. Die grundsätzlichen Möglichkeiten des Mediums Personenwebpage sollten die tatsächlichen Ziele und Fähigkeiten der Autoren überschreiten (wie etwa der Mp3-Player bei Sennett 2005). Es bleibt jedoch offen, wohin die Nutzung von Personenwebpages in der

10 Hieran schließen sich normative Diskurse der Transparenz und der Verfügbarmachung öffentlich finanzierter Forschung an, die wir hier nicht weiter thematisieren (vgl. z. B. Tokar et al. 2012).

11 Den Hinweis zur Interpretation als literarische Gattung verdanken wir Ingo Schulz-Schaeffer; den Hinweis auf die Gelehrtenportraits Christoph Valentin.

Soziologie führen wird: Werden in Zukunft, mit ausschließlich „digital natives“ auf den Lehrstühlen, Personenwebpages zu Massenmedien im Dienste der professionalisierten Selbstdarstellung von Forschung und Disziplin, geht der Trend dagegen gar eher in ein Verschwinden aus dem Internet als Schutz vor missliebiger Beobachtung (wie dieser hier) oder gleichen sich professionelle Webpages dem pöbeligen Narzissmus sozialer Netzwerke an?

Mediale Vorläufer von Personenwebpages sind etwa die Visitenkarte, der Schaukasten¹², allerlei persönliche oder öffentliche Archive, CVs¹³ und Portraits. Digital spezifisch sind Linklisten, die es im Reallife nur implizit gibt, einen Kasten mit Visitenkarten haben wir auf jeden Fall noch an keiner Professorentür gesehen. Interpretierbar sind sie als ein nicht oft benutztes Werkzeug, um das Netzwerk der Freunde, also vielleicht das Paradigma, zu zeigen. Jedem Einzelnen der erwähnten Vorgänger wäre nun gesondert nachzugehen, was aus verständlichen Gründen hier nicht geschehen kann – unter anderem, da dies nicht gerade ein florierendes Forschungsfeld ist (vergleichbar sind aber zumindest Analysen von akademischen Nachrufen, etwa: Hamann 2015). Gelehrtenportraits schließlich stellen insofern einen interessanten Vorläufer dar, als hier historisch deutlich wird, wie die Darstellung des Gelehrten, also des Universitätsprofessors, eben nicht nur dessen Eitelkeit bedient, sondern stets auch der Selbstdarstellung der Organisation Universität unterliegt. Gelehrtenportraits (inklusive ihrer Verwendung) sind Fremddarstellungen, die die Personen eingebettet in ihre Kontexte zeigen – und hiermit gehen sie Personenwebpages voraus und sind mit ihnen zu vergleichen (vgl. Alvermann/Dahlenburg 2006). Portraits etwa von Gelehrten seit dem Mittelalter weisen erstaunliche Paralleltäten auf, denn „[a]ls kulturhistorisches Dokument verhelfen sie uns, über das Selbstverständnis eines bestimmten Wissenschaftlers Informationen zu dessen sozialer Stellung und Wertschätzung durch Zeitgenossen [zu; sic!] erhalten“ (Dahlenburg 2006, S. 7). Im Vergleich zu Personenwebpages fällt die relative Stereotypik der Darstellung, die Verheimlichung der Urheber der Darsteller, das Buch als abbreviaturartiges Symbol für Wissenschaft sowie das Rollenbün-

12 Der Schaukasten neben dem Büro ist eine Kommunikationsofferte an diejenigen, die „vor Ort“, hier und jetzt leibhaftig anwesend sind und deren Annahme der Kommunikationsofferte wahrscheinlich ist. Der Interaktions-Interpretationsrahmen kann hier stärker von der Person des betreffenden Soziologen oder der betreffenden Soziologin gesetzt werden, der Raum der Universität unterstützt das. Dies ist den meisten Vorläufern gemein, die sich zudem an je andere Publika richten – man kann seine berufliche Visitenkarte natürlich für private Angelegenheiten nutzen, allerdings gewöhnlich in einem interaktionellen Rahmen, der die Zweckentfremdung absichert.

13 In diesem Falle heißt das, man kann seine Bewerbungsunterlagen für einen potentiellen Arbeitgeber zur Verfügung stellen – potentielle Arbeitnehmer informieren sich auf diesem Wege allerdings auch.

del der Wissenschaftler in und über die Wissenschaft hinaus ins Auge. In Kontrast dazu sind frühneuzeitliche Portraits an der Darstellung des und der Zugehörigkeit zu dem gehobenen Stand interessiert und nicht an der authentischen Wiedergabe der Persönlichkeit. Als Vorläufer erinnern sie an die Historizität wissenschaftlicher Selbstdarstellungen, indem „Forschen [...] als ein isolierter, nur auf sich selbst und auf das Denken bezogener Vorgang vorgeführt“ wird, und: „[z]wischen Spiegelbild und Rollenspiel artikulieren sich in diesen Dozentenbildern auch Wunschvorstellungen der Portraitierten, die sie beim Künstler einbringen konnten“ (Dahlenburg 2006, S. 12).

2 Das Spannungsfeld der personalen Selbstdarstellung in der multipel differenzierten Gesellschaft

Wir nähern uns dem Phänomen der öffentlichen personalen Selbstdarstellung im Folgenden unter der Perspektive, wie die Selbstdarstellung unter den dilemmatischen Bedingungen des Mediums, der Funktionsrolle und deren Wechselwirkung mit gesellschaftlichen Makrokontexten gelingt. Dafür übersetzen wir die Wirkungen verschiedener Kontexte innerhalb der Selbstdarstellung in Dilemmata, die auf die Person bei der Konstruktion der Webpage wirken.

Wie bereits oben angedeutet, besteht bezüglich der Selbstdarstellung innerhalb der Wissenschaft seit jeher ein Dilemma, welches sich spezifisch bei der Konstruktion von Webpages wiederholt.¹⁴ Als Wissensform soll wissenschaftliches Wissen ja gerade Geltung jenseits des Urhebers erlangen. Gleichzeitig wird diese Forderung des Wissenschaftssystems durch die Heroisierung ihrer früheren Riesen, auf deren Schultern wir heute stehen (frei nach Merton), konterkariert. Die eigene Person soll also nicht relevant sein, allerdings spricht für die Personengebundenheit der Soziologie (auch) ihr Umgang mit der eigenen Geschichte, ihr Umgang mit ihren Klassikern (vgl. Barlösius 2004), ebenso wie die Karriereplanung: Man muss bekannt werden im Feld, allerdings im Schatten der eigenen Taten – daraus folgt die unbedingte Notwendigkeit, Texte mit dem entsprechenden Namen zu verknüpfen.¹⁵ Das *wissenschaftliche Dilemma* liegt also im Widerspruch von Bescheidenheit und Karriere.

14 Zentral hier der Aufsatz von Martin Kohli (1981). Natürlich unterliegt die Lösung dieses Dilemmas historischen Wandlungen, vgl. etwa Thomas Etzemüllers *SozBlog*-Eintrag zum Thema mit dem Titel: „Von uns selber reden wir“. <http://soziologie.de/blog/2014/12/von-uns-selber-reden-wir-frei-nach-m-kohli/> (zuletzt aufgerufen am 22.10.2015) sowie Etzemüller (2015).

15 Anschaulich können Miller und Arnold (2001) das Problem der Bescheidenheit machen, welches aber gleichzeitig in lokale Machtverhältnisse eingefügt sein kann, etwa wenn der

Ebenfalls oben eingeführt wurde das *mediale Dilemma*: Das Internet setzt durch seine Aporie der Verknüpfung und Auffindbarkeit geläufige Selbstdarstellungsweisen unter Druck. Das angesprochene Publikum ist denkbar diffus. Damit verbinden sich Reichweitemöglichkeiten, die allerdings nur mit entsprechender Pflege und Arbeit eingelöst werden können. Außerdem ergeben sich Kontroll-, vor allem aber Gleichzeitigkeitsprobleme, da dem Artefakt Personenwebpage die Dynamik von Interaktionen abgeht. Für das Individuum bedeutet dies, die eigene Darstellung mit einer Transparenzaufforderung vor einem unkontrollierbaren Publikum austarieren zu müssen. Dabei zeichnet sich zwar „[d]er Präsentationsraum einer Web-Site innerhalb der [Virtual Reality; ...] durch die Merkmale Konstanz, Kontrollierbarkeit und Stabilität aus [...] Merkmale, die allesamt in deutlichem Kontrast zu den alltäglichen Erfahrungsdimensionen postmoderner Subjekte stehen“ (Misoich 2004, S. 206). Auf der anderen Seite der Medaille:

„Angesichts dieser kaum kontrollierbaren gegenseitigen Durchdringung digitaler Wissensplattformen sinkt die Kontrolle der Produzenten über ihr der Öffentlichkeit zugängliches Profil. Die Entscheidung über das, wie die Produzenten und ihre Produkte sichtbar gemacht wird [sic!], wandert von den Produzenten zu den Verwaltern und Programmierern des Technodispositivs, den biopolitischen Regierungstechnologen *par excellence*“ (Angermüller 2010, S. 184 f.; Hervorh. im Orig.).

Die Soziologie, beschrieben in der Ebenenunterscheidung von Person, Milieu, Organisation und System, besteht aus verschiedenen Milieus, die zum einen lokal über Organisationen gebunden sind, sich aber auch aus den diskursiven Sprachspielen der Klassikertraditionen speisen:

„Sie [die Soziologie] kann nur als eine Integrationseinheit neben anderen Einheiten betrachtet werden, als organisatorische (disziplinäre) Spezifikation des Systems der Wissenschaft (als abstraktem kulturellem System), das in besonders engem Übersetzungsverhältnis zu spezifischen Milieus und Personen steht, zu den Szenen, Schulen und Zirkeln, den Netzwerken von Wissenschaftlern, die als Personen zwischen den Mitgliedschaften zu akademischen Organisationen und den Zugehörigkeiten zu disziplinären Kreisen übersetzen“ (Renn 2006, S. 501).

Aus der Zugehörigkeit zu einem bestimmten (inner-)soziologischen Sprachspiel, dessen Zugeständnis wiederum Karrierezwängen unterliegt, ergibt sich jedoch ein spezifisches Selbstdarstellungsdilemma. Je stärker man die Zugehö-

Leiter einer Abteilung den Wildwuchs der Mitarbeiterprofile durch Standardisierung einhegt.

rigkeitszeichen zu einem bestimmten Milieu macht, desto eher gerät die allgemeine Verständlichkeit in Gefahr, was insbesondere gegenüber dem diffusen Publikum der digitalen Öffentlichkeit zum Problem wird. Dies gilt für Theorie-, Methoden- wie Gegenstandszusammenhänge. Je stärker die Spezialisierung aber fortschreitet, desto größer die Gefahr, schon von anderen Soziologen als zugehörig zu einem gegnerischen Standpunkt identifiziert oder gar nicht mehr verstanden zu werden; dies nennen wir das *Milieu-Dilemma*.

Die Organisation als direkter Arbeitgeber ist schließlich ein weiterer Quell von Dilemmata. Interessiert an Leistungs- und Darstellungskontrolle gegenüber ihren Mitgliedern, versuchen diese sich der Kontrolle zu entziehen. Digitale Kommunikationstechnologien lassen sich in ihren Verwendungen und Auswirkungen auch als Regierungstechnologien (gerade der Distanz) im Foucault'schen Sinne interpretieren (vgl. Angermüller 2010; bezogen auf die Situation der Soziologie in Großbritannien: Burrows 2012). Es obliegt also dem Individuum, die eigene Leistung in die Vorgaben der Organisation, also auch in die digitalen Präsenzen, zu übersetzen, ohne Kontrollmöglichkeiten und Freiheiten darüber einzubüßen (*Organisatorisches Dilemma*).

Für Soziologieprofessor_innen gibt es zwei weitere dilemmatische Komplexe (in Abb. 1 *Soziologisches* bzw. *Individuelles Dilemma*), die sich aus den Wortbestandteilen ergeben: *Soziolog_innen* müssen sich, und je nach Ausrichtung, Situation und Publikum anders, gleichzeitig als *Soziolog_in* erklären und wissenschaftlich Richtiges präsentieren. Dabei stehen sie unter Banalitäts-, Obsküritäts- und Politisierungsverdacht (vgl. die gängigen Vorurteile gegenüber der Soziologie bei Best 2003: „killing the messenger“).¹⁶ Die *Professor_innenrolle* unterliegt einer systematischen Überforderung (vgl. Schelsky 1963 und daher nun die weibliche Form): Ihre Trägerin soll exzellente Forschung wie Lehre bieten, sie soll die universitäre und disziplinäre Selbstverwaltung leisten, sie soll als Expertin für jedwede gesellschaftliche Teilbereiche zur Verfügung stehen oder am besten gleich als Unternehmerin, Publizistin, Politikerin etc. öffentlich brillieren. Ebenfalls bleiben andere Funktionsausübungen vom Status der Professorin nicht unbeeindruckt – etwa als Bürgerin, Mutter oder Konsumentin. Und wer von Rolle redet, darf die Notwendigkeit, Rollendistanz darzustellen und ein „authentisches Selbst“ aufblitzen lassen zu müssen, nicht verschweigen.¹⁷ Dieses ganze Rollenbündel (klassisch: Dahrendorf 1964/2010) kommt natürlich nicht ohne Konflikte aus, und unsere These ist, dass die zu-

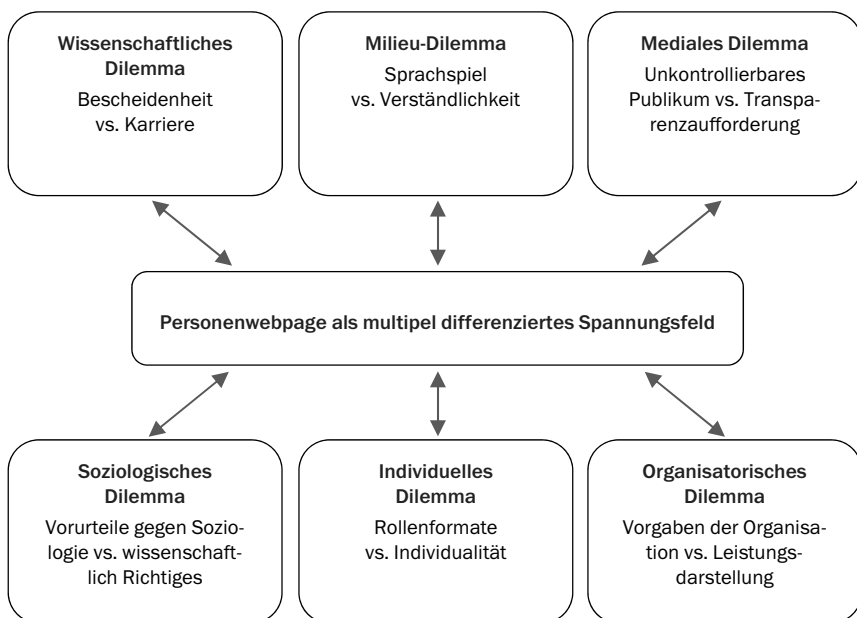
16 Und darüber hinaus muss die Soziologie davon ausgehen, dass ihre Tätigkeit ihren Objektbereich verändert, sie ist Teil der Gesellschaft, die sie untersucht. Hier heißen die Stichwörter doppelte Hermeneutik (vgl. Giddens 1984, S. 19) und Versozialwissenschaftlichung.

17 Kulturelle oder gesamtgesellschaftliche Kontexte der Selbstdarstellung ändern sich zudem – hier nur als Stichwort genannt und auf Lifelogging verwiesen (vgl. Selke 2014).

nehmende Professionalisierung der Teilbereiche (etwa beobachtbar bei Forschung und Lehre, vgl. Korte/Späte 2014) diese Konflikte verschärft.

Vorläufig ergibt sich also ein sechsdimensionales dilemmatisches Spannungsfeld (Abb. 1). Als externes wie internes Beobachtungsschema offenbart sich die Aufforderung, diese zwölf Kategorien zu bedienen – unter den Aporien und Schwierigkeiten digitaler Präsentation sowie situierten Fähigkeiten und Ressourcen zur Lösung. In gewisser Weise kann man diese sechs Dilemmata noch einmal zu drei Meta-Dilemmata der wissenschaftlichen Selbstdarstellung zusammenfassen: Transparenz vs. Kontrolle (betrifft vor allem das Medien- und das Organisationsdilemma), Individualität vs. Zugehörigkeit (Personen- und Milieudilemma) und Bescheidenheit vs. Erwartungen (Soziologie- und Wissenschaftsdilemma).

Abb. 1: Dilemmata der Selbstdarstellung auf Personenwebpages



3 Die Wissenskultur der Soziologie betrachtet durch die Selbstdarstellung ihrer Protagonisten

Auf Webpages von Soziologieprofessor_innen zeigt sich, zumindest auf der Ebene der Selbstbeschreibung der Soziologie, ein Nexus zwischen der Selbstdarstellung und der Forschungsweise: Die Selbstdarstellung von einzelnen For-

scher_innen scheint nicht unabhängig zu sein von dem Wissen, als dessen Träger, Produzenten etc. sie sich darstellen: Ihr Sich-Selbst-Begreifen als Träger dieses Wissens wird zugänglich über die Selbstdarstellung. Es lässt sich also vermuten, dass Webpages einen Teil der performativen Selbstbeschreibung der soziologischen Wissenskultur ausmachen. Dafür sprechen schon alleine die Existenz der Webpages und ihre Pflege. Im Folgenden werfen wir Schlaglichter auf die empirische Inspektion des Feldes und unsere theoretisch angeleiteten Deutungen.¹⁸ Die Interpretation der Ergebnisse ergibt sich dabei wiederum unter Maßgabe des Spannungsfeldes – es deutet sich ein Selbstdarstellungsregime¹⁹ der Soziologie an, dessen Kontingenz und Besonderheit aber erst unter den Möglichkeiten Kontur annimmt. Die Problemstellungen und Lösungen, die sich auf diesen Webpages finden lassen, halten wir für einen guten Schauplatz,

18 Zum methodischen Vorgehen: Für die bundesdeutsche Soziologie wurden ca. zwanzig Standorte ausgewählt. Die Analyse begann bei der Verortung der Personenseiten im Kontext der Universität, des Fachbereichs und der Institutswebsites. Die Selbstdarstellungen wurden teilstrukturiert analysiert. Mittels theoretischen Samplings wurden kontrastive Fälle gesucht. Im Kontext der sog. makrohermeneutischen Tiefenanalyse wurde insbesondere nach Einflüssen externer Kontexte von Integrationseinheiten auf der Makroebene gesucht.

19 Diesen Begriff brachte Angelika Pöferl in der Diskussion des zugrundeliegenden Vortrags ins Spiel. Wir übernehmen ihn und würden dazu tendieren, ihn auf die gesamte Wissenschaft auszudehnen. Ein vorläufiger Vergleich mit der Physik bringt starke Ähnlichkeiten zu Tage, die auch in den Geisteswissenschaften wirksam sind (vgl. Korte/Mautz 2015b). Über den Regime-Begriff erhält man auch Anschluss an vergleichbare Forschungen über die Wissenschaft hinaus (s.o.), insbesondere die Ähnlichkeit zu Dilemmata und Problemen von Freiberuflern bei ihrer digitalen Selbstdarstellung fallen dann ins Auge (vgl. Carstensen 2014). Somit ließe sich formulieren, dass auch universitär beschäftigte Wissenschaftler dem neoliberalen Subjektivierungsregime unterworfen sind, das eine ständige Flexibilität und eine ständige Eigenwerbung verlangt. Pointiert spricht dies Hall (2015, o.S.; Hervorhebung im Original) in Bezug auf open science und *academia.edu* aus: „After all, compared to the general sluggishness (and at times overt resistance) with which the call to make research available on an open access basis has been met, Academia.edu’s success in getting scholars to *share* suggests that, for many, the priority may not be so much making their work openly available free of charge so it can be disseminated as widely and as quickly as possible, as building their careers and reputations in an individualistic, self-promoting, self-quantifying, self-marketing fashion. Nor is this state of affairs particularly surprising, given the precarious situation which much of the academic profession finds itself in today.“ Bei Soziologen findet sich jedoch kein richtiges Pendant zu den Arbeitsproben anderer Freiberufler – auch hier muss die Liste herhalten. Betrachtet man Befristungsquoten von neunzig Prozent an deutschen Universitäten, verfliegt jedoch die Überraschung der Parallelität zu Freiberuflern wieder; Arbeitsbedingungen innerhalb der Wissenschaft zu thematisieren, unterliegt jedoch einem noch größeren Tabu als Selbstdarstellungen. Vielleicht weist unsere Analyse der Webpages aber auch auf eine erforderliche Ambiguitätstoleranz seitens der Wissenschaftler_innen hin, die sich auf den Webpages insofern ausdrückt, als die relative Austauschbarkeit der Rollen, die man zu spielen hat, ihre Grenzen darin findet, wenn das Individuum auftaucht. Die Diskussion darüber erscheint uns insgesamt eher als eröffnet...

um die Wissenskultur der Soziologie und deren spezifische Lage in der Gegenwartsgesellschaft thematisieren zu können. Hierbei kann als Vergleichshorizont die Wissenschaftsratsevaluation der Soziologie dienen (Steuerungsgruppe 2008), die die Soziologie als personengebunden und vielfältig in lokale und andere Kontexte eingebunden zeigt.

Die Personenwebpages sind entweder Teil von *Universitätsauftritten* oder aber private Websites – unterschieden werden sollten sie damit vom digitalen Gesamtprofil eines Wissenschaftlers, also der Gesamtheit der personenabhängigen Auftritte im Internet (vgl. Bukvová 2011). Personenwebpages sind streng genommen meist Subsites universitärer Websites, Standard dabei sind Unterteilungen in Lebenslauf, Forschung, Publikationen und Lehre (dieser Standard ist aber zeit- und raumabhängig, vgl. etwa Miller 1995). Linklisten sind weniger häufig, daneben gibt es aber eine große Bandbreite von anderen Kategorien. Bei universitären Webpages dominiert der Auftritt der Organisation, was besonders bei kleineren und privaten Universitäten deutlich wird – auch hier findet sich ein Moment des Wandels: An der WWU Münster z. B. hat sich die persönliche Freiheit für die Gestaltung der Personenwebpage durch den Relaunch der Universitätssite reduziert: Die Lebenslauf- wie die Literaturreihe wird beispielsweise nun standardisiert aus der universitätseigenen Forschungsdatenbank gespeist. Je nach Struktur der Universität bzw. ihrer Internetpräsenz finden sich die Personenwebpages in unterschiedlichen Positionen wieder. Ebenso sind Gestaltungselemente, also etwa Animationen, Bilder, Unterkategorien usw. von den Vorgaben der Websites abhängig. Der vergleichende Blick fördert schon hier unterschiedliche Universitäts- und Institutskulturen zutage. Individualität zeigt sich so unter bestimmten Umständen lediglich in einem beiläufigen Satz. *Privaten Websites* fehlt dagegen die Orientierung an einem Corporate Design, sie sind gleichzeitig schon in ihrem bloßen Vorhandensein Statements der sie betreibenden Soziolog_innen. Auffallend sind die Praxen der Trennung der Auftritte auf Universitätswebpages, privaten Webpages, sozialen Netzwerkeiten (von *academia.edu* bis hin zu *facebook*), anderen Portraitseiten (wie die von Verlagen und Bookingagenturen) sowie von anderen massenmedialen Möglichkeiten des Internets wie *Twitter*, *Google Citations* usw.

Aus der Analyse der Personenwebpages und der digitalen Gesamtprofile schlagen wir folgende Typologie der dominanten Darstellungsweise vor (zusammengefasst in Tabelle 1): *Hochschullehrer*, *Elfenbeinturmbewohner*, *Forschungsmanager* und *öffentlicher Intellektueller*. Diese Typen müssten sich in weiterer Forschung bewähren, weisen aber eine gewisse Plausibilität aufgrund der Stellenstruktur von Soziologieprofessuren auf. Die Darstellungstypen variieren hier in erster Linie aufgrund der dominant-adressierten Kontexte: Universität, Peers, Projektfinanziers und Öffentlichkeit. Interessanterweise verläuft die Differenzierung nicht anhand inhaltlicher (Konflikt-)Linien der Disziplin. Ob nun etwa Kritische Theorie, Praxis- oder Systemtheorie standardisiert oder

qualitativ betrieben wird, beherrscht die Selbstdarstellungen nicht. Die unterschiedlichen Selbstdarstellungen weisen in verschiedenen Ausprägungen die Dimensionen *Personenabhängigkeit*, *interne Hierarchien*, *wissenschaftliche Schließung* und *Projektförmigkeit* auf.

Tabelle 1: Selbstdarstellungstypen innerhalb der Wissenskultur der Soziologie

	Personen- abhängigkeit	Interne Hierarchie	Wissenschaftli- che Schließung	Projekt- förmigkeit
Hochschullehrer	+	+	++	+
Elfenbeinturm- bewohner	++	++	+	-
Forschungs- manager	+	++	-	++
Öffentlicher Intellektueller	++	+	--	-

Als Produkte soziologischer Forschung finden sich vor allem bibliographische Hinweise auf veröffentlichte Texte, die den Zugang zu dem Wissen ordnen sollen, das sich der jeweiligen *Person* zuordnen lässt. Dies korrespondiert stark mit Additivität im Sinne der raum-zeitlichen Mediendimension von Webpages (vgl. Neuberger 2014) und ist gewissermaßen Standard innerhalb digitaler Selbstdarstellung (vgl. Misoch 2004). Das Archiv hat hier in erster Linie weniger die Funktion, das „Denken zu lagern“ (Srubar 2003, S. 4), als die Information darüber zu verbreiten, dass neues Wissen produziert worden ist.²⁰ Damit erhält das gepflegte Archiv einen massenmedialen Charakter, der auf eine bestimmte Vorstellung von Wissenschaft verweist: auf eine reifizierende Konstruktion von Wissenschaft als Zitationssystem. Die *individual*- wie textfixierte Darstellung des produzierten Wissens ist die Regel – jedoch auch erstaunlich, geht man davon aus, dass die Personenwebpages als quasi individualisiertes Massenmedium zu verstehen sind. Es finden sich so gut wie keine inhaltlichen Strukturierungen, es werden keine Ergebnisse artikuliert – Webpages böten sehr viel mehr technische Möglichkeiten, Wissen gerade komplementär zur linearen textlichen Form von Büchern und Aufsätzen darzustellen. Die listenförmige Abbildung der eigenen Errungenschaften, das Protokoll aller Texte, Veranstaltungen, Konferenzen, Projekte (bis hin zu abgelehnten Presseanfra-

20 Angermüller (2010) interpretiert das gesamte WWW als globales Archiv, mit dem wiederholten Hinweis darauf, dass hier die Ansatzpunkte von (sozialwissenschaftlich „erfundenen“) Herrschaftstechnologien (insbesondere numerologischer Natur) liegen, denen die Sozialwissenschaften selbst sich nun verdinglicht gegenübersehen (vgl. als Artikulation von Kritik an den Herrschaftstechnologien Burrows 2012).

gen) usw. korrespondiert dabei nicht nur mit dem Interesse des Einzelnen, den Überblick über seine Tätigkeiten zu behalten, oder dem Vergleich, der über die Länge der Listen möglich scheint (fehlen doch andere Symbole im wissenschaftlichen Feld), sondern vor allem auch mit dem Interesse des entscheidenden Bereitstellers der Infrastruktur, der Universität, und das meint seit einigen Jahren auch einer zentralen Steuerungseinheit, die Interesse an qualifizierenden Vergleichen und Leistungsindikatoren hat.

Die untersuchten Seiten erwecken jedoch kaum den Anschein, dass außerwissenschaftliche bzw. außersoziologische Publika angesprochen werden sollen (die beredete Ausnahme ist natürlich der Typ des öffentlichen Intellektuellen: Diese weisen dann in der Regel private Websites auf, die vermuten lassen, sie wären von professioneller Seite betreut.). Dies ist die eine Seite der *hierarchischen* Darstellungsweise. Auch wenn Lehrstühle als Organisationsprinzip der Universität nicht mehr die Regel sind, gruppiert sich die Außendarstellung der Forschungseinheiten universitärer Soziologie doch um ihre Protagonisten (dieser Punkt wird anschaulicher, wenn man sich weniger personengebundenere Disziplinen wie etwa die Physik vergegenwärtigt). Informationen für potentielle und aktuelle Studierende von Soziologie-Studiengängen oder Seminaren wandern dagegen auf darauf spezialisierte Plattformen oder Websites – die Informationsgestaltung ist dabei zum Teil schlicht „unverständlich“, um die Kategorie des Aufsatzes von Snejderberg et al. (2015) zu zitieren. Wissenschaftliche Mitarbeiter finden den prominentesten Platz innerhalb des Lehrstuhlteams, welches unter Umständen neben studentischen Hilfskräften auch ehemalige Mitarbeiter, Doktoranden und Habilitanden umfasst. Zudem gibt es große Unterschiede in der Darstellung des Sekretariats der entsprechenden Einheiten – weitere Mitglieder von Instituten oder Universitäten werden in der Regel nicht gezeigt (im Gegensatz zu privaten Webpages).

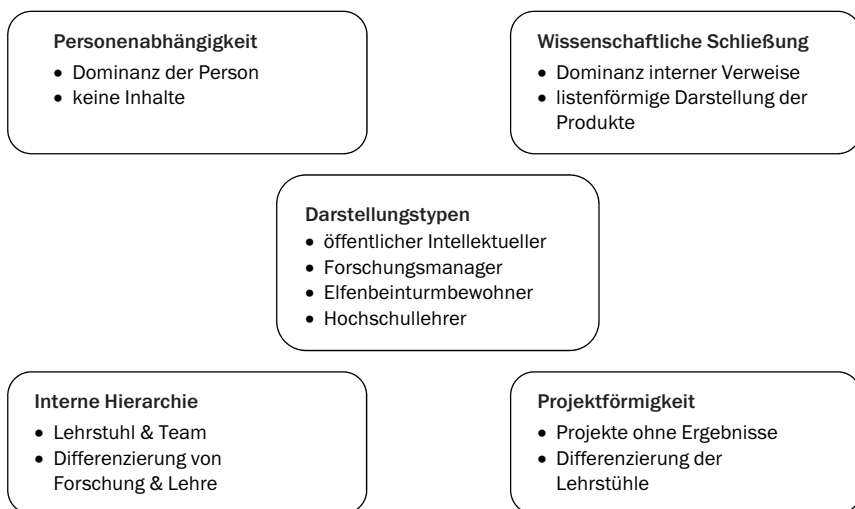
Auffällig ist die Dominanz der *wissenschaftsinternen* Verweise. Es finden sich nur wenige Verweise, die aus dem engeren soziologischen Kosmos hinausführen. Natürlich dominiert die Organisation Universität, aber wir finden Nennungen außerwissenschaftlicher Institutionen, Akteure oder Organisationen bspw. nur versteckt im Archiv der gehaltenen Vorträge. Dies korrespondiert mit der Diagnose des Wissenschaftsrats (Steuerungsgruppe 2008), dass die Soziologie sehr wohl lokal wie darüber hinaus in ihre Umwelt eingebettet ist, diese Verbindungen aber in der Beliebigkeit der Zufälle untergehen und so unsichtbar werden.

Der einzige Ort, der systematisch auf solche Kooperationen hinweist, sind die *Projekte*, deren Finanziere meist genannt und verlinkt werden. Hier finden sich dann sehr wohl ökonomische, politische, staatliche, wissenschaftliche, religiöse wie zivilgesellschaftliche Adressen. Projekte sind zudem anscheinend die zeitgemäße Darstellung der Forschungspraxis (vgl. Torka 2009); wiederum zeigt diese Kategorie sowohl den Einfluss allgemeiner wissenschaftlicher und wissenschafts-

politischer Trends als auch die Möglichkeiten der Darstellung wissenschaftlicher Forschung. Auf Webseiten von Forschungsprojekten stehen in der Regel nicht die beteiligten Wissenschaftler im Vordergrund – gleichzeitig findet sich dort die Ankündigung von Wissensproduktion, nicht deren Ergebnis.

Abbildung 2 zeigt die vorläufigen Thesen zur Beschreibung der digitalen Präsenz der Soziologie zusammengefasst. Hierbei sollte die interne Varianz betont werden (die Typen weisen verschiedene Stärken der Merkmalsausprägung auf, so wie auch innerhalb der Typen eine gewisse Varianz vorherrscht) sowie ihre Vorläufigkeit – ihr Test steht gewissermaßen noch aus. Führt man sich die Ergebnisse jedoch noch einmal vor Augen, findet man die Wissenskultur der Soziologie betrachtet durch die Selbstdarstellung ihrer Protagonisten folgendermaßen vor: *Ein universitäres Fach, das von seinen Protagonisten geprägt ist, welche hauptsächlich ihren Karriereweg darstellen und deren zentrale Leistung in der Absolvierung von Projekten besteht.*

Abb. 2: Die Wissenskultur der Soziologie betrachtet durch die Selbstdarstellung ihrer Protagonisten



4 Fazit

Wir verstehen Webpages als Lösungen nicht-zu-lösender Probleme. Es wird eine authentische Darstellung eines Selbstes gefordert, welches offensichtlich nicht nur der Person gehört. Dieses Selbst soll widersprüchlichen und konfligierenden Erwartungen genügen und gleichzeitig ein individuelles Profil besitzen. Grob lassen sich diese Anforderungen ordnen in: Funktionsrolle (innerhalb der Universität und Profession), authentisches Selbst (Forscher- wie ganze Persön-

lichkeit), öffentliche Figur (der politisch-kulturellen Sphäre), Fachvertreter (auch innerhalb der Community), Forscher und weitere Funktionsrollen (etwa in Wirtschaft, Publizistik, Politik). Durch die Neuartigkeit des Mediums Webpage werden Unsicherheiten hinzugefügt, u. a. dadurch, dass es noch größere Freiheitsgrade als konventionalisierte Selbstdarstellungsmodi gibt – von den sich ständig wandelnden technischen Anforderungen ganz zu schweigen. Hieran schließt sich die These an, dass informationstechnische Dispositionen einen Unterschied machen. Jede konkrete Manifestation einer Personenwebpage muss Komplexität reduzieren, kann aber die Dilemma nicht wirklich auflösen, da sich konventionelle Regelungen hierfür noch nicht sedimentiert haben. Es ist die Gleichzeitigkeit der verschiedenen anzusprechenden Publika, die die elektronische Selbstdarstellung so prekär macht. Weitere Lösungen können in der strikten Trennung von Rollen liegen, etwa über Pseudonyme, über verschiedene Webpages, über den Verzicht der Selbstdarstellung. Die Trennungslösung bleibt aber unter den Bedingungen des Internets prekär, dieses besitzt die Aporie, dass man gefunden und verknüpft werden soll. Und ein jedes Nicht-Nennen auf öffentlichen Selbstdarstellungen setzt sich dem Verdacht des instrumentellen Verschweigens aus. Also bleibt die Stilisierung hin zur Professionalisierung der Selbstdarstellung: Man stellt die gesamten Aktivitäten auf der Webpage mit der dazugehörigen Ironie aus. Man stilisiert sich und seine Lösung, was immer auch eine Selbsterklärung beinhaltet. Und man kann den Weg gehen, sich mittels anderer Professioneller, also Werbeagenturen, zu stilisieren.

Die spezifischen Erwartungen an die Soziologie überschneiden sich hier auf einer Bühne der Selbstdarstellung. Die auf ihre Umgebung bezogene Polykontextualität begegnet einem spezifischen Back-up der fachinternen wissenschaftlichen Kommunikation: ein „normales“ Universitätsfach, das sich über die Webpage an ein bestimmtes universitätsinternes Publikum richtet – Studierende, Kollegen, Fachbereiche, Dekanate und Rektorate. Für eine jede öffentliche Soziologie bedeutet dies, dass sie ihre eigenen Beobachter nicht steuern kann, was in der Gleichzeitigkeit des Mediums Personenwebpage auf den Punkt gebracht wird. Burawoys (2005) Vierfelderschema der verschiedenen Soziologien ist eben ein analytisches, in der Wirklichkeit sieht sich die Hochschulprofessor_in damit konfrontiert, alle Kombinationen beherrschen zu müssen (vgl. für digitalisierte Public Sociology Lupton 2015). Personenwebpages machen dabei die verschiedenen Beantwortungen der Anforderungen transparent, aber genau daran wird man auch gemessen: zum einen durch die Organisation Universität, zum anderen aber auch durch alle anderen Publika und Bezugfelder gleichzeitig. Es handelt sich hier um die durchaus ambivalente Dreifachbewegung von zunehmender Professionalisierung, Leistungskontrolle und Transparenz.

Die Wissenskultur der Soziologie betrachtet durch die Selbstdarstellung ihrer Protagonisten zeigt zunächst ein nicht sehr überraschendes Bild: *Ein universitär verankertes Fach, dessen Forschung und Lehre durch herausragende Protagonisten*

verkörpert werden. Typischer Weise orientieren sich die Selbstdarstellungen dieser Protagonisten an einem innerwissenschaftlichen Publikum. Dies sind zum einen die Studierenden und zum anderen die Peers der Disziplin bzw. des Forschungsprogramms. Lediglich die stilisierte Form des öffentlichen Intellektuellen verlässt diese dominante Publikumsansprache. Die übliche Darstellung der eigenen Leistung wie der Ergebnisse der Wissensproduktion vollzieht sich in Form des Archivs – Listen von Ausbildungs- und Karrierestationen, Aufsätzen und Büchern, Vorträgen und Konferenzen sowie Projekten und Mitgliedschaften. Hierbei handelt es sich um persönliche, gleichzeitig massenmediale Archive, die zudem als Bewerbungsunterlagen dienen. Sie konturieren die Forscherpersönlichkeit, die dargestellt wird, deren Marktgängigkeit ebenso wie ihre unverfügbare Individualität aufscheinen. Die Hinweise auf die Inhalte wie die Persönlichkeit des Forschenden fließen in diese Fassade subtil ein. Verdeckt durch diese Selbstdarstellungsweise werden (auch dies nicht überraschend) der materielle, soziale und raumzeitliche Charakter der soziologischen Wissensproduktion.

Literatur

- Alvermann, Dirk/Dahlenburg, Birgit (2006): Greifswalder Köpfe. Gelehrtenportraits und Lebensbilder des 16.-18. Jahrhunderts aus der pommerschen Landesuniversität. Rostock: Hinstorff
- Angermüller, Johannes (2010): Wissenschaft zählen. Regieren im digitalen Panoptikum. In: Leviathan, Sonderh. 25, S. 174-190
- Barbour, Kim/Marshall, David (2012): The Academic Online: Constructing Persona Through the World Wide Web. In: First Monday 17, H. 9
- Barlösius, Eva (2004): „Klassiker im Goldrahmen“ – Ein Beitrag zur Soziologie der Klassiker. In: Leviathan 32, H. 4, S. 514-542
- Bauman, Zygmunt/Lyon, David (2013): Daten, Drohnen, Disziplin. Ein Gespräch über flüchtige Überwachung. Berlin: Suhrkamp
- Best, Joel (2003): Killing the Messenger: The Social Problems of Sociology. In: Social Problems 50, H. 1, S. 1-13
- Bukvová, Helena Lovász (2011): „Scientists’ Self-Presentation on the Internet“. www.qucosa.de/fileadmin/data/qucosa/documents/8759/Lovasz_Bukvova_2011.pdf (Abfrage: 27.07.2015)
- Burawoy, Michael (2005): For Public Sociology. In: American Sociological Review 70, H. 1, S. 4-28
- Burkart, Günter (2002): Über die Unmöglichkeit einer Soziologie der Soziologie oder De nobis ipsis non silemus. In: Burkart, Günter/Wolf, Jürgen (Hrsg.): Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen. Opladen: Leske + Budrich, S. 457-478
- Burrows, Roger (2012): Living with the H-Index? Metric Assemblages in the Contemporary Academy. In: The Sociological Review 60, H. 2, S. 355-372
- Carstensen, Tanja (2014): Öffentliche Selbstdarstellung im Internet als Aufwand. Digitale Subjektivierung am Beispiel junger Menschen in Internetberufen. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Sonderh. 13, S. 83-100
- Dahlenburg, Birgit (2006): Universitäre Ahnengalerien. Die Greifswalder Bildungselite im Portrait. In: Alvermann, Dirk/Dahlenburg, Birgit: Greifswalder Köpfe. Gelehrtenportraits und Lebensbilder des 16.-18. Jahrhunderts aus der pommerschen Landesuniversität. Rostock: Hinstorff, S. 7-13
- Dahrendorf, Ralf (1964/2010): Homo Sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle. Wiesbaden: Springer VS
- Dominick, Joseph R. (1999): Who Do You Think You Are? Personal Home Pages and Self-Presentation on the World Wide Web. In: Journalism & Mass Communication Quarterly 76, H. 4, S. 646-658

- Döring, Nicola (2002): Personal Home Pages on the Web: A Review of Research. In: Journal of Computer-Mediated Communication 7, H. 3
- Etzmüller, Thomas (2015): Ins „Wahre“ rücken. Selbstdarstellung im Wissenschaftsbetrieb. In: Merkur 69, H. 797, S. 31-47
- Giddens, Anthony (1984): The Constitution of Society. Outline of a Theory of Structuration. Berkeley: The University of California Press
- Goffman, Erving (1969): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München: Piper
- Goffman, Erving (1980): Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Hall, Gary (2015): „Should This Be the Last Thing You Read on Academia.edu?“ www.academia.edu/16959788/Should_This_Be_the_Last_Thing_You_Read_on_Academia.edu (Abfrage: 06.11.2015)
- Hamann, Julian (2015): Posthumous (E)valuation. Research Biographies in US Sociology, as Reflected in Academic Obituaries. In: Timelines - Newsletter of the ASA Section History of Sociology 24, S. 10-13
- Heid, Michaela (2014): Das pädagogische Portfolio – Die Privatheit der Lehrperson in der Öffentlichkeit von Bildungsorganisationen. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Sonderh. 13, S. 41-60
- Kant, Immanuel (1781/2000): Kritik der reinen Vernunft. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Keller, Reiner/Poferl, Angelika (2016): Soziologische Wissenskulturen zwischen individualisierter Inspiration und prozeduraler Legitimation. Zur Entwicklung qualitativer und interpretativer Sozialforschung in der deutschen und französischen Soziologie seit den 1960er Jahren. [76 Absätze] In: Forum Qualitative Sozialforschung 17, H. 1, Art. 14, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1601145> [Abfrage 7.12.2016]
- Knorr Cetina, Karin (2002): Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Kohli, Martin (1981): „Von uns selbst schweigen wir“: Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten. In: Lepenies, Wolf/Krauth, Wolf-Hagen (Hrsg.): Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin. 4 Bde. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 428-465
- Korte, Jasper W./Mautz, Christoph (2015a): „Gesellschaftliche Spannungsfelder in der öffentlichen personalen Selbstdarstellung von Soziolog_innen“. Vortrag auf dem Workshop „Wissenschaft und Gesellschaft. Macht-, diskurs- und feldanalytische Perspektiven“ am 30./31.08.2015 am FIW Bonn. www.academia.edu/14463293/Gesellschaftliche_Spannungsfelder_in_der_%C3%B6ffentlichen_personalen_Selbstdarstellung_von_Soziolog_innen (Abfrage: 21.10.2015)
- Korte, Jasper W./Mautz, Christoph (2015b): „Öffentliche personale Selbstdarstellung als Unterscheidungsmerkmal wissenschaftlicher Disziplinen“. Posterpräsentation auf der Herbsttagung der DGS-Sektion Wissenschafts- und Technikforschung am WZB. www.academia.edu/17117403/%C3%96ffentliche_personal_Selbstdarstellung_als_Unterscheidungsmerkmal_wissenschaftlicher_Disziplinen (Abfrage: 21.10.2015)
- Korte, Jasper W./Mautz, Christoph (2015c): Öffentliche Selbst- und Fremddarstellungen der Soziologie. In: Lessenich, Stephan (Hrsg.): Routinen der Krise – Krise der Routinen. Verhandlungen des 37. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Trier 2014, S. 1664-1672
- Korte, Jasper W./Mautz, Christoph (2017): Öffentlichkeit, Soziologie und digitale Selbstdarstellung. In: Selke, Stefan/Treibel, Annette (Hrsg.): Öffentliche Gesellschaftswissenschaften. Wiesbaden: Springer VS, S. 95-117
- Korte, Jasper W./Späte, Katrin (2014): Forschung und Lehre – zur Einheit dieser Differenz. In: Löw, Martina (Hrsg.): Vielfalt und Zusammenhalt. Verhandlungen des 36. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bochum und Dortmund 2012. Frankfurt/M. und New York: Campus
- Lupton, Deborah (2015): Digital Sociology. New York: Routledge
- Merton, Robert K. (1985): Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp

- Miller, Hugh (1995): „The Presentation of Self in Electronic Life: Goffman on the Internet“. Paper presented at Embodied Knowledge and Virtual Space Conference Goldsmiths' College, University of London, June 1995. www.douri.sh/classes/ics234cw04/miller2.pdf (Abfrage: 27.07.2015)
- Miller, Hugh/Arnold, Jill (2001): Breaking Away from Grounded Identity? Women Academics on the Web. In: *CyberPsychology & Behavior* 4, H. 1, S. 95-108
- Misoch, Sabina (2004): Identitäten im Internet. Selbstdarstellung auf privaten Homepages. Konstanz: UVK
- Misoch, Sabina (2005): My_site.de – Webpages als Medien der Selbstdarstellung. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 6, H. 1, Art. 21. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0501213> (Abfrage: 07.12.2016).
- Mönkeberg, Sarah (2014): Feststellungen der Identität? Über Nutzen und Laster digitaler Sichtbarkeit. In: *Der Bürger im Staat* 64, H. 4, S. 268-275
- Mou, Yi (2014): Presenting Professorship on Social Media: From Content and Strategy to Evaluation. In: *Chinese Journal of Communication* 7, H. 4, S. 389-408
- Neuberger, Christoph (2014): Social Media in der Wissenschaftsöffentlichkeit. Forschungsstand und Empfehlungen. In: Weingart, Peter/Schulz, Patricia (Hrsg.): *Wissen – Nachricht – Sensation. Zur Kommunikation zwischen Wissenschaft, Öffentlichkeit und Medien*. Weilerswist: Velbrück, S. 315-368
- Papsdorf, Christian (2013): *Internet und Gesellschaft. Wie das Netz unsere Kommunikation verändert*. Frankfurt/M. und New York: Campus
- Paulitz, Tanja/Carstensen, Tanja (Hrsg.) (2014): *Subjektivierung 2.0. Machtverhältnisse digitaler Öffentlichkeiten*. Wiesbaden: Springer VS (Österreichische Zeitschrift für Soziologie Sonderh. 13)
- Price, Derek de Solla (1974): *Little Science, Big Science. Von der Studierstube zur Großforschung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Renn, Joachim (2006): *Übersetzungsverhältnisse – Perspektiven einer pragmatistischen Gesellschaftstheorie*. Weilerswist: Velbrück
- Renn, Joachim (2012): *Makrotheoretische Tiefenhermeneutik*. Unveröffentlichtes Manuskript. Münster
- Schelsky, Helmut (1963): *Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reform*. Reinbek: Rowohlt
- Schwanitz, Dietrich (1998): Alazon und Eiron. Formen der Selbstdarstellung in der Wissenschaft. In: Willems, Herbert/Jurga, Martin (Hrsg.): *Inszenierungsgesellschaft. Ein einführendes Handbuch*. Opladen und Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 273-290
- Selke, Stefan (2014): *Lifelogging: Wie die digitale Selbstvermessung unsere Gesellschaft verändert*. Berlin: Econ
- Sennett, Richard (2005): *Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin: Berlinverlag
- Snejderberg, Christian/Beit-Yaghoub, Desiree/Goßmann, Nina/Heyde, Julian/Kornke, Nicole/Kuznetsova, Maria/Meemann, Johanna/Tiecke, Sebastian/Tödtloff, Maike (2015): Viele Daten – wenig Information für Studieninteressierte. In: *Soziologie* 44, H. 1, S. 78-98
- Srubar, Ilja (2003): Lob des Archivs. In: Cheung, Chan Fai/Chvatik Ivan/Copoeru, Ion/Embree, Lester/Iribarne, Julia/Sepp, Hans Rainer (Hrsg.): *Essays in Celebration of the Founding of the Organization of Phenomenological Organizations*. www.opo-phenomenology.org/ (Abfrage: 17.03.2015)
- Steuerungsgruppe der Pilotstudie Forschungsrating im Auftrag des Wissenschaftsrates (2008): *Forschungsleistungen deutscher Universitäten und außeruniversitärer Einrichtungen in der Soziologie*. Köln: Wissenschaftsrat
- Tokar, Alexander/Beurskens, Michael/Keuneke, Susanne/Mahrt, Merja/Peters, Isabella/Puschmann, Cornelius/van Treeck, Timo/Weller, Katrin (Hrsg.) (2012): *Science and the Internet*. Düsseldorf: Düsseldorf University Press
- Torka, Marc (2009): *Die Projektfähigkeit der Forschung. Wissenschafts- und Technikforschung Bd. 3*. Baden-Baden: Nomos
- Weber, Max (1930): *Wissenschaft als Beruf*. Berlin: Duncker und Humblot
- Weischer, Christoph (2004): *Das Unternehmen ‚Empirische Sozialforschung‘. Strukturen, Praktiken und Leitbilder der Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland*. München: Oldenbourg

Geliefert wie bestellt: Wa(h)re Wissenschaft?¹

Eike Emrich, Freya Gassmann und Wolfgang Meyer

1 Einleitung

Humboldt folgend liegt das Ziel der Bildung darin, Erkenntnis zu schaffen (vgl. Rüegg 2004, S. 28 f.).² Zum Mittelpunkt der Forschung wurde ab Mitte des 19. Jahrhunderts idealtypisch eine „Selbst-Erziehung zu Sachlichkeit, Vorurteilslosigkeit und Wissenschaftlichkeit“ (Fisch 2015, S. 55; vgl. auch Rüegg 2004, S. 19). Vor dem Hintergrund der Erfahrungen des zweiten Weltkriegs und des Umgangs mit Wissenschaft in Kriegszeiten formulierte Merton (1942/1973, S. 268 ff.) Normen, die das Verhalten universitären Forschens idealtypisch steuern sollten. Zu arbeiten sei nach den Normen des Universalismus, des Kommunitarismus, der Uneigennützigkeit und des organisierten Skeptizismus. Die Einhaltung der Normen solle durch die Fachwelt kontrolliert werden und eine entdeckte Missachtung innerhalb des wissenschaftlichen Systems zu empfindlichen Reputationsverlusten führen (aktuell dazu am Beispiel der Sportwissenschaft Emrich/Pitsch 2015).³

1 An dieser Stelle sei dem Kollegen Prof. Dr. Christian Pierdzioch, Helmut Schmidt Universität Hamburg, für wertvolle Hinweise gedankt. Darüber hinaus danken die Autoren den Herausgebern für anregende und hilfreiche Kommentare.

2 „Die Idee der Wissenschaft in den edleren, mit Kenntnissen mancher Art schon ausgerüsteten Jünglingen zu erwecken, ihr zur Herrschaft über sie zu verhelfen auf demjenigen Gebiet der Erkenntnis, dem jeder sich besonders widmen will, so daß [sic!] es ihnen zur Natur werde, alles aus dem Gesichtspunkt der Wissenschaft zu betrachten, alles Einzelne nicht für sich, sondern in seinen nächsten wissenschaftlichen Verbindungen anzuschauen, und in einen großen Zusammenhang einzutragen in beständiger Beziehung auf die Einheit und Allheit der Erkenntnis, daß [sic!] sie lernen, in jedem Denken sich der Grundgesetze der Wissenschaft bewußt [sic!] zu werden, und eben dadurch das Vermögen selbst zu forschen, zu erfinden und darzustellen, allmählich in sich herausarbeiten, dies ist das Geschäft der Universität“ (Schleiermacher 1808/2010, S. 143).

3 Auch in der Wissenschaft kam es in der Vergangenheit zu abweichendem Verhalten (vgl. mehrere Fälle in „Der Sündenfall: Betrug und Fälschung in der deutschen Wissenschaft“ von Finetti/Himmelrath 1999). An diesen und weiteren prominenten Fällen in der Wissenschaft zeigte sich der Reputationsverlust entdeckter devianter Personen innerhalb des wissenschaftlichen Systems und teilweise auch darüber hinaus. Fälle von Fälschung und Täuschung können jedoch durchaus auch für das System funktional sein, da die heftigen

Die Auftragsforschung folgt dem Kommunitarismus durch die Erhebung von Daten, die Entwicklung von Methoden und allgemein die Produktion von Wissen mehr oder weniger ausschließlich (aber immer primär) für einen Auftraggeber; dem Dogmatismus teilweise im Sinne eigener Wege; der Privatheit im Sinne unternehmerischer Tätigkeit und Abschottung statt Universalismus wegen der Gebundenheit der Einschätzung der Bedeutung von Wissen und Wissenschaftlern an die Ziele des Auftraggebers; dem Lobbyismus statt Uneigennützigkeit durch die Orientierung der Forschung an wirtschaftlichen Zielen (den eigenen extrinsischen oder jenen des Auftraggebers, wobei eine Verkopplung nicht ausgeschlossen ist) und damit einhergehender Abhängigkeit der Forschung und deren Steuerung durch finanzielle und allgemein wissenschafts-externe Anreize; schließlich einem interessengeleiteten Optimismus bezüglich des Untersuchungsgegenstands bei den Auftraggebern, der letztlich einem organisierten Skeptizismus durch die Forscher systematisch entgegensteht.

Dies gilt auch für die Evaluationsforschung als spezifischer Form angewandter Sozialwissenschaften, die auf unterschiedlichste Art einen Einfluss auf die Gesellschaft hat und aufgrund der Finanzierung durch Dritte (staatliche oder nicht-staatliche Akteure) sowie ihrer Legitimationsfunktion für (öffentliche oder nicht-öffentliche) Auftraggeber einem besonderen Spannungsverhältnis zwischen objektiver, wahrheitsgetreuer und affirmativer, politisch und/oder durch Einkommensabsichten beeinflusster Forschung ausgesetzt ist. Die Verbreitung der vorrangig marktwirtschaftlich betriebenen Evaluation (vgl. Meyer/ Stockmann 2015) stellt dabei die implizit schon von Tenbruck (1984, S. 24 ff.) aufgeworfene Frage nach den unbewältigten Folgen der angewandten Sozialwissenschaften und deren negativen externen Effekten neu und in verschärfter Form.

In diesem Beitrag werden aus theoretischer Perspektive die Einflussfaktoren auf die grundsätzliche Entscheidung zwischen wissenschaftlicher Redlichkeit und marktwirtschaftlicher Orientierung an Nachfrage nach Forschungsergebnissen diskutiert: Unter welchen Umständen werden Evaluationen eher Ergebnisse ungeachtet von außerwissenschaftlichen Einflüssen produzieren, und unter welchen werden sie zu einer „Ware“, die vom jeweiligen Auftraggeber entsprechend eingesetzt und beeinflusst wird, die also vorrangig oder sogar ausschließlich außerwissenschaftliche Einflüsse hat? Gleichzeitig wird damit die Frage berührt, welchen Kampf gegen verinnerlichte normative Überzeugungen Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen unter Bedingungen führen müssen,

Reaktionen die Norm der Redlichkeit stärken, was sich beispielsweise an der anschließenden Diskussion in der DFG zeigte (vgl. Kapitel 3, vgl. am Beispiel der Anti-Doping-Norm im Sport unter Rückgriff auf Durkheims Überlegungen zur positiven Funktion abweichenden Verhaltens die spieltheoretische Modellierung von Büchel/Emrich/Pohlkamp 2016).

die durch eine zunehmende Bedeutung von Drittmitteln geprägt sind, wenn sie sich dauerhaft ihre Arbeitsmittel in erforderlichem Umfang erhalten wollen.

2 Einfluss der Sozialwissenschaften und der Evaluation auf die Gesellschaft

Im Fall der anwendungsorientierten Produktion (sozial-)wissenschaftlichen Wissens handelt es sich um eine komplexe Interaktionsbeziehung zwischen Forschern und Auftraggebern, die nicht nur durch interaktionsspezifische Aspekte, sondern auch durch organisatorische und institutionelle Rahmenbedingungen grundlegend beeinflusst wird.

Soziologie als genuine Sozialwissenschaft produziert dabei „nichtsahnend die Wirklichkeit“ (Tenbruck 1984, S. 17).⁴ Forschungsergebnisse werden ungeachtet ihres Geltungsbereiches zu *faits sociaux* im Sinne Durkheims und beeinflussen so das Leben vieler Menschen, die aber stets eben auch individuelle Entscheider sind. Für Tenbruck steht dies im Gegensatz zum bloßen Verstehen und Erklären einer beobachtenden Haltung, der anfänglichen Intention der Soziologie (vgl. Tenbruck 1984, S. 15) im Sinne Webers. Die Sozialwissenschaften seien „wie ein Naturereignis über die Welt gekommen“ (Tenbruck 1984, S. 23)⁵ und ihr Aufstieg beschränkte sich nicht nur auf die akademische Welt. Das politische System setzt das Wissen ohne Berücksichtigung seines grundsätzlichen Unsicherheitsfaktors ein. Die Verbreitung vermeintlich sicherer Befunde erfolgt dabei durch die Staaten selbst, indem „Regierungen, Behörden, Parlamente, Parteien und Verbände in gesellschaftlichen Fragen kaum noch einen Schritt ohne die Ratschläge und Gutachten sozialwissenschaftlicher Experten tun“ (Tenbruck 1984, S. 28).⁶

4 Nach Frey (1990) ist auch die Ökonomik eine Sozialwissenschaft, und weite Teile der empirischen Pädagogik dürften heute große Schnittmengen mit Sozialwissenschaften aufweisen.

5 Nach Tenbruck hat sich „keine Religion [...] jemals auch nur annähernd so schnell und weit verbreitet, auch keine Wissenschaft“ (Tenbruck 1984, S. 23), wie die Sozialwissenschaften.

6 Gefördert wird dies durch den der Modernisierung von Gesellschaften inhärenten Prozess zunehmender Rationalisierung, welcher sich im politischen Entscheidungssystem in der Forderung nach einer „evidence-based policy“ niederschlägt (grundsätzlich zur Rationalisierung Weber 1920/1988; 1913/1988; Head 2015; Cartwright/Hardie 2012; Shillabeer/Buss/Rousseau 2011). Bereits vor mehr als dreißig Jahren hat allerdings Ulrich Beck (1986, S. 254 ff.) gezeigt, dass diese „Entgrenzung von Politik und Wissenschaft“ nicht unbedingt zu mehr Entscheidungssicherheit und besseren (weil rationaleren) Entscheidungen führen muss, sondern im Gegenteil durch das „Nichtwissen“ über die (Neben-) Wirkungen komplexer und zunehmend globaler Risiken neue Interpretationsspielräume entstehen und zu einem „Freibrief des Handelns“ (Beck 1996, S. 305) werden können, kurzum nicht vorhersehbare externe Effekte der Entscheidungen existieren.

Evaluation als Instrument zur Produktion tatsächlich oder zumindest vermeintlich steuerungsrelevanten Wissens wird im Rahmen dieses Prozesses zur zentralen Schnittstelle und gerät hierdurch in den Fokus politischer Auseinandersetzungen (vgl. Meyer 2015a). Die ideologiebasierte Politik sichert ihre Gestaltungsspielräume dadurch ab, dass sie sich die Auftragsvergabe zur Wissensproduktion vorbehält, auf den Produktionsprozess Einfluss nimmt und die Interpretationshoheit des vorgeblich unabhängigen Gutachtens für sich beansprucht. Das Ergebnis ist eine „policy-based evidence“ (Marmot 2004), die auch vor Universitäten nicht Halt macht (vgl. Boden/Epstein 2006).

Ludwik Fleck (1939/2011, S. 327) hat darauf hingewiesen, dass die Entstehung einer wissenschaftlichen Tatsache in einem hohen Maße von der jeweiligen Epoche abhängt, in der sie stattfindet. Die „gut erzogenen“ und in gewisser Weise naiven Wissenschaftler verschließen ihre Augen vor diesen Prozessen, Politiker machen sich das neue Wissen zu eigen und nutzen es zur Darstellung ihres politischen Programms (vgl. Fleck 1939/2011, S. 329). Diffusion und Ansteckung wirken dabei gleichermaßen, und die vermeintliche wissenschaftliche Tatsache „drängt hinaus in die Köpfe der Menschen“ (Tenbruck 1984, S.24). Dort arbeitet das Wissen weiter, zu seiner weiteren Bearbeitung und Erforschung werden dann weitere Forschungsprogramme aufgelegt, für die jeweils „passendes Wissen“ (Fleck 1939/2011, S. 329) angefertigt wird. Fleck hat dazu folgende Zukunftsvision:

„Zu den politisch nötigen, vorher feststehenden Ergebnissen werden wir die Beweise beschaffen. Wir werden eine Planwirtschaft für das Denken einführen, freies Schaffen wird durch bürokratische Zentren ersetzt, Propaganda wird an die Stelle des autonomen Durchdringens der Gesellschaft treten.“ (Fleck 1939/2011, S. 329)

Nach Fleck (1939/2011) sind wissenschaftliche Tatsachen als Kollektivereignisse ein sozialer Vorgang. Wissen lässt sich somit nicht von seiner gesellschaftlichen Nutzung trennen, und es besteht auch die Gefahr, dass Wissen (und seine Produktion) politisch instrumentalisiert sowie in bestimmte, den Regierenden oder anderen Gruppierungen mit Partikularinteressen genehme Richtungen gelenkt werden kann. Ein markantes Beispiel für einen solchen Vorgang stellen heutzutage Rankings und Ratings als Ergebnis vergleichender Evaluationen dar. Frey (2007)⁷ spricht in diesem Zusammenhang sogar von „Evaluitis“ als einer neuen Krankheit.⁸

7 Frey kritisiert in seinem Beitrag „Evaluierungen, Evaluierungen ... Evaluitis“ das Ausmaß der Evaluationen an Hochschulen.

8 International ist sicherlich die OECD einer der „Marktführer“, was Rankings zu Bildung, Armut und Wohlbefinden angeht. Sie erstellt diese regelmäßig immer wieder neu,

Inwieweit aus solchen wechselnden und theoretisch nicht begründeten Sachstandsmessungen tatsächlich Empfehlungen für politische Entscheidungen abgeleitet werden können, ist mehr als fraglich. Wie Kirchgässner (2000) zutreffend bemerkt hat, können aus wechselnden Zustandsbeschreibungen allein keine Prognosen abgeleitet werden. Zwar könnten Erklärungen, wenn sie tatsächlich möglich würden, „auch für (bedingte) *Prognosen* verwendet werden“, jedoch bleibt zu beachten, dass hierbei soziale Prozesse und keine Naturvorgänge prognostiziert werden sollen. „Neben das allgemeine Induktionsproblem, tritt hier, soweit man den Individuen freien Willen und/oder Lernfähigkeit zubilligt, ein weiteres Problem: Die Menschen reagieren möglicherweise anders, als man dies bei der Erstellung der Prognose angenommen hat.“ (Kirchgässner 2000, S. 7) Jedoch ist aus der Sicht von Kirchgässner trotz allem, wenn auch problembehaftet,⁹ „mit solchen Prognosen [...] Politikberatung möglich“ (Kirchgässner 2000, S. 7).

Generell setzt die reflektierte Nutzung empirischer Befunde mit teilweise geringen Varianzklärungen eine hohe Sorgfaltspflicht seitens der Wissenschaftler und noch mehr von Seiten der Entscheider voraus, damit die beschränkte Geltung der Befunde nicht weit überdehnt und fehlerhaft interpretiert wird. Dies impliziert nicht nur fachliche Kenntnisse über die Ergebnisproduktion (die bei den Entscheidungsträgern in der Politik nicht unbedingt angenommen werden können), sondern auch einen ethisch verantwortungsbewussten Umgang mit den Befunden. Damit ist die Bedeutung der Ethik als Einfluss auf das Handeln sowohl von Auftraggebern als auch -nehmern angesprochen.

wodurch im Längsschnitt „Auf- und Absteiger“ wie z. B. in der Fußballbundesliga produziert werden, deren Auf- und Abstiege sich immer wieder zu null addieren. In Deutschland fertigt im Bereich der Hochschulen das 1994 auf „Initiative von Reinhard Mohn, dem Gründer der Bertelsmann Stiftung, und Professor Dr. Hans-Uwe Erichsen, dem damaligen Präsidenten der Hochschulrektorenkonferenz“ (CHE 2015, o.S.) entstandene gemeinnützige Centrum für Hochschulentwicklung (CHE) regelmäßig Rankings von Studiengängen deutscher Hochschulen an, die in der Fachwelt durchaus kritisch betrachtet werden (vgl. DGS 2012; 2015; Dessauer et al. 2014; Emrich/Gassmann/Meyer 2015).

- 9 Diese Argumentation erinnert an die durch Weick (1995) bekannt gemachte Allegorie von Szent-Gyorti und Holub: Eine Gruppe ungarischer Soldaten fand nach militärischen Manövern in den Schweizer Alpen nicht mehr in ihr Lager zurück, nach drei Tagen erschienen die Totgeglaubten jedoch wieder. Gefragt, wie das schwierige Unterfangen gelingen konnte, zieht ein Soldat eine Karte aus der Tasche, an der sie sich orientiert hatten. Es stellte sich jedoch heraus, dass es keine Karte der Schweizer Alpen, sondern eine der Pyrenäen war. Ohne diese Karte hätten die Soldaten jedoch nicht den Mut aufgebracht, den Rückweg anzutreten und hätten nicht überlebt. Die Moral von der Geschichte: Besser eine falsche Karte als gar keine.

3 Ethos der Forschung und Berufsethik der Evaluatoren

Wenn es aus unterschiedlichen Gründen zu Veränderungen in den Systemen kommt, beispielsweise durch die Einflussnahme des Staates in das System der Wissenschaft, kann dies zu veränderten Bedingungen für die Wissenschaft und Forschung in den Hochschulen führen. Nach Merton (1942/1973, S. 268 ff.) müssen sich wie schon angesprochen alle Wissenschaftler in einem solchen Umfeld grundsätzlich an vier Normen halten: Universalismus, Kommunitarismus, Uneigennützigkeit und organisierter Skeptizismus.¹⁰ Diese vier Normen wurden später von Ziman (2000) noch explizit um diejenige der Originalität ergänzt (wobei Mertons Normen Originalität bereits implizit enthielten) und nachfolgend als CUDOS-Normen bezeichnet (vgl. Kalleberg 2007). Die DFG hatte 1997 anlässlich eines „besonders schwerwiegende[n] Fall[s]“ Empfehlungen bzw. Vorschläge zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis herausgegeben und 2013 ergänzt. Die Empfehlungen wurden auch in englischer Sprache veröffentlicht, damit sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus anderen Ländern in Deutschland daran orientieren können (vgl. DFG 2013). Innerhalb der 17 Empfehlungen finden sich die CUDOS-Normen teilweise explizit, teilweise implizit wieder.

Universalismus wird nicht direkt empfohlen, jedoch wird innerhalb des Teilschnitts zu Veröffentlichungen darauf verwiesen, dass ein Doppelt-Blind-Verfahren bei der Begutachtung von Beiträgen übliche Praxis sei. Auch Kommunitarismus wird eher implizit behandelt, viele Empfehlungen befassen sich mit der Veröffentlichung von Ergebnissen, zudem wird in Empfehlung 1 zur guten wissenschaftlichen Praxis angemerkt, dass „Resultate zu dokumentieren“ sind (DFG 2013, S. 15). Der organisierte Skeptizismus wird explizit in der Empfehlung 1 erwähnt, alle Forscher seien angehalten, „alle Ergebnisse konsequent selbst anzuzweifeln“ (DFG 2013, S. 15). In der Empfehlung 6 zu den Leistungs- und Bewertungskriterien, der Empfehlung 12 zu den wissenschaftlichen Zeitschriften und unter dem Thema Veröffentlichung wird Originalität als Norm aufgegriffen und als wichtiger Faktor benannt.

Empfehlung 2 der DFG wurde von vielen deutschen Hochschulen umgesetzt, so dass sie nun ihre eigenen Grundsätze zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis veröffentlichten; die DFG empfiehlt zudem, wie an der Universität des Saarlandes erfolgt, alle Universitätsmitglieder auf diese Grundsätze zu verpflichten (DFG 2013, S. 15; vgl. Universität des Saarlandes 2001).¹¹

10 Damit steht am Anfang des rationalen Forschungsprozesses ein nicht rational begründbarer Akt der normativen Verständigung, also Wissenschaft als eine Art „Kirche der Vernunft“ (Emrich/Pitsch 2015).

11 „Jedes Mitglied der Universität trägt die Verantwortung dafür, dass diese Prinzipien von

Ob diese Normen jedoch auch von den Mitgliedern der Universitäten in der wissenschaftlichen Praxis eingehalten werden, ist eine andere Frage. Eine Befragung unter den wissenschaftlichen Mitarbeitern einer Universität ergab folgende Mittelwerte auf einer elfstufigen Skala von 0 „stimme überhaupt nicht zu“ bis 10 „stimme voll und ganz zu“ (vgl. Gassmann 2018, S. 235 ff.):

Tabelle 1: Zustimmung zu den CUDOS-Normen unter den wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern einer Universität (vgl. Gassmann 2018, S. 253)

Ich bin der Meinung,...	N	Mittelwert	Standardabweichung
... dass Forschung unabhängig von ihrem Verfasser oder ihrer Verfasserin beurteilt werden soll.	401	9,6	2,8
... dass die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung als Produkt sozialer Zusammenarbeit allen zur freien Verfügung gestellt werden sollten.	397	8,9	3,3
... dass ein Wissenschaftler/eine Wissenschaftlerin vor allem Wissensdurst, Neugier und altruistisches Interesse am Wohlergehen der Menschheit mitbringen sollte.	396	8,4	3,2
... dass ein Wissenschaftler/eine Wissenschaftlerin skeptisch sein sollte gegenüber Forschungsergebnissen, sowohl in methodologischer als auch institutioneller Weise.	400	9,5	2,7

Die Zustimmungswerte sind insgesamt mit Werten über 9 und 8 als äußerst hoch einzuschätzen. Diese Normen stellen in gewisser Weise Idealvorstellungen dar; inwieweit sie in der praktischen Arbeit gelten, kann an dieser Stelle nicht geklärt werden

Für Evaluationen stellt sich dabei allerdings das Problem, dass diese sich gegenwärtig immer stärker vom Wissenschaftssystem entkoppeln und zunehmend durch Behörden, organisationsinterne Fachabteilungen, freie Gutachter, Consultings oder andere Formen von mehr oder weniger spezialisierten Serviceleistern durchgeführt werden. Eine Etablierung als eigenständige Disziplin ist allerdings selbst in den Vorreiterstaaten USA, Kanada und Australien nicht gelungen (vgl. Meyer 2015b), weshalb u. a. der Zugang zur Forschungsförderung nur eingeschränkt und zumeist über andere sozialwissenschaftliche Fächer (insbesondere die Erziehungswissenschaften, die Psychologie und die Soziologie, interessan-

ihm selbst und sämtlichen nachgeordneten Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen eingehalten werden. Sie bilden insbesondere einen festen Bestandteil der Lehre und der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses, dem nicht nur theoretische Kenntnisse und technische Fertigkeiten, sondern auch eine ethische Grundhaltung beim wissenschaftlichen Arbeiten vermittelt werden soll“ (Universität des Saarlandes 2001, S. 342 f.).

terweise weniger die Ökonomie) möglich ist (vgl. Stockmann/Meyer 2014, S. 49 f.). Das bedeutet, dass die Qualität von Evaluationen vergleichsweise wenig durch das wissenschaftliche System beeinflusst und kontrolliert werden kann, und so zumindest die Gefahr besteht, dass politisch motivierte Partikularinteressen die Art der Wissensproduktion dominieren und damit die Ergebnisse möglicherweise auch nach ihren Wünschen lenken.

Dem soll die Institutionalisierung von Evaluationsstandards und die Kontrolle von Evaluationsverbänden entgegenwirken, die ein eigenes Wertesystem und einen spezifischen Professionsethos entwickelt haben bzw. derzeit entwickeln. In Deutschland wurde 1997 ein Fachverband der Evaluation gegründet, die „(Deutsche) Gesellschaft für Evaluation“ (DeGEval).¹² Sie gehört damit zu einer Welle von Verbandsneugründungen in Europa, die sich seit der Jahrtausendwende rasch über die Welt ausgebreitet hat. Gegenwärtig existieren weltweit etwa 100 nationale Fachverbände und Evaluationsnetzwerke (sogenannte VOPE – Voluntary Organisations for Professional Evaluation), die in einem globalen Dachverband, dem IOCE (International Organisation for Cooperation in Evaluation) zusammengeschlossen sind (vgl. Meyer 2015c). Etwa ein Drittel dieser Organisationen hat – soweit dem IOCE mitgeteilt – bisher eigene Normen, Standards oder Ethik-Codes verabschiedet, die sich sehr häufig an den bereits 1975 entwickelten (Programm-)Evaluationsstandards des Joint Committee on Standards for Educational Evaluation¹³ orientieren. Dies gilt auch für die Evaluationsstandards der DeGEval.

In dieses Wertesystem sind die Auftraggeberinteressen eingebunden, und in manchen Sektoren dominieren letztere sehr stark den Markt in Form von Angebotsoligopolen (insbesondere im Bildungsbereich und in der Entwicklungszusammenarbeit). Dabei ist eine Veränderung der Interaktionsbeziehungen zu beachten. Soweit Forscher mit der Welt außerhalb der Wissenschaft Kontakt aufnehmen, sind sie gezwungen, in eine Interaktion mit ihren Auftraggebern

12 Im späteren Verlauf hat die DeGEval aufgrund der Entscheidung von luxemburgischen und österreichischen Kolleginnen und Kollegen, keinen eigenen Fachverband zu gründen, sondern sich in der DeGEval zu engagieren, das „Deutsche“ aus dem Namen entfernt und firmiert heute nur noch als „Gesellschaft für Evaluation“. Die eingeführte Abkürzung DeGEval wurde aber beibehalten. Gegenwärtig hat die DeGEval etwa 600 persönliche und 175 institutionelle Mitglieder, zu denen Universitätsinstitute, Consultingfirmen, Stiftungen, Verbände, staatliche Behörden und Ministerien gehören.

13 Mitglieder im nordamerikanischen JCSEE sind u. a. die Vorsitzenden der im Bildungsbereich aktiven Fachverbände, also neben den beiden Evaluationsgesellschaften AEA (American Evaluation Association) und CES (Canadian Evaluation Society) noch die American Psychological Association, die National Education Association, die American Educational Research Association, der University Council for Educational Administrators, die National Association for School Psychologists, die American Councelling Association und eine Reihe in der Bildungs- und Evaluationsforschung führenden Universitätsinstitute.

ezutreten. Somit sind auch Forscher an Hochschulinstituten zum Verbleib im Evaluationsgeschäft zunehmend gezwungen, eine solche Auftraggeber-Kunden-Beziehung einzugehen, in der eine durch fachwissenschaftliche Expertise begründete Asymmetrie mit einer macht- bzw. ressourcengebundenen Asymmetrie konkurriert. In der Folge ist der Auftragnehmer zusehends einem aus der Konkurrenzlogik resultierenden sozialen und wirtschaftlichen Druck ausgesetzt, den Auftraggeber als Kunden in die Produktion eines spezifisch auf sein Interesse hin ausgerichtetes Produkt einzubinden und sich dabei gegen zahlreiche Konkurrenten am Markt zu behaupten.

Die Frage für den weiteren Fortgang der Diskussion lautet damit: Wie kann man in einer als Dienstleistung im Markt betriebenen wissenschaftlichen Leistung Standards durchsetzen, die dem Ethos wissenschaftlicher Forschung entsprechen? Oder anders formuliert: Wie kann man in einer als Dienstleistung im Markt betriebenen wissenschaftlichen Leistung ein solches Maß an Standards sichern, welches das Ethos der Forschung substituiert, wobei sichergestellt sein sollte, dass die Substitution auch bei einem geringen Grad an entsprechender Internalisierung z. B. durch Anreizbewährung wirksam wird?

Diese Fragen richten sich zunächst an die Evaluationsfachgesellschaften und ihre Evaluationsstandards: Die Gesellschaft für Evaluation (DeGEval) verabschiedete 2001 ihre Standards zur Evaluation mit der Hoffnung, dass diese „einen substantiellen Beitrag zur Professionalisierung von Evaluation“ leisten. Die Standards wurden mittlerweile in der vierten Auflage veröffentlicht (DeGEval 2014, vgl. auch Stockmann 2007, S. 68).¹⁴ Die DeGEval-Standards bestehen aus vier grundlegenden Gruppen: Nützlichkeit, Durchführbarkeit, Fairness und Genauigkeit, die wiederum zur Präzision in insgesamt 25 Einzelstandards unterteilt sind (vgl. Stockmann 2007, S. 69). Dabei sollen die Nützlichkeitsstandards „sicher stellen, dass die Evaluation sich an den geklärten Evaluationszwecken sowie am Informationsbedarf der vorgesehenen Nutzer und Nutzerinnen ausrichtet“; die „Durchführbarkeitsstandards sollen sicher stellen, dass eine Evaluation realistisch, gut durchdacht, diplomatisch und kostenbewusst geplant und ausgeführt wird“; die „Fairnessstandards sollen sicher stellen, dass in einer Evaluation respektvoll und fair mit den betroffenen Personen und Gruppen umgegangen wird“, und die „Ge-

14 Gegenwärtig befinden sich die Standards in einem Revisionsverfahren der DeGEval. Eine vom Vorstand berufene Kommission (der u. a. Wolfgang Meyer angehört) hat einen Vorschlag erarbeitet, der den DeGEval-Mitgliedern im Rahmen der Jahrestagung 2015 zur Diskussion vorgestellt wurde. Bis zur nächsten Jahrestagung sollten Änderungsvorschläge diskutiert und eingearbeitet werden. Generell sind die Änderungen eher konservativ und dienen insbesondere der Bereinigung und Schärfung der logischen Stringenz, eine grundsätzliche Überarbeitung erfolgte nicht. Im Vergleich mit den Eingriffen der Überarbeitung des US-amerikanischen Vorbildes sind die Modifikationen bisher eher bescheiden geblieben und haben z. B. keinen Einfluss auf den hier vorgestellten Vergleich mit den CUDOS-Normen.

naugkeitsstandards sollen sicher stellen, dass eine Evaluation gültige Informationen und Ergebnisse zu dem jeweiligen Evaluationsgegenstand und den Evaluationsfragestellungen hervor bringt und vermittelt“ (alle Zitate: DeGEval 2014, o. S.).

Stockmann/Meyer/Schenke (2011) untersuchten mittels einer Online-Befragung, inwiefern sich Evaluatoren den Standards verpflichten und in welcher Form Evaluationen durch Auftraggeber, Projektverantwortliche oder andere Stakeholder beeinflusst werden. Die Zustimmung zum Item „Ein(e) gute(r) Evaluator(in) ist primär Evaluationsstandards verpflichtet“, wurde als besonders hoch eingeschätzt (vgl. Stockmann/Meyer/Schenke 2011, S. 52). Somit scheinen die Standards auf der Akzeptanzebene die Grundvoraussetzung zu erfüllen, um als Basis für eine Professionsethik für Evaluatoren im außeruniversitären und universitären Kontext dienen zu können.¹⁵

Fraglich ist indes, inwieweit die Evaluationsstandards kongruent mit den CUDOS-Normen sind und worin Gemeinsamkeiten sowie Unterschiede zwischen ethischen Prinzipien der Grundlagen- und der angewandten Forschung bestehen. In Tabelle 2 werden daher die Standards, auf denen das Ethos der Wissenschaft nach Merton beruht, und die DeGEval-Standards miteinander verglichen. Als wichtigstes Ergebnis dieses Vergleichs ist festzuhalten, dass die vier grundlegenden Evaluationsstandards und die 25 Einzelstandards abhängig von der vertraglichen Gestaltung der gegenseitigen Rechte und Pflichten teilweise in einem Widerspruch zu den CUDOS-Normen Mertons stehen können, ein Sachverhalt, der durch die Antizipation künftiger Marktchancen je nach Forschungsergebnis nochmals beeinflusst werden kann.

CUDOS-Normen stellen ebenso wie Evaluationsstandards Idealvorstellungen dar, die faktisch mit den praktischen Arbeiten der Wissenschaftler (wie der Evaluatoren) nicht übereinstimmen müssen. Inwieweit diese Vermutung zutrifft, kann an dieser Stelle nicht geklärt werden. Es gibt durchaus vereinzelte Befunde, wonach auch die Arbeit an universitärer Forschung in der Praxis durch Gegennormen geleitet ist und die Balance zwischen CUDOS-Normen und Gegennormen den Forschungsprozess organisatorisch bzw. in seinem Betrieb, nicht in der Idee, bestimmt.¹⁶ Ein zentraler Unterschied zwischen CUDOS-Normen und den DeGEval-Standards dürfte jedoch in den Sanktions-

15 Jedenfalls dann, wenn einmal von einer Verzerrung der Antworten durch das Problem der sozialen Erwünschtheit abgesehen wird (vgl. Flatau/Emrich/Pierdzioch 2014).

16 Emrich/Pitsch (2015, S. 87; vgl. auch S. 85-97) schreiben unter Bezug auf Mitroff (1974) und Spinner (1985): „Dass im Betrieb der Wissenschaft die sklavische Befolgung der CUDOS-Normen zum Erliegen des Wissenschaftsbetriebs führen würde, wird mit dem Begriff der Gegennormen [...] eingefangen. Einerseits werden z. B. Erkenntnisse der Allgemeinheit zur Verfügung gestellt, andererseits aber trachtet man auch nach Monopolisierung des eigenen Wissens etwa durch Patente oder durch militärische Geheimforschung, um andere gerade davon ausschließen zu können.“

Tabelle 2: Kongruenz der CUDOS-Normen und der DeGEval-Standards

Ebene	Mertons CUDOS-Normen (1942)	DeGEval-Standards (2014)	Kongruenz
Forscher/ Evaluator	Universalismus: Beurteilung der Forschung ohne Ansehen der Person	„N3 Glaubwürdigkeit und Kompetenz des Evaluators / der Evaluatorin Wer Evaluationen durchführt, soll persönlich glaubwürdig sowie methodisch und fachlich kompetent sein, damit bei den Evaluationsergebnissen ein Höchstmaß an Glaubwürdigkeit und Akzeptanz erreicht wird.“	Problematische Passung, Glaubwürdigkeit der Person des Evaluierenden (Ruf) vs. wertfreie Beurteilung der Forschung ohne Ansehen der Person. Die Glaubwürdigkeit der Forschung soll ohne Ansehen der Person erfolgen. Sowohl in der wissenschaftlichen Praxis als auch in der Evaluation funktioniert das zuweilen nicht.
Eigentümer/ Distribution der Ergebnisse	Kommunitarismus: die Ergebnisse gehören allen	„F5 Offenlegung der Ergebnisse Die Evaluationsergebnisse sollen allen Beteiligten und Betroffenen soweit wie möglich zugänglich gemacht werden.“	Grundsätzlich passungsfähig, allerdings bezieht sich der Anspruch der Evaluationsstandards nur auf eine eingeschränkte Öffentlichkeit der Beteiligten und Betroffenen und nicht auf die Allgemeinheit wie in der Wissenschaft. Dies impliziert die Möglichkeit, dass bestimmte Gruppen von der Nutzung von Evaluationsergebnissen ausgeschlossen werden können.
Interesse der Beteiligten, Zweck der Forschung/ Evaluation	Uneigennützigkeit, Wissensdurst, Neugier: altruistisches Interesse am Wohlergehen der Menschheit	„N1 Identifizierung der Beteiligten und Betroffenen Die am Evaluationsgegenstand beteiligten oder von ihm betroffenen Personen bzw. Personengruppen sollen identifiziert werden, damit deren Interessen geklärt und so weit wie möglich bei der Anlage der Evaluation berücksichtigt werden können.“	Nicht passungsfähig, Evaluation richtet sich am Interesse der Beteiligten und am Zweck der Evaluation aus, im Gegensatz zu Wissenschaft, die an Neugier des Forschers und Zweckgebundenheit der Forschung und am Wohlergehen der Menschheit orientiert ist .
	Originalität Das Verhältnis eigener Leistungen zu denen der Vorgänger muss offen gelegt werden, um die Innovation in ihrer Originalität zu erkennen.	„N2 Klärung der Evaluationszwecke Es soll deutlich bestimmt sein, welche Zwecke mit der Evaluation verfolgt werden, so dass die Beteiligten und Betroffenen Position dazu beziehen können und das Evaluationsteam einen klaren Arbeitsauftrag verfolgen kann.“	Eingeschränkte Passung, Originalität nur innerhalb des Zwecks der Evaluation.
Öffentlichkeit/ Transparenz	organisierter Skeptizismus: gegenüber der eigenen und der Arbeit anderer	„G9 Meta-Evaluation Um Meta-Evaluationen zu ermöglichen, sollen Evaluationen in geeigneter Form dokumentiert und archiviert werden.“	Grundsätzlich passungsfähig, allerdings ist der Grad der Transparenz abhängig von Entscheidungen der beteiligten Akteure. Jedoch: „Metaevaluationen stellen nicht nur in Deutschland eher eine Rarität dar.“ (Stockmann/Silvestrini 2013)

mechanismen bei Entdeckung von Normverletzungen bestehen bzw. generell in der Offenlegung von Normverletzungen durch institutionalisierte Überwachungsmechanismen. So lässt sich für die DeGEval-Standards, darin Stockmann/Meyer/Schenke (2011) folgend, sagen, dass sie innerhalb der Evaluationsgemeinschaft dem Namen nach weit verbreitet sind und auch von Auftraggebern als Orientierungsmaßstab verwendet werden. Als „Maximalstandards“ setzen sie jedoch eher Anreize zur Qualitätssteigerung als dass sie der Qualitätssicherung dienen. Zudem sind Zweifel berechtigt, ob die DeGEval-Standards jenseits der organisierten Evaluatoren und Auftraggeber bekannt sind.¹⁷ Über Sanktionen bei Verletzungen der Standards und institutionalisierte Überwachungsformen ist jedoch nichts bekannt.

Bezogen auf den organisierten Skeptizismus lassen sich normative Spannungslinien feststellen. Sicherlich sind Irrtümer in der Evaluation nicht verboten, es ist aber aus Marktgründen auch häufig nicht wünschenswert einer Einstellung zu folgen, „die zugibt, dass ich mich irren kann, dass du recht haben kannst und dass wir zusammen vielleicht der Wahrheit auf die Spur kommen werden“ (Popper 1958, S. 276). Organisierter Skeptizismus oder die Haltung, Irrtümer nicht nur zuzulassen, sondern zur Grundlage des Forschens zu machen, ist nur eingeschränkt mit Auftragsforschung kompatibel, kann sich doch angewandte Sozialforschung, zumal wenn sie im freien Evaluationsmarkt operiert, diesen „Luxus“ meist „nicht leisten“ (Kromrey 2003, S. 5).¹⁸ Der „organisierte Skeptizismus“ mit seinen Freiräumen von Versuch und Irrtum gerät in der anwendungsbezogenen Forschung in das Spannungsfeld von Interessen handelnder Akteure und deren Nutzungswünschen. Dies äußert sich wie beschrieben in dem Anspruch, mit möglichst geringen Mitteln nach einem festgesetzten Plan irrtumsfreie Ergebnisse zu produzieren und führt geradezu zwangsläufig zum Scheitern. Wissensfort-

17 Allerdings ist festzuhalten, dass global gesehen die Evaluationsgesellschaften und auch die führenden internationalen Akteure (UN, Weltbank, OECD) vergleichbare Normsysteme hervorgebracht haben, die sich nur in erstaunlich wenig Nuancen unterscheiden, und keine grundsätzlich gegensätzlichen Ansätze vorliegen (mit Ausnahme des Status der Normen: in der angelsächsischen Welt dominieren Standards, während in der frankophonen Kultur Ethikcodes präferiert werden). Fast alle dieser Normen orientieren sich an den in den 1980er Jahren entwickelten „Joint Committee Standards“ (vgl. Yarbrough et al. 2011) und modifizieren diese entsprechend einiger Teilaspekte.

18 Angesichts der Unvermeidlichkeit von Irrtümern tritt als weitere Bedingung die Eindrucksmanipulation als Technik hinzu. Mit medialer Hilfe kommt es auch auf das „Verkaufen“ der Befunde an, die eben überzeugend an die Frau bzw. an den Mann gebracht werden müssen. Dies mag ein Grund dafür sein, warum viele Evaluatoren und Evaluatoredinnen bekennende Konstruktivistinnen sind, die subjektive Werturteile als konstitutives Element ihrer wissenschaftlichen Arbeit verstehen und den in der Grundlagenforschung dominierenden, theoriestendenden „Positivismus“ z. T. vehement ablehnen (vgl. Meyer/Funk/Nguyen 2015, S. 296 ff.).

schritt kann dann durch „Abqualifizierung“ der wissenschaftlichen Ergebnisse und Interpretationen als „eine Meinung unter Vielen“ verhindert werden. Dementsprechend muss sich die Berufsethik der Evaluatoren und das Kompendium der Normen viel stärker relational auf die Beziehungen zwischen den beteiligten Akteuren ausrichten als die eher individuellen, auf die Person des Forschers fixierten ethischen Regeln des Wissenschaftssystems. Auf der Ebene der Normen entstehen deshalb insbesondere bezüglich Altruismus und Universalismus diametral entgegenlaufende Wertsysteme. Die Akzeptanz und Nutzung wissenschaftlicher Befunde – und damit die Überwindung des Skeptizismus nicht nur der Forscher, sondern auch der anderen Beteiligten – stellt paradoxerweise das zentrale Erfolgskriterium von Evaluation dar. Hierin unterscheidet sie sich von der Grundlagenforschung, wobei es allerdings – wie im nächsten Abschnitt zu zeigen ist – gerade in dieser Hinsicht fundamentale Differenzierungen bezüglich der unterschiedlichen Aufgaben und Formen von Evaluation gibt.

Generell ist festzuhalten, dass in den Evaluationsstandards die handelnden Akteure ein viel stärkeres Gewicht erhalten und sich von den wissenschaftlichen Postulaten der Wertfreiheit und Personenunabhängigkeit gelöst wird/gelöst werden muss. Die Evaluationsforschung ist sich durchaus bewusst, dass sie sich in einem Spannungsfeld von unterschiedlichen Interessen handelnder Akteure und deren Nutzungswünschen bewegt, und sie versucht, mit Hilfe von „Maximalstandards“ einen fairen und gerechten Umgang im Evaluationsprozess anzuleiten. Auf der anderen Seite orientieren sich die Standards der Grundlagenforschung ebenfalls an einer Utopie, die allerdings in die entgegengesetzte Richtung weist: Wissenschaftliche Forschung erfolgt idealtypisch aus altruistischen Motiven und „ohne Ansehen der Person“ allein aus den fachlichen individuellen Interessen und Entscheidungen des Forschers heraus.¹⁹ Ein

19 An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, dass dieses wohl von der Mehrheit der Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen anerkannte Wissenschaftsverständnis auch auf Widerspruch gestoßen ist und immer noch stößt. In der Wissenschaftstheorie gab es drei große Debatten, die sich gegen den „kritischen Rationalismus“ als Leitregel der Wissenschaft gewendet haben: erstens der von Max Weber ausgelöste „Werturteilsstreit“ (vgl. Albert/Topitsch 1971) mit den sogenannten „Kathedersozialisten“ um Gustav Schmoller, in dem es primär um die Frage ging, ob Wissenschaft normative Aussagen zur Rechtfertigung wertgeleiteten politischen Handelns liefern kann oder nicht. Diese Problematik hat Kromrey (2001; 2003) auch in die Evaluationsforschung eingeführt und diskutiert. Zweitens hat die „Frankfurter Schule“ um Theodor Adorno und Jürgen Habermas in den 1960er Jahren im „Positivismusstreit“ (vgl. Adorno et al. 1978) eine heftige Debatte über die politische Rolle von Wissenschaft geführt und dabei das Werturteilspostulat vehement in Frage gestellt. Drittens schließlich entwickelte sich in den 1970er Jahren zunehmend eine „konstruktivistische Sozialphilosophie“, die ausgehend von den Überlegungen Thomas Kuhns in Deutschland vor allem in der „Konstanzer Schule“ um Jürgen Mittelstraß vorangetrieben wurde. Generell stellt der Konstruktivismus die Möglichkeit objek-

„guter Forscher“ stellt sich somit allein in den Dienst der Sache und ist bereit (und in der Lage), seine eigenen Forschungsarbeiten wie auch den allgemeinen Stand der Forschung kritisch zu hinterfragen. Während die Evaluationsstandards also eine möglichst perfekte Integration der Interessen anstreben, geht es bei den wissenschaftlichen Standards um eine ebenso perfekte Loslösung von Interessen (die des Forschers miteingeschlossen).

Indem sich die Evaluationsforschung in einem zentralen Punkt vom wissenschaftlichen Ideal der wertfreien, personenunabhängigen Forschung absetzt (und hier eher den Ideen einer wissenschaftstheoretischen Minderheitenposition folgt), stellt sich natürlich die Frage, wie auf diesem Wege wissenschaftliche Redlichkeit gewährleistet und eine Abqualifizierung der gewonnenen Erkenntnisse als „eine Meinung unter Vielen“ – gleichrangig zu jeder anderen „Konstruktion von Wirklichkeit“ – vermieden werden kann.

4 Präferenzen der Auftraggeber und Evaluatoren nach den Evaluationsarten

Nach Stockmann und Meyer (2014, S. 74) kennzeichnen sechs Merkmale eine wissenschaftliche Evaluation²⁰, nämlich dass sie:

- „(1) auf einen klar definierten Gegenstand (z. B. politische Interventionsmaßnahmen, Projekte, Programme, Policies etc.) bezogen [ist],
- (2) für die Informationsgenerierung objektivierende empirische Datenerhebungsmethoden einsetzt und
- (3) die Bewertung anhand explizit auf den zu evaluierenden Sachverhalt und anhand präzise festgelegter und offengelegter Kriterien

tiver, allgemeingültiger Erkenntnis in Frage und versteht Wissenschaft als subjektive Rekonstruktion der Wirklichkeit durch die Forschenden (als Überblick vgl. Pörksen 2011). In die Soziologie hielt dieses Denken Einzug primär durch die Arbeiten von Peter L. Berger und Thomas Luckmann (vgl. Berger/Luckmann 1969/1980). Ihrer Sicht des Konstruktivismus allgemein und der Wissenssoziologie im Besonderen zufolge ist Wissenschaft allerdings keineswegs reine „subjektive Rekonstruktion“, sondern eine Frage der gesellschaftlich induzierten Perspektivität, was aber keineswegs mit Subjektivität gleichzusetzen ist, sondern der Möglichkeit intersubjektiver Überprüfbarkeit durch den Forscher unterliegt. Die Wissenssoziologie Berger/Luckmanns richtet sich somit auf die Analyse des Zusammenhangs von *Gesellschaft* als „objektiver“ und „subjektiver“ Wirklichkeit.

20 Die Evaluationsforschung hat sich in den 1980er Jahren in den USA als sozialwissenschaftliches Anwendungsgebiet etabliert und seit der Zeit ausgesprochen dynamisch entwickelt. In diesem Zeitraum sind immer wieder Versuche unternommen worden, den Gegenstand der Evaluation als wissenschaftliche Aktivität zu fassen und gegenüber benachbarten Formen (z. B. Controlling, Auditing oder Qualitätsmanagement) abzugrenzen.

- (4) mit Hilfe systematisch vergleichender Verfahren vorgenommen wird. Die Evaluation wird
- (5) in der Regel von dafür besonders befähigten Personen (Evaluatoren) durchgeführt
- (6) mit dem Ziel, auf den Evaluationsgegenstand bezogene Entscheidungen zu treffen.“

Diese Merkmale grenzen den Evaluationsbegriff insbesondere im Vergleich zur alltäglichen Bedeutung, wonach Evaluation „nichts weiter als ‚Bewertung‘“ ist, also „irgend etwas [sic!] [...] wird von irgend jemandem [sic!] nach irgendwelchen Kriterien in irgendeiner Weise bewertet“, klar und präzise ab (Kromrey 2001, S. 106; vgl. weitere Definitionen bei Stockmann/Meyer 2014, S. 72), und zwar im Sinne einer Präzisierung des Common Knowledge über Evaluation. Dazu und zur klareren Einordnung der Interessen und Präferenzen der Evaluatoren und Auftraggeber werden wir im Folgenden Evaluationen nach den von Stockmann und Meyer beschriebenen Merkmalen begreifen und uns zudem auf Projekt- und Programmevaluationen beschränken.

Nach Stockmann/Meyer (2014, S. 83 f.) können Evaluationen nach unterschiedlichen Dimensionen klassifiziert werden. So sind drei Analyseperspektiven zu differenzieren. Evaluationen können vor (ex-ante), währenddessen (ongoing) oder nach (ex-post) der Durchführung einer Maßnahme, eines Projekts oder Programms durchgeführt werden. Evaluationen können je nachdem, wann sie einsetzen, somit eher einen formativen, begleitenden, prozessorientierten oder einen eher summativen, bilanzierenden Charakter aufweisen (vgl. Stockmann/Meyer 2014, S. 83). Zudem können Evaluationen unterschiedliche Intentionen haben, daher sind bei der Evaluation von Projekten und Programmen grundsätzlich vier Leitfunktionen zu unterscheiden: „(1) Gewinnung von Erkenntnissen, (2) Ausübung von Kontrolle, (3) Auslösung von Entwicklungs- und Lernprozessen, (4) Legitimation der durchgeführten Maßnahmen, Projekte oder Programme“ (Stockmann/Meyer 2014, S. 81); dabei können Evaluationen auch mehrere Funktionen haben. Mit den Funktionen sind unterschiedliche Asymmetrien im unvollständigen Vertrag zwischen Evaluator und Auftraggeber angesprochen (vgl. dazu Emrich 2015).

Insofern ist es erwartbar, wenn Stockmann/Meyer/Schenke (2011, S. 58) berichten, dass je nach Art der Evaluation, d. h. je nachdem, welche Funktion und welches Konzept im Vordergrund steht, unterschiedliche Beeinflussungen bzw. Versuche der Beeinflussung auftraten. Dabei beschreiben die Evaluatoren Beeinflussung aus ihrer Sicht. Beeinflussung stellt ein soziales Konstrukt dar und muss als solches eben nicht nur nach Person und Gruppe unterschieden werden, sondern vor allem auch nach dem Zeitpunkt im Interaktionsverlauf zwischen Principal und Agent. Beeinflussungen fanden nach den Ergebnissen der Befragung häufiger bei summativen Evaluationen statt (vgl. Stockmann/Meyer/Schenke 2011, S. 58). Die Autoren vermuten, dass dies dem Umstand geschuldet ist, dass summative Evaluationen meist eher eine Legitimationsfunktion und/oder eine Kontrollfunktion haben. Auf der anderen Seite sind bei formativen Evaluationen

Einflussnahmen quasi selbstverständliche Bestandteile eines interaktiven, gemeinsam gestalteten Prozesses und werden von den Evaluierenden häufig nicht als Eingriff in ihre eigene (Bewertungs-)Aufgabe wahrgenommen.

Das heißt, je nach der Funktion bzw. dem Zeitpunkt der Evaluation haben Auftraggeber und Auftragnehmer jeweils unterschiedliche Erwartungen (vgl. Emrich 2015), weshalb auch unterschiedliche Einstellungen bezüglich ehrlicher Forschung und affirmativer Forschung zu erwarten sind. Nach Emrich werden Auftraggeber, die an Erkenntnis oder Lernen interessiert sind, eher ehrliche Forschung präferieren, und eher affirmative Forschung, wenn Projekte oder Programme legitimiert werden sollen. Wenn die Kontrollfunktion im Vordergrund steht, ist die Position des Auftraggebers eher indifferent einzuschätzen. In der Praxis sind allerdings Kontrolle und Legitimation meist eng verbunden, da ohne die Kontrollfunktion im Grunde keine Legitimation möglich ist, daher wäre hier eher affirmative Forschung zu erwarten. Wenn jedoch eine Evaluation die Funktion der Kontrolle ohne Legitimation verfolgt, müsste auch hier eher ehrliche Forschung gewünscht sein, da nur durch ehrliche Forschung „Erfolgs“-Kriterien wie Effektivität, Effizienz, Akzeptanz oder Nachhaltigkeit“ (Stockmann/Meyer 2014, S. 82) überprüft werden können und so Kontrolle im eigentlichen Sinne möglich wird.

Demnach wäre von Seiten der Auftraggeber vor allem dann affirmative Forschung zu erwarten, wenn Legitimation die zentrale Funktion der Evaluation darstellt. Ein weiteres wichtiges Detail, welches zu weniger oder mehr Beeinflussung führen kann und auch mit der Funktion der Evaluation in Zusammenhang steht, betrifft die Frage, ob Evaluationsberichte veröffentlicht werden oder nicht. Unter der Annahme, dass die Veröffentlichung zu einer stärkeren Überprüfung durch andere Evaluatoren führte und damit der organisierte Skeptizismus nach Merton in das Evaluationssystem Einzug hielte, wäre zu erwarten, dass sowohl der Auftraggeber als auch der Evaluator ein erhöhtes Interesse an ehrlicher Forschung haben sollten, da Fehlverhalten auffallen würde (oder zumindest das Risiko hierzu bestünde). Das wissenschaftliche System beruht auf Vertrauen und Redlichkeit und ist damit in einem bestimmten Ausmaß besonders anfällig für böswillige Fälschung mit geradezu kriminellen Anwendungen (s. Fußnote 3). Je nach Konstellation kann somit ein Veröffentlichungsdruck auf die Auftraggeber und das möglicherweise vorhandene mediale Interesse an den Ergebnissen (welches jedoch in der Praxis eher gering ausgeprägt ist, vgl. Stockmann/ Meyer 2014, S. 45 f.) zu einem erhöhten Druck auf die Evaluatoren zur Bereitstellung von affirmativen Ergebnissen führen.²¹

21 Der Auftraggeber kann dies dadurch beeinflussen, dass das Ziel der Evaluation einschränkend formuliert wird oder gewisse Informationen dem Evaluator nicht zur Verfügung gestellt werden. Das Verschweigen von Informationen seitens der Auftraggeber o-

Selbstverständlich hängt die Verhaltensweise nicht nur von der Art des Evaluationsauftrags und dessen Funktion innerhalb eines sozialen Systems ab, sondern auch von den Akteuren selbst. Das Spektrum an Organisationen und Personen, die Evaluationen in Auftrag geben oder durchführen, ist sehr groß, und dies hat unterschiedliche Konsequenzen für die Frage, wie hoch das erwartbare Risiko affirmativer bzw. die Chance ehrlicher Forschung sein wird.

5 Präferenzen der Auftraggeber und Evaluatoren nach Typen

Nicht nur die Dynamik der Interaktion und die Interessenlage bestimmen das asymmetrische Verhältnis zwischen Evaluator und Auftraggeber, mit hinein wirkt auch die Produktionsfunktion der Auftraggeber, also die Frage, wie viele und welche Güter unter welchen Bedingungen von ihnen produziert werden und wie sie die Legitimität dieser Produktion sicherstellen (vgl. zur Bewältigung der Spannungslinien von Produktions- und Legitimationsfunktionen Brunsson 2002). Ob eine Organisation die Spannungslinie zwischen Produktions- und Legitimationsfunktion durch mehr oder minder systematische Entkopplung von Entscheiden, Reden und Handeln bewältigt oder Legitimität durch Evaluation produzieren lässt, ist eine unternehmerische Entscheidung, in die auch die Güterstruktur eingeht. Je mehr es sich um meritorische Güter (vgl. Musgrave 2005) handelt, umso häufiger dürften moralische Unternehmer (vgl. Emrich/Pierdzioch 2016) am Werk und umso größer dürfte das Interesse der Auftraggeber sein, affirmative Bestätigung durch Evaluation produzieren zu lassen, um den Strom der Steuermittel, die zur Produktion dieser Güter eingesetzt werden, nicht versiegen zu lassen (vgl. Kap. 6). Dabei gewinnt die mediale Kommunikation von Problemlagen (ungeachtet ihrer realen Existenz; vgl. z. B. Anthonj/Emrich/ Pierdzioch 2015) und von Evaluationsbefunden besondere Bedeutung. Im Fall öffentlicher Güter dürfte je nach Auftraggeber ein weites Spektrum an Motiven denkbar und im Fall privater Güter, die in einem Markt veräußert werden, nochmals andere Interessenlagen erkennbar sein. Tabelle 3 zeigt Typen von Auftraggebern und die produzierten Güter im Kontext ihrer unterschiedlichen Präferenzstrukturen.

Wie die gezielte Produktion von Legitimität durch Evaluation ins Werk gesetzt wird, ist eine offene Frage. Denkbar sind die verschiedensten Formen des schon von Herodot erwähnten stummen Handels (vgl. Hennig 1917), also jenen Formen des Einverständnishandelns (vgl. Weber 1913/1988, S. 456), die

der der Projektverantwortlichen gegenüber dem Evaluator kann im Grunde aus Sicht der Auftraggeber und Projektverantwortlichen eine sinnvolle Strategie darstellen, um affirmative Forschung zu produzieren. Die Beeinflussung erfolgt dann im Idealfall so, dass der Evaluator dies nicht bemerkt

durch gezielte Auswahl der Auftragnehmer innere Spannungslinien beim Evaluator vermeiden helfen – bis hin zu Formen der gezielten Technik von Verdecken durch Offenlegen, wenn nur bestimmte Informationen bereitgestellt werden, oder bis hin zum tatsächlich ergebnisoffenen Auftrag.

Tabelle 3: Typen von Auftraggebern

Typen von Auftraggebern nach der Art der produzierten Güter (Maßnahmen, Projekte, Programme)	Überlegungen zur Präferenz der Art der Forschung
administrativer Auftraggeber (z.B. Ministerien, Kommunen): public goods	unklar, beides denkbar, je nach Art der Evaluation (Erkenntnis- oder Legitimationsfunktion), ob der Bericht veröffentlicht wird, und wer Initiator des Projekts war (Parteiinteressen /Wiederwahl)
privatwirtschaftliche Unternehmen: private goods	eher ehrlich, da Gewinnmaximierung als Interesse vorliegt und nur rentable Projekte finanziert werden sollen (wenn Kontrollfunktion primär ist), allerdings kann das Ziel der Gewinnmaximierung einer Legitimation der am Markt zu platzierenden Produkte bedürfen (z. B. im Fall von Fair-Trade Produkten oder bei der Frage, ob für die Produktion auf Kinderarbeit gesetzt werden darf)
gemeinnützige Vereine/Stiftungen, Idealisten (abhängig von Spenden): meritorische Güter	unklar, eher unehrlich, wenn sonst Spenden ausbleiben, eher ehrlich, wenn idealistische Organisationen (Prinzipien wie Wahrheit und Ehrlichkeit verpflichtet); allerdings kann sich gerade in idealistischen Organisationen Dogmatismus ausbreiten („wir sind die Guten“), was wiederum einen selektiven Umgang mit Evaluationsergebnissen begünstigen kann

Nach der Art der Finanzierung und dem Wirkungsort lassen sich verschiedene Typen von Evaluationsanbietern unterscheiden, für die jeweils ein unterschiedlicher Konkurrenz- und Anpassungsdruck vermutet werden kann (s. Tabelle 4).

Auftraggeber und Evaluatoren haben mitunter nach der Art der Güter, die sie produzieren, dem Ort des Wirkens und ihrer Finanzierung unterschiedliche Interessen, wodurch sich ihre Tendenz für ehrliche oder affirmative Forschung unterscheidet. Bei den Auftraggebern ist es nach Tabelle 3 somit durchaus denkbar, dass die Art der Evaluation nochmals einen Einfluss darauf hat, ob versucht wird, den Evaluator zu beeinflussen. Grundsätzlich ist es jedoch insgesamt unklar, wie sich die Auftraggeber verhalten.

Bezüglich der Unterteilung der Evaluatoren zeichnet sich aufgrund der Interessen zumindest für eine Gruppe ein eindeutiges Bild ab. Universitäre Evaluationsforscher, die aufgrund der Finanzierung durch unbeteiligte Dritte allein dem Erkenntnisinteresse unterliegen, dürften zu jenen zählen, von denen man am ehesten ehrliche Forschung erwarten kann. Affirmativ gegenüber den Auftraggebern können sich diese ja aufgrund des Fehlens eines Auftragsgebers

nicht verhalten. Die Gruppe derer, die öffentlich finanziert wird, jedoch außeruniversitär agiert, müsste sich auch eher ehrlich verhalten, jedoch zieht diese Gruppe ihren Legitimationsbestand aus der Durchführung bestimmter Evaluationen. Hier wäre somit nicht zu erwarten, dass ehrliche Forschung betrieben wird, wenn ihr Bestehen durch ein Evaluationsergebnis in Frage gestellt werden würde, beispielsweise weil ein bislang behauptetes Phänomen gar nicht existiert, oder die entsprechenden Probleme durch die Agentur nicht bearbeitbar sind. Von privatwirtschaftlichen Evaluationsanbietern, die von den Auftraggebern bezahlt werden, wäre zu erwarten, dass sie sich entsprechend der Wünsche der Auftraggeber verhalten. Die drittmittelfinanzierte universitäre Forschung stellt sicherlich eine der interessantesten Gruppen dar. Grundsätzlich würde man annehmen, dass sich diese, da sie sich den CUDOS-Normen verpflichtet fühlen, ehrlich verhalten. Jedoch können Anreize und Gegebenheiten geschaffen werden, wie beispielsweise der Anspruch, dass sich Institute komplett über Drittmittel finanzieren sollen oder die Not der Weiterfinanzierung von Mitarbeiterstellen, die dazu führen, dass Forscher anfällig für Regelverstöße werden und sich affirmativ zeigen.

Tabelle 4: Typen von Evaluationsanbietern nach der Finanzierung und dem Wirkungsort

Typen von Evaluatoren	nach Ort des Wirkens	
	außeruniversitär	universitär
nach Art der Finanzierung		
Steuergelder (teilweise oder gesamt)	Einrichtungen, welche wie die öffentliche Hand fungieren (z. B. AQS in Rheinland Pfalz, das DEval und die OECD)	Unabhängige Evaluationsforschung mit Eigenmitteln der Universität bzw. von Auftraggebern, die unabhängig vom Evaluationsgegenstand und der Durchführungsorganisation sind, ohne reglementierende Vorgaben zur Evaluation
privatwirtschaftlich (administrative Geldgeber eingeschlossen)	Unternehmen, die sich im klassischen Sinn unternehmerisch im Sinne angewandter Wissenschaft im Markt betätigen und dann Einkommen erzielen, wenn sie Evaluationsaufträge erhalten und ausführen	Drittmittelfinanzierte Auftragsforschung, die sich am Evaluationsmarkt unternehmerisch betätigt und sich je nach Auftraggebern an den Overhead Regeln der EU ausrichtet

6 Einfluss bei öffentlich finanzierten Gütern und die Rolle der Medien

Wesentlich komplexer wird die Interaktion von Auftraggeber und Evaluator im Fall der Evaluation von öffentlich finanzierten Produzenten von Gütern für Dritte, insbesondere für moralische Unternehmer, die ein öffentlich als bearbeitungsnotwendig anerkanntes Problemfeld bearbeiten und die der Legitimation durch

die öffentliche Meinung bedürfen.²² Solche Organisationen benötigen zwecks Ausübung ihrer Produktionsfunktion bzw. der medial als wirksam inszenierten Darstellung ihrer Produktionsfunktion in hohem Maße öffentliche Akzeptanz und haben demzufolge einen sehr hohen Legitimationsdruck. Klaffen Produktions- und Legitimationsfunktion auseinander, wird dies intern durch die Entkopplungen von Entscheiden, Reden und Handeln gelöst, was aber nur bis zu einem bestimmten Punkt gelingt. Ansonsten droht eine öffentlich kommunizierte Krise. Insofern sind diese Organisationen immer darauf angewiesen, systematisch Impressionsmanagement zu betreiben, also ihre Kommunikation über ihre Organisation und ihre Leistungen möglichst zu standardisieren. Damit wird die mediale Berichterstattung über die Organisation und den Grad der Erfüllung ihrer Produktionsfunktion zu einem wichtigen Element der Produktion von Legitimation oder Gefährdung von Legitimation.

Die Interaktion zwischen Auftraggeber und Evaluator wird hier durch einen dritten Akteur beeinflusst. In diesem Fall muss man also die mediale Kommunikation über das Ergebnis der Evaluation berücksichtigen, die hohen Einfluss auf die Legitimation der Güterproduktion der Organisation und damit auf den Mittelzufluss hat. Die Medien haben in diesem Zusammenhang die Möglichkeit, wahrheitsgetreu zu berichten, sie können aber auch einen positiven Bericht negativ darstellen bzw. kommentieren und umgekehrt. Dies führt bei öffentlicher Auftragsvergabe und unerprobten Interaktionsbeziehungen zu erhöhten Risiken und nicht vorhersehbaren Wirkungen medialer Kommunikation, die durch stochastische Einflüsse bei der Darstellung angesichts von Verständnisschwierigkeiten auf medialer Seite gesteigert werden können.

Aus der im Normalfall schwierig kontrollierbaren medial kommunizierten Meinung folgt, dass für die Auswahl des Evaluators unabhängig von seiner tatsächlichen Motivation dessen Reputation als korrekter Forscher im Markt entscheidend sein kann. Vorausgesetzt, hohe Reputation und Wahrscheinlichkeit für affirmative Forschung verhalten sich bis zu einem gewissen Punkt gegenläufig, ist der Auftraggeber im Fall eines Interesses an einer die Legitimation seiner Organisation steigernden Evaluation immer darauf angewiesen, den Zielkonflikt zwischen der Beauftragung einer mit hoher Reputation ausgestatteten Evaluationsagentur und der Erwartbarkeit gewünschter Ergebnisse angemessen zu bearbeiten, wenn weiterhin die Legitimation auch bei Produktionsineffizienz und/oder nicht bzw. nicht im behaupteten Umfang bestehenden sozialen Problem weiterhin erhalten werden soll.²³ Die vertragliche Absicherung einer Zu-

22 Vgl. zur Konstruktion eines sozialen Problems Schetsche (2001), Groenemeyer (2012); zur Anwendung vgl. Anthonj/Emrich/Pierdzioch (2015).

23 Zu Mechanismen der Bearbeitung dieses Zielkonfliktes vgl. Emrich (2015).

stimmungspflicht des Auftraggebers vor einer eventuellen Publikation dient hier als Sicherheit.

7 Fazit

Evaluationen (wie andere Forschungsergebnisse) werden in der öffentlichen Diskussion politisch eingesetzt. Sie sind besonders bedeutsam für Organisationen, die Güter für Dritte produzieren, häufig als bearbeitungsnotwendig anerkannte soziale Probleme bearbeiten und eines hohen Maßes an Legitimation bedürfen. Im Verhältnis zwischen Auftraggeber und Auftragnehmer bieten die DeGEval-Standards, die nur teilweise kongruent mit den idealtypischen CUDOS-Normen sind, allerdings als Norm von den Evaluatoren anerkannt werden, einen ersten Schutz, indem sie die Anreize für nicht affirmative und ehrliche Forschung erhöhen und primär einen Interessenausgleich zwischen den an einer Evaluation beteiligten Akteuren einfordern. Es zeigt sich aber gleichzeitig, dass die Interessen der Auftraggeber als mächtigste Akteure in der Interessenkonstellation stark von der Funktion und der Art der Evaluation abhängen, ebenso von der Struktur der Organisation, in der sie tätig sind bzw. für die die Evaluation erstellt wird. Im Fall einer erwerbswirtschaftlichen Organisation ist die Problematik einfach zu lösen. Die ehrliche Evaluation wird im Normalfall präferiert, weil sie die Chancen bietet, die Effizienz und damit die Gewinne zu verbessern. Dies gilt aber für öffentliche und gemeinnützige Organisationen nicht unbedingt, deren Erfolg gerade nicht durch einen transparenten Markt bewertet wird, sondern zumeist medial vermittelt in einer öffentlichen Diskussion und mit einem gewissen Legitimationsdruck versehen. Hier können Anreize für affirmative Forschung generiert werden und in entsprechende Auftragsvergabe und Durchführungssteuerung münden.

Die verschiedenen Auftraggeber stehen insgesamt höchst unterschiedlichen Anbietern gegenüber, universitären, nicht-universitären, solchen, die durch Drittmittel oder Steuergelder finanziert werden. Spieltheoretisch konnte in Vorarbeiten gezeigt werden (vgl. Emrich 2015): Je finanziell abhängiger der Evaluator vom Auftraggeber ist, desto eher wird das wissenschaftliche Produkt zur affirmativen Ware, in der tatsächlich inhaltlich auf Ergebnisseite geliefert wird, was nach stummen Konsens (oder informell tatsächlich kommuniziert) wohl bestellt worden ist. Insofern stellt für Universitäten die Drittmittelgetriebenheit ein Einfallstor für die Nutzung von Spielräumen zwecks Produktion von affirmativen Ergebnissen dar. Gleichzeitig besetzen stoisch ehrliche Evaluation betreibende universitäre Evaluatoren eine Marktnische, die gezielt genutzt wird, wenn es um gewünscht nicht affirmative Forschung geht. Besonders problematisch wird die Auswahl des Auftragnehmers für jene Auftraggeber, die in einem spezifischen Organisationstyp mit hohem Legitimationsbedarf

arbeiten und/oder dessen Güterproduktion besonderen ethischen Maßstäben sowohl in Produktion (z. B. keine Kinderarbeit, keine Umweltbelastung usw.) als auch in Organisation (Fair Play-Prinzipien z. B. im Internationalen Olympischen Komitee) ausgesetzt ist.²⁴ Hier ist es paradoxerweise nicht so, dass ehrliche Evaluationen automatisch präferiert werden, sondern affirmative (oder in ihrer Aussagekraft zumindest vage bleibende) Forschung kann in heiklen und als kritisch wahrgenommenen Situationen zum Schutz der eigenen Arbeit und damit zur Verschleierung von Missständen und Normverletzungen in der eigenen Organisation zum Einsatz kommen.

Literatur

- Adorno, Theodor W./Dahrendorf, Ralf/Pilot, Harald/Albert, Hans/Habermas, Jürgen/Popper, Karl R. (Hrsg.) (1978): *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. Darmstadt und Neuwied: Luchterhand
- Albert, Hans/Topitsch, Ernst (Hrsg.) (1971): *Werturteilsstreit*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Anthonj, Pierre/Emrich, Eike/Pierdzioch, Christian (2015): Zur Dynamik sozialer Probleme im Sport. Eine Analyse der Fangewalt und ihrer Bekämpfung im deutschen Fußball. In: *Soziale Probleme* 26, H. 1, S. 91–117
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Beck, Ulrich (1996): Wissen oder Nicht-Wissen? Zwei Perspektiven ‚reflexiver Modernisierung‘. In: Beck, Ulrich/Giddens Anthony/Lash, Scott (Hrsg.): *Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 289–315
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1969/1980): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Frankfurt am Main: Fischer
- Boden, Rebecca/Epstein, Debbie (2006): Managing the Research Imagination? Globalisation and Research in Higher Education. In: *Globalisation, Societies and Education* 4, H. 2, S. 223–236
- Brunsson, Nils (2002): *The Organization of Hypocrisy. Talk, Decisions and Actions in Organizations*. 2. Auflage. Abingdon und Oxfordshire: Copenhagen Business School Press
- Büchel, Berno/Emrich, Eike/Pohlkamp, Stefanie (2016): Nobody’s Innocent: The Role of Customers in the Doping Dilemma. In: *Journal of Sports Economics* 17, H. 8, S. 767–789
- Cartwright, Nancy/Hardie, Jeremie (2012): *Evidence-Based Policy. A Practical Guide to Doing it Better*. Oxford: Oxford University Press
- CHE (2015): „Über uns“. www.che.de/cms/?getObject=237&getLang=de (Abfrage: 06.03.2015)
- DeGEval (2014): „Vorwort zur 4. Auflage der Standards“. www.degeval.de/degeval-standards/ (Abfrage: 06.03.2015)
- Dessauer, Benedict/Emrich, Eike/Klein, Markus/Pierdzioch, Christian (2014): Zur Evaluation wissenschaftlicher Publikationsleistungen in der Sportwissenschaft. In: *Zeitschrift für Evaluation* 13, H. 1, S. 55–83
- DFG (2013): *Vorschläge zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis. Denkschrift: Empfehlungen der Kommission „Selbstkontrolle in der Wissenschaft“ = Proposals for Safeguarding Good Scientific Practice: Memorandum: Recommendations of the Commission on Professional Self Regulation in Science*. Weinheim: Wiley-VCH (auch online unter www.dfg.de/download/pdf/)

24 Zu ethical guides, die im Entscheidungsverhalten beachtet werden sollen, vgl. Emrich/Pierdzioch/Pitsch (2014).

- dfg_im_profil/reden_stellungnahmen/download/empfehlung_wiss_praxis_1310.pdf; Abfrage: 04.11.2016)
- DGS (2012): „Wissenschaftliche Evaluation ja – CHE-Ranking nein. Methodische Probleme und politische Implikationen des CHE-Hochschulrankings“. www.sozioogie.de/uploads/media/Stellungnahme_DGS_zum_CHE-Ranking_Langfassung.pdf (Abfrage: 27.02.2015)
- DGS (2015): „Verbesserungen am CHE-Ranking nicht überzeugend – Deutsche Gesellschaft für Soziologie setzt auf Studium.org“. www.sozioogie.de/fileadmin/user_upload/DGS_Redaktion_BE_FM/Stellungnahmen/2015/DGS-Stellungnahme_CHE-Ranking_Januar_2015.pdf (Abfrage: 27.02.2015)
- Emrich, Eike (2015): Evaluation zwischen Angebot und Nachfrage – Vom Ethos der Forschung und dessen Wirkung auf die Wissensmärkte. In: Hennefeld, Vera/Meyer, Wolfgang/Silvestrini, Stefan (Hrsg.): Nachhaltige Evaluation? Auftragsforschung zwischen Praxis und Wissenschaft. Festschrift zum 60. Geburtstag von Reinhard Stockmann. Münster: Waxmann, S. 73-98
- Emrich, Eike/Pierdzioch, Christian/Pitsch, Werner (2014): Die „Marke“ Olympia und die besondere Bedeutung von Vertrauenskriterien – Eine Geschichte von Markt, Macht und Moral. In: Haut, Jan (Hrsg.): Leistungssport als Konkurrenz der Nationen. Sozioökonomische Bedingungen und Effekte. Saarbrücken: universaar, S. 89-116 (auch online unter universaar.uni-saarland.de/monographien/volltexte/2015/133/pdf/haut.pdf; Abfrage: 22.06.2018)
- Emrich, Eike/Gassmann, Freya/Meyer, Wolfgang (2015): Kritische Reflexion nationaler und internationaler Absolventenstudien. In: Gassmann, Freya/Emrich, Eike/Meyer, Wolfgang/Rampelshammer, Luitpold (Hrsg.): Was kommt nach dem Studium an der Universität des Saarlandes. Saarbrücken: universaar, S. 9-72
- Emrich, Eike/Pierdzioch, Christian (2016): Unternehmer im Dopingmarkt – Gendoping als neues Geschäftsfeld. In: Körner, Swen/Erber-Schropp, Julia Maria (Hrsg.): Gendoping. Herausforderung für Sport und Gesellschaft. Wiesbaden: Springer Spektrum, S. 139-162
- Finetti, Marco/Himmelrath, Armin (1999): Der Sündenfall. Betrug und Fälschung in der deutschen Wissenschaft. Stuttgart: Raabe
- Fisch, Stefan (2015): Geschichte der europäischen Universität. Von Bologna nach Bologna. München: C.H. Beck
- Flatau, Jens/Emrich, Eike/Pierdzioch, Christian (2014): Zur empirischen Prüfbarkeit des homo oeconomicus anhand der Motive ehrenamtlichen Engagements in Sportvereinen. In: Schmolzer Jahrbuch 134, H. 4, S. 451-476
- Fleck, Ludwik (1939/2011): Denkmale und Tatsachen. Gesammelte Schriften und Zeugnisse. Berlin: Suhrkamp
- Frey, Bruno S. (1990): Ökonomik ist Sozialwissenschaft. Die Anwendung der Ökonomie auf neue Gebiete. München: Vahlen
- Frey, Bruno S. (2007): Evaluierungen, Evaluierungen ... Evaluitis. In: Perspektiven der Wirtschaftspolitik 8, H. 3, S. 207-220
- Gassmann, Freya (2018): Wissenschaft als Leidenschaft? Über die Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen wissenschaftlicher Mitarbeiter. Frankfurt am Main: Campus
- Groenemeyer, Axel (2012): Soziologie sozialer Probleme – Fragestellungen, Konzepte und theoretische Perspektiven. In: Albrecht, Günter/Groenemeyer, Axel (Hrsg.): Handbuch soziale Probleme. Band 1. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 17-116
- Head, Brian W. (2015): Policy Analysis: Evidence Based Policy-making. In: Wright, James D. (Hrsg.): International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences. Vol 18, 2. Auflage. Oxford: Elsevier, S. 281-287.
- Hennig, Richard (1917): Der stumme Handel als Urform des Außenhandels. In: Weltwirtschaftliches Archiv 11, S. 265-278
- Kalleberg, Ragnvald (2007): A Reconstruction of the Ethos of Science. In: Journal of Classical Sociology 7, H. 2, S. 137-160
- Kirchgässner, Gebhard (2000): Homo oeconomicus. Das ökonomische Modell individuellen Verhaltens und seine Anwendung in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. 2. Auflage. Tübingen: Mohr Siebeck
- Kromrey, Helmut (2001): Evaluation – ein vielschichtiges Konzept Begriff und Methodik von

- Evaluierung und Evaluationsforschung. Empfehlungen für die Praxis. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis 24, H. 2, S. 105–131
- Kromrey, Helmut (2003): „Evaluation in Wissenschaft und Gesellschaft. Vortrag bei der Feierstunde zur Eröffnung des Centrums für Evaluation am 21.02.2003 in Saarbrücken“.
www.hkromrey.de/Kromrey_EvalWissG.pdf (Abfrage: 22.02.2015)
- Marmot, Michael G. (2004): Evidence Based Policy or Policy Based Evidence? Willingness to Take Action Influences the View of the Evidence-Look at Alcohol. In: British Medical Journal 7445, H. 328, S. 906–907
- Merton, Robert K. (1942/1973): The Normative Structure of Science. In: Merton, Robert K. (Hrsg.): The Sociology of Science. Theoretical and Empirical Investigations. Chicago: University of Chicago Press, S. 267–278
- Meyer, Wolfgang (2015a): Reflexive Modernisierung – oder doch Evaluation als Ausrede? In: Hennefeld, Vera/Meyer, Wolfgang/Silvestrini, Stefan (Hrsg.): Nachhaltige Evaluation? Auftragsforschung zwischen Praxis und Wissenschaft. Festschrift zum 60. Geburtstag von Reinhard Stockmann. Münster: Waxmann, S. 53-72
- Meyer, Wolfgang (2015b): Toward Professionalization? The Contribution of University-Based Study Programs in Evaluation. Characteristics and Future Challenges. In: Stockmann, Reinhard/Meyer, Wolfgang (Hrsg.): The Future of Evaluation. Global Trends, New Challenges, Shared Perspectives. Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 98-112
- Meyer, Wolfgang (2015c): Professionalisierung von Evaluation: ein globaler Blick. In: Zeitschrift für Evaluation 14, H. 2, S. 215-246
- Meyer, Wolfgang/Funk, Evelyn/Nguyen, P. Linh (2015): Participation and Valuation: Ongoing Methodological Challenges. In: Stockmann, Reinhard/Meyer, Wolfgang (Hrsg.): The Future of Evaluation. Global Trends, New Challenges, Shared Perspectives. Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 294-308
- Meyer, Wolfgang/Stockmann, Reinhard (2015): Conclusion: Shared Perspectives for a United World of Evaluation? In: Stockmann, Reinhard/Meyer, Wolfgang (Hrsg.): The Future of Evaluation. Global Trends, New Challenges, Shared Perspectives. Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 328-357
- Mitroff, Iani. I. (1974): Norms and Counter-Norms in a Select Group of the Apollo Moon Scientists: A Case Study of the Ambivalence of Scientists. American Sociological Review 39, H. 4, S. 579–595
- Musgrave, Richard A. (2005): Merit Goods. In: Bagchi, Amiya (Hrsg.): Readings in Public Finance. Oxford: Oxford University Press, S. 126-131
- Popper, Karl R. (1958): Die offene Gesellschaft und ihre Feinde. 2. Band. Bern: Francke
- Pörksen, Bernhard (Hrsg.) (2011): Schlüsselwerke des Konstruktivismus. Wiesbaden: Springer VS
- Rüegg, Walter (2004): Themen, Probleme, Erkenntnisse. In: Walter Rüegg (Hrsg.): Geschichte der Universität in Europa. München: C.H. Beck, S. 17–42
- Schetsche, Michael (2001): Metatheorie und Analyseprogramm – Zum Doppelstatus der relativistischen Problemtheorie. In: Soziale Probleme 12, H. 1–2, S. 28–44
- Schleiermacher, Friedrich (1808/2010): Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn. Nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende. Gründungstexte. Festgabe zum 200-jährigen Jubiläum der Humboldt-Universität zu Berlin. Berlin: Humboldt-Universität zu Berlin. (auch online unter edoc.hu-berlin.de/miscellanies/g-texte-30372/all/hu_g-texte.pdf; Abfrage 22.09.2015)
- Shillabeer, Anna/Buss, Terry F./Rousseau, Dennis M. (Hrsg.) (2011): Evidence-based Public Management. Practices, Prospects and Issues. London und New York: Routledge
- Spinner, Helmut F. (1985): Das „wissenschaftliche Ethos“ als Sonderethik des Wissens. Über das Zusammenwirken von Wissenschaft und Journalismus im gesellschaftlichen Problemlösungsprozess. Tübingen: Mohr Siebeck
- Stockmann, Reinhard (Hrsg.) (2007): Handbuch zur Evaluation. Eine praktische Handlungsanleitung. Münster: Waxmann
- Stockmann, Reinhard/Meyer, Wolfgang/Schenke, Hanna (2011): Unabhängigkeit von Evaluationen. In: Zeitschrift für Evaluation 10, H. 1, S. 39-67

- Stockmann, Reinhard/Silvestrini, Stefan (2013): *Metaevaluierung Berufsbildung. Ziele, Wirkungen und Erfolgsfaktoren der deutschen Berufsbildungszusammenarbeit*. Münster: Waxmann
- Stockmann, Reinhard/Meyer, Wolfgang (2014): *Evaluation. Eine Einführung*. 2. Auflage. Opladen: Budrich
- Tenbruck, Friedrich H. (1984): *Die unbewältigten Sozialwissenschaften oder die Abschaffung des Menschen*. Graz: Styria
- Universität des Saarlandes (2001): „Grundsätze der Universität des Saarlandes zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis“. www.uni-saarland.de/fileadmin/user_upload/Campus/Service/Recht_und_Datenschutz/Recht_der_Universitaet/Forschungsangelegenheiten/DB01-342.pdf (Abfrage: 23.09.2015)
- Weber, Max (1920/1988): *Vorbemerkungen*. In: Weber, Max (Hrsg.): *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*. 9. Auflage. Tübingen: Mohr Siebeck, S. 1-16
- Weber, Max (1913/1988): *Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie*. In Wickelmann, Johannes (Hrsg.): *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. 7. Auflage. Tübingen: Mohr Siebeck, S. 427-474
- Weick, Karl (1995): *Sensemaking in Organizations*. London: Sage
- Yarbrough, Donald B./Shulha, Lyn M./Hopson, Rodney K./Caruthers, Flora A. (Hrsg.) (2011): *The Program Evaluation Standards. A Guide for Evaluators and Evaluation Users*. Thousand Oaks: Sage
- Ziman, John (2000): *Real Science: What it is, and What it Means*. Cambridge: Cambridge University Press

Zur Fabrikation soziologischen Wissens

Untersuchungen am Beispiel einer Deutung sozialer Ungleichheit

Danny Otto

1 Einführung

Es findet sich mal „abgehängt“ (Neugebauer 2007), mal „transversal“ (Link 2013a), sowohl „ländlich“ (Kreher/Matthäus 2012) als auch „urban“ (Johnson 2011), teils „akademisch“ (Sander 2012), „forschend“ (Dörre/Neis 2008), „intellectual“ (Thorkelson 2011), „kreativ“ (Jogschies 2014) oder „artistic“ (Bain/McLean 2013), zum Teil „pflegend“, „putzend“ (Artus 2010), „dienstleistend“ (Stolz-Willig 2011). Für einige ist es „modern“ (Stelzel 2009), andere meinen es bereits im 19. Jahrhundert vorzufinden (Sczesny/Kießling/Burkhardt 2014). Nationalstaatenspezifisch (z. B. „American“ (Disch 2011)) scheint es ebenso zu existieren wie „transnational“ (Pye 2010) und „europäisch“ (Foti 2005). Die einen sehen es als „widerständig“ (Pelizzari 2008) und „aufbegehrend“ (Smoczynski 2006), andere sprechen von seiner Unmöglichkeit (Wacquant 2007) oder diskutieren „Die Organisation der Unorganisierbaren“ (Choi 2011). In individualisierter Form ist es als „Prekariert“ (Nickel 2009), Prekaritärer (Simon 2012) oder im selteneren Geschlechterfokus als „Prekariatin“ (Blimlinger 2008) anzutreffen. Seine Inszenierung reicht von „new dangerous class“ (Standing 2011) über eine „neue soziale Lage“ (Vogel 2009) bis zum „Signalwort neuer sozialer Ungleichheit“ (Vogel 2008).

Bei der so umrissenen und im Titel noch offen gehaltenen Deutung sozialer Ungleichheit handelt es sich um „das Prekariat“ und damit um einen Kollektivsingular, der prominent durch die öffentlichen und sozialwissenschaftlichen Diskurse des letzten Jahrzehnts geistert. Ausgehend von diesem Begriff, der „Prekarität“, „[...] mit dem Terminus ‚Proletariat‘ zur Kennzeichnung der davon betroffenen Personengruppe amalgamiert“ (Butterwegge 2012, S. 25), möchte ich eine Skizze zur Nachverfolgung soziologischer Wissensfabrikation vorschlagen. Im Fokus stehen die Entstehung, Verbreitung und Wirkmächtigkeit von Beschreibungen sozialer Ungleichheit im wissenschaftlichen Diskurs. Die Beobachtung von „social science in the making“ wird hierbei in zweierlei Hinsicht relevant: einerseits in der Hervorbringung von Repräsentationen sozialer Ungleichheit und andererseits durch die Entstehungszusammenhänge dieses Beitrags, der

eine Zwischenstation meines Dissertationsprojekts markiert – eine Konstellation, die eine Luhmannsche Beobachtungskaskade – Beobachtung der beobachtenden Beobachter beim gleichzeitigen Versuch einer Selbstbespiegelung – nahelegt. Auf dem Weg durch dieses Gewimmel von Perspektiven möchte ich (1) mein Untersuchungsinteresse genauer umreißen und eine Verbindung zu den Science and Technology Studies für die Erforschung soziologischer Wissenskulturen ziehen, um das Untersuchungsdesign zu plausibilisieren (2). Diese kurze Abhandlung schließt mit Einblicken in die methodische Umsetzung des skizzierten Programms und einer tentativen Präsentation erster Ergebnisse.

2 Über Deutungen sozialer Ungleichheit

Deutungen werden im weitesten Sinne verstanden als Elemente der Wirklichkeitskonstruktion, die in Entstehung und Einfluss nicht monokausal denkbar sind. Wenn hier von Deutungen die Rede ist, dann mit dem Ziel, deren Wirkmächtigkeit zu hinterfragen. Welche Deutungen werden wie, warum und auf welche Art bedeutsam? Damit ist eine Form von Macht angesprochen, die nicht personal-handlungslogisch einzufangen ist. Die Macht *zur* Deutung, die Macht *von* Deutungen und die Macht, die *vorgängigen Deutungsprozessen* innewohnt,¹ sind in Verquickungen vielfältiger Assoziationen zu fassen. Nur danach zu fragen, welche Akteure eine Deutung nutzen und „promoten“, genügt folglich nicht, um zu verfolgen, wie und warum Deutungen einen Unterschied im Diskurs bewirken. Die zentrale Rolle von SprecherInnen und SprecherInnenpositionen sei nicht in Abrede gestellt, aber deren alleinige Beachtung vergisst die Relevanz von Faktoren, die Deutungen über die Einzelperson hinaus auf Dauer zu stellen vermögen. Strukturelle Verstetigungen in Institutionen, mediale Verbreitung, rhetorische Einbettung (vgl. Farzin 2011), Visualisierung (vgl. Schlechtriemen 2014, Berger 2015) oder materielle Repräsentationen wären einige Beispiele für Assoziationen, die in den Hintergrund treten, deren Beachtung für eine Beschreibung jedoch nötig scheint bzw. nicht a priori ausgeschlossen werden kann.

Zudem werden Deutungen nicht pejorativ betrachtet. Weder wird eine „Willkürlichkeit“ der Deutung als Abgrenzungsargument für die Ermächtigung anderer Weltzugänge – z. B. Interpretationen oder Fakten – vorgetragen (vgl. Stoellger 2014, S. 14), noch der Wirklichkeitszugang auf bestimmte Bereiche (z. B. Deutung in der Fiktion, aber nicht in den Naturwissenschaften) be-

1 Diese vorgängigen Deutungsprozesse, die sich z. B. in Normen, Traditionen, Gesetzen, Ritualen stabilisieren (potentiell invisibilisieren), kommen dem nahe, was John Law als „hinterland“ (Law 2004, S. 29) und Jo Reichertz als „Bahnungen“ (Reichertz 2013, S. 60) bezeichnet.

schränkt (vgl. Hastedt 2014, S. 92).² Folglich kann nicht nur Dekonstruktion – etwas ist *nur* Deutung und daher weniger wahr – oder Aufdeckung – etwas ist *nur* Deutung und damit verdächtig – Zielsetzung sein. Beschreibend möchte ich fragen, *wie* gedeutet und wer oder was dafür mobilisiert wird, damit eine Deutung *plausibel* erscheint (vgl. u. a. Latour 2007a, S. 22; Stoellger 2014, S. 23; Hastedt 2014, S. 92) – und möglicherweise Verbreitung findet oder als Fakt zur Geltung kommt. „[...] Kriterien der Anerkennung der Deutung sind dabei selbst deutungsabhängig [...]“ (Stoellger 2014, S. 17) und je nach „Existenzweise“ (Latour 2013) kontingent. Dementsprechend ist die Bewertung einer Deutung als plausibel (ja, vielleicht sogar wahr) in einer spezifischen Art der Weltaneignung keineswegs Garant für deren Verbreitung und Wirkmächtigkeit in anderen – etwas, das in der sogenannten *Verwendungsforschung* der Sozialwissenschaften schmerzlich deutlich wurde (vgl. z. B. Lau 1989, S. 388; grundlegend dazu: Beck 1982; Bonß/Hartmann 1985; Beck/Bonß 1989).

Doch zurück zum Prekariat und dem konkreten Untersuchungsinteresse. Mit der Verfolgung einer Deutung sozialer Ungleichheit steht es der Verwendungsforschung nahe (vgl. u. a. Beck-Gernsheim 1982). Wie wird eine Beschreibungsform für eine Befundlage gesteigener Unsicherheit, oder, wie Oliver Marchart schreibt: „[...] der Verunsicherung tendenziell aller Arbeits- und Lebensverhältnisse“ (Marchart 2013, S. 7) populär?³ Entsprechend der vorangestellten Deutungsdefinition: Was tritt zusammen, um Prekariat als Deutung zu stabilisieren?

2 Die semantische Markierung einer Deutung als Interpretation, Fakt oder Tatsache ist somit als Entität in Deutungsmachtkonflikten und Plausibilisierungsprozessen relevant. Eine Vorabhierarchisierung verbietet sich angesichts der Konstruktionsleistungen, die in der Fabrikation von Deutungen ebenso präsent ist, wie in jener von Fakten, Tatsachen oder Interpretationen (vgl. z. B. Latour 1993). Gehen wir von einem solchen Deutungsbe-griff aus, dessen Grenzen freilich noch zu erörtern sind (vgl. Stoellger 2014, S. 43), wird eine Beschränkung der Deutung auf einzelne Bereiche (z. B. Fiktion, Sozial- und Geistes-wissenschaft) und ihre Verneinung in anderen (z. B. Naturwissenschaft) fraglich.

3 Auch diese „Befundlage“ selbst ist diskussionsbedürftig. Eine Verbreitung von Unsicherheit als Prekarisierung oder Ausweitung von Prekarität steht, ebenso wie Zeitdiagnosen, vor dem Problem der Stilisierung der Vergangenheit in einem „retrospektiven Realismus“ (Osrecki 2011, S. 200). Es wird eine gesellschaftliche Verfasstheit, in diesem Zusammenhang hauptsächlich eine Arbeits(-markt)situation, generalisiert und als „normal“ gesetzt, um einer Veränderung Evidenz zu verleihen. Die Grenzen einer solchen Theiestrategie zeigen sich auch für das Postulat einer gesteigerten (Arbeitsplatz-)Un-sicherheit. Wie u. a. Aulenbacher oder Motakef anmerken, besteht das Risiko einer Verengung des Diskurses um Prekarisierung aufgrund andro- und eurozentrischer sowie heteronormativer Vorannahmen (u. a. Aulenbacher 2009; Motakef 2015, S. 6 ff.). „Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen erscheint Prekarisierung nur für eine begrenzte Gruppe als ein Begriff, der einen Verlust artikuliert.“ (Motakef 2015, S. 10)

Es handelt sich demnach um einen Beitrag zur Selbstreflexion der Tätigkeit im eigenen Fach; eine Aufgabe die angesichts der Performanz von Wissensbeständen und einer herausgehobenen Rolle wissenschaftlichen Wissens, wie sie in Diagnosen der „Wissensgesellschaft“ (u. a. Stehr 1994) betont wird, große Relevanz erhält. Dies trifft umso mehr zu, wenn Themenbereiche mit politischen Handlungsimplicationen angesprochen sind, und gilt folglich für die sozialwissenschaftliche Beschäftigung mit sozialer Ungleichheit. „Ungleichheitstheorien und daraus abgeleitete Sozialstrukturbeschreibungen sind [...] nicht allein als ‚neutrale‘ und wirklichkeitsgetreue ‚Abbilder‘ zu verstehen [...]“ (Berger 1989, S. 48). Mit dem Fehlen einer objektiven Beobachtungsposition sind SoziologInnen stetig in jene untersuchten Realitäten verwickelt, die sie zu erfassen versuchen. Ihre Deutungen sozialer Ungleichheit umfassen „[...] einen nicht unwesentlichen Teil des Ungleichheitsgeschehens, weil sie an den Prozessen der Herstellung, Legitimierung sowie Skandalisierung sozialer Bevorzugung und Benachteiligung mitwirken.“ (Barlösius 2005, S. 13). Die Beobachtung der Beobachter in ihrem Kampf um legitime Benennung⁴ (vgl. Bourdieu 1985, S. 23) oder dem Ringen um Deutungsmacht, sei es auch nur im Streit für die „öffentliche Geltung“ soziologischer Deutungen oder Problemdefinitionen (vgl. Lau 1989, S. 386), wird so zur zwingenden Aufgabe einer Wissenschaft, die sich reflektiert zu ihren Erzeugnissen und deren Wirken zu verhalten sucht.

Nicht nur die Verwendungsforschung steht dafür Pate. Boltanski (1987, S. 27 ff.) betrachtet in „The Making of Class“ die Verwobenheit soziologischer Beschreibung in die begriffliche Fassung der „Cadres“⁵ in der französischen Gesellschaft. Zusammen mit Thévenot verfolgt er die Verquickungen von soziologischem Vokabular und Vorstellungswelten sozialer Ungleichheit weiter (vgl. Boltanski/Thévenot 1991/2007). Bereits in den 1980er Jahren beschäftigt sich Berger unter Einfluss der Verwendungsforschung mit „Ungleichheitssemantiken“ (1989), der „Herstellung sozialer Klassifikationen“ (1988) und der „Konstitution kollektiver Akteure“ (Berger 1989, S. 49) in Folge semantischer Platzierungen in imaginierten Gesellschaftsräumen; eine Fragerichtung, die

-
- 4 „Benennung“ und „Benennungsmacht“ (Bourdieu 1985, S. 23) sind unglückliche Termini, da sie eine bloße Namenszuweisung an Tatbestände „da draußen“ implizieren. Eine solche Position wird hier so wenig wie bei Bourdieu vertreten. Vielmehr konstituiert sich ein „da draußen“ u. a. in der sozialwissenschaftlichen Deutung (vgl. Farzin 2011, S. 35).
 - 5 „Les cadres“ lässt sich, wie Arthur Goldhammer als Übersetzer von Boltanskis Studie anmerkt, nicht einfach in eine andere Sprache überführen. „One point of this book is that terms of social classification are never natural or neutral and hence should always be approached as though taken from a foreign language [...]“ (Boltanski 1987, S. XIII). Durch die Verwendung von „cadre“ als quasi englischen Begriff, statt einer Übersetzung in „salaried staff“ oder „executives, managers, managerial staff“, wird diesem Punkt Nachdruck verliehen (vgl. Boltanski 1987).

Barlösius, unter stärkerem Bezug auf Bourdieu, mit Arbeiten zur „Macht von Repräsentationen“ (u. a. Barlösius 2005) aufgreift. Sie präzisiert den sozialwissenschaftlichen Einfluss auf das Ungleichheitsgeschehen qua Repräsentation und begründet dadurch die Forderung einer systematischen Erforschung dieser Deutungen (vgl. Barlösius 2005, S. 13). In den letzten Jahren haben sich zahlreiche Schriften direkt und (häufiger) indirekt mit der Verquickung von Beschreibungen sozialer Ungleichheit und der Legitimierung, Verstetigung und Hervorbringung dieser „sozialen Tatbestände“ befasst. Mayerhausers „Kritik der parasozialologischen Vernunft“ (2013), Schäfers „Armut im Diskursgewimmel“ (2013) und vor allem Farzins „Rhetorik der Exklusion“ (2011) sind hervorzuheben. In letztgenannter Veröffentlichung verbindet Farzin Metaphertheorie und Literaturwissenschaft für die Untersuchung von Exklusionsvorstellungen in der soziologischen Theorie und fragt nach dem „wie“ der Konstruktion von Ungleichheitssemantiken (vgl. Farzin 2011, S. 9).

Der (keineswegs erschöpfend) dargestellten Traditionslinie entsprechend, steht nicht die Diskussion von „richtigen“ oder „falschen“ Vorstellungen von „Prekariat“ im Zentrum,⁶ sondern die Verstetigung einer Beschreibungsform sozialer Ungleichheit im „Spezialdiskurs“ (Link 2013b) rückt in den Fokus. Neben Arbeiten wissenschaftlicher Provenienz zähle ich hierzu Publikationen aus dem aktivistischen Feld (z. B. Schriften aus dem Umkreis der EUROMAYDAY Proteste).⁷ Es dreht sich nicht um die Rückführung einer „verluderten“ Begriffsnutzung auf eine richtige Anwendung (vgl. Lübke 1975, S. 14) – nichts liegt mir ferner als einen „korrekten“ Begriff von „Prekariat“ zu konstruieren –, sondern um die Durchsetzung gegen Alternativen, die Fixierung eines Trends in der Forschungslandschaft. Wenn Soziologie durch die Konstruktion von Deutungen in das Ungleichheitsgeschehen eingesponnen ist und an ihm fortspinnt, ist zu klären, *wie* diese Konstruktion erfolgt.

6 Meist auf öffentliche Verhandlungen gerichtete Studien hierzu liegen bereits vor (u. a. Freudenschuss 2013).

7 Im Anschluss an Link und Freudenschuss differenziere ich in „[...] öffentliche, breitenwirksame, mediale [...]“ und „[...] spezialisierte, enger gefasste, aktivistische und wissenschaftliche [...]“ (Freudenschuss 2013, S. 13) Diskurse, wobei sich Spezialdiskurse durch geringere Deutungsvariationen, spezielle Begriffsdefinitionen, eine „[...] Dominanz der Denotation [...]“ und die möglichst umfassende „[...] Beseitigung von Uneindeutigkeiten [...]“ (Link 2013 b, S. 11) auszeichnen. Mit Publikationen aus dem aktivistischen Feld sind Texte angesprochen, die im Rahmen von sozialen Bewegungen, Protesten oder Interessenvertretungen entstanden sind.

3 Die Erforschung soziologischer Wissenskulturen

Mit dem Versuch, die Biographie eines „knowledge objects“ (Knorr Cetina 2002), die Karriere einer Metapher (vgl. Weingart/Maasen 1997) und eines politischen Themas (vgl. Beck-Gernsheim 1982) nachzuverfolgen, bewege ich mich an den Schnittstellen von Wissens- und Wissenschaftssoziologie – ein Forschungsfeld, das besonders in Hinblick auf das eigene Fach, weitgehend brach liegt (vgl. Sutter 2012).⁸ Folglich sind Kenntnisse über die Spezifik soziologischer Wissensproduktion beschränkt. Ähnlich wie Knorr Cetina sich den „Wissenskulturen“ – jenen „[...]“ Praktiken, Mechanismen und Prinzipien, die, gebunden durch Verwandtschaft, Notwendigkeit und historische Koinzidenz, in einem Wissensgebiet bestimmen, *wie wir wissen, was wir wissen.*“ (Knorr Cetina 2002, S. 11) – der Technik- und Naturwissenschaft zugewendet hat, bedarf es einer Untersuchung derjenigen Strategien und Prinzipien in der Soziologie, „[...]“ die auf die Erzeugung von ‚Wahrheit‘ oder äquivalente Erkenntnisziele gerichtet sind“ (Knorr Cetina 2002, S. 11).

Im Anschluss an Knorr Cetina formulieren Keller und Pofperl ein Konzept „soziologischer Wissenskulturen“ und beziehen es auf die qualitative Sozialforschung in Deutschland und Frankreich. Sie sensibilisieren für die interdisziplinäre wie intrasozilogische Unterschiedlichkeit der Wissensbegründungen und -erzeugungen, die bereits in der Verwendung des Kulturbegriffs⁹ angelegt ist. Das Konzept betont, dass die soziologische Wissensproduktion nicht nur von konkreten Forschungsinfrastrukturen und -praktiken abhängt, „[...]“ sondern auch von den Perspektiven, Erfahrungs-, Erwartungs- und Möglichkeitshorizonten, die durch verfügbare erkenntnistheoretische Positionen, Theorieparadigmen, Zitationstraditionen, bestehende Kontroversen und Koalitionen, etablierte methodologische Standards und entwickelte methodi-

8 Farzin spricht sogar von einem „[...] weitreichenden Reflexionsstopp in Bezug auf die eigene, disziplinäre Textproduktion [...]“ (Farzin 2011, S. 36) im deutschsprachigen Forschungsraum.

9 Eine systematische Auseinandersetzung darüber, was Kultur in diesem Zusammenhang bedeuten soll, ist notwendig, kann allerdings an dieser Stelle nicht geleistet werden. Kultur als „shared meanings or shared conceptual maps“ (u. a. Du Gay et al. 1997) scheint zu einschränkend und fällt womöglich hinter bereits geführte (damit keinesfalls abgeschlossene) Natur-Kultur-Debatten (u. a. Latour 2008) zurück. Eine Ausweitung auf eine „extreme heterogeneity of unexpected associations“, die das konstituieren, was wir als Kultur verstehen, fordert umgekehrt nach einer Präzisierung, um nicht nur das Gleiche über verschiedenste Bereiche auszusagen (vgl. Latour 2013, S. 35). Eine weitere Arbeit an dieser Facette der Wissenskulturen fordert zukünftige Aufmerksamkeit, da Knorr Cetina uns zwar auf die Spur eines Kulturbegriffs führt, der die Verhaltensebene ebenso wenig wie die Ebene der Symbole und Bedeutungen außer Acht lässt (vgl. Knorr Cetina 2002, S. 19 ff.), aber diesen Gedanken nur empirisch einholt.

sche Angebote eröffnet werden“ (Keller/Poferl 2015, S. 180). Diese Erweiterung der wissenskulturprägenden Einflussgrößen erscheint besonders für die soziologische Forschung zutreffend, doch sollte sie nicht darauf begrenzt werden. Eine Zuspitzung auf Forschungsinfrastruktur und -praktiken stellt auch für technik- und naturwissenschaftliche Wissenserzeugung eine Verengung dar. Zwar mögen entsprechende Wissenskulturen eher durch direkt beobachtbare technische Ausstattung, soziale Interaktionen und sozio-technische Arrangements charakterisiert sein, doch spielen Paradigmenstreitigkeiten oder durch Standards und unhinterfragte Traditionen erzeugte Möglichkeitsräume ebenso eine Rolle. Kurz gefasst: Eine Verschiebung der (lokalen) Fokussierung wird notwendig (ohne sie aufzugeben), wenn wir auf eine adäquate Analyse soziologischer oder weitergefasst sozial- und geisteswissenschaftlicher Wissenskulturen hinarbeiten wollen. Die analytischen und empirischen Potentiale dieser Öffnung sollten allerdings für die Erforschung jedweder Wissenskultur instruktiv sein.

Die Einholung der mannigfaltigen Assoziationen, die in einer solchen Fassung soziologischer Wissenskulturen angesprochen sind, wird zur Herausforderung, wenn auf die Eigenarten „der“ vielfältigen Soziologie gezielt wird. Mit der Verwendungsforschung und Ansätzen zur wissenssoziologischen Metaphernanalyse – die gern auf die Sprache des eigenen Fachs schielt – habe ich bereits zwei Vorschläge angesprochen. Einen dritten Ansatz, der selten mit der Selbstreflexion der Geistes- und Sozialwissenschaften in Verbindung gebracht wird, bieten die Science and Technology Studies (STS). Um eine vielversprechende Kombination zu durchdenken, lohnt es, die Erforschung der Soziologie mit STS zu diskutieren und dabei über die Anleihe der Wissenskultur bei Knorr Cetina hinauszugehen.

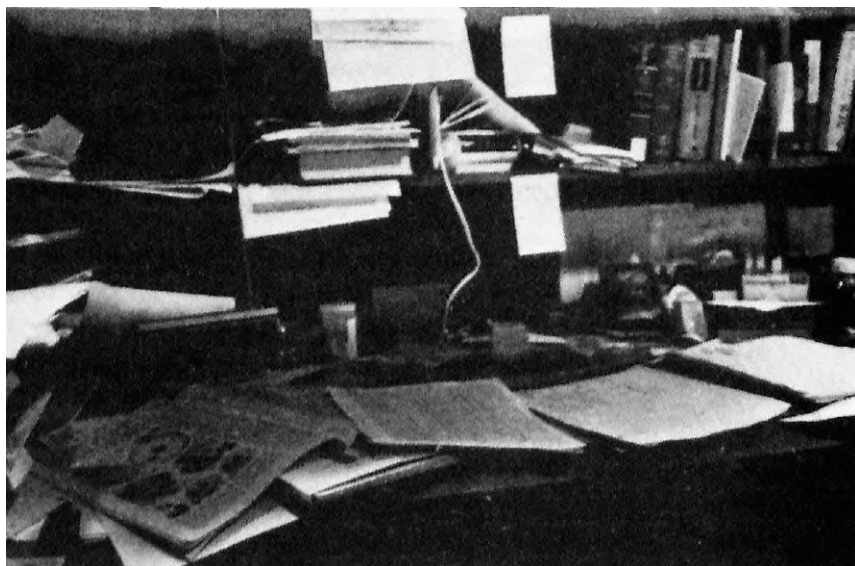
Unter den wenigen Aufsätzen zu diesem Themenbereich fällt Wanslebens Postulat der Untersuchbarkeit der Geistes- und Sozialwissenschaften durch STS auf (vgl. Wansleben 2007). Er argumentiert, dass mit der Logik der Laborstudien, in denen u. a. Latour/Woolgar (1986) oder Knorr Cetina (1984) ursprünglich die *black box* der Natur- und Technikwissenschaften ethnografisch zu öffnen versuchten, einiges über die sozialwissenschaftliche Wissensproduktion in Erfahrung gebracht werden kann – wenngleich sich Widerständigkeiten ergeben.

Die Übertragung des Blicks der Laboratory Studies, der bestenfalls nicht die Konstruktion vermeintlicher Tatsachen abwertend enthüllt, sondern das Erkenntnisinteresse auf die Wissensgenerierung richtet, ermöglicht die Versammlung nicht-menschlicher und menschlicher Entitäten mit Einfluss auf die Erkenntnisfabrikation. Das Labor, als nicht rational determinierender, jedoch die Bedingungen der Möglichkeit von Forschungsergebnissen selektierender Raum, kann als anleitende Metapher hierfür dienen, um die darin verwickelten Entitäten zu verfolgen (vgl. Wansleben 2007, S. 281). Neben Prozessen des „gemein-

samen Interpretierens“ (Reichertz 2013) in Besprechungen, Seminaren, bei Workshops und Tagungen, kommen die Archive, Textorganisationen, Computer, Softwarepakete usw. ins Spiel.

Das anschließende Bild (Abbildung 1) einer Schreibtischformation aus dem *Salk Institute for Biological Studies* aus Latour/Woolgars „Laboratory life“ ist ein antiquiertes Beispiel dafür, wie ein Raum der Wissensproduktion aussehen könnte – mit ganz bestimmten Er- und Verunmöglichungen.

Abbildung 1: An office desk. The juxtaposition of literature. Aus: Latour/Woolgar (1986, S. 102).



Zwar mag der Arbeitsplatz eines gegenwärtig in der Soziologie Forschenden nicht gänzlich anders, wenn auch „modernisiert“ daherkommen, aber das Geflecht gestaltet sich verschieden. Es nimmt ein anderes Ausmaß an, wenn eifrig gesammelte PDF-Dateien und Citavi/Endnote/Zotero Text- und Zitatsortierungen bedacht werden, die in die „Bahnungen“ der Material-, Sozial- und Gesellschaftsinterpretation (vgl. Reichertz 2013, S. 60) ebenso einfließen, wie „[...] verfügbare erkenntnistheoretische Positionen, Theorieparadigmen, Zitationstraditionen, bestehende Kontroversen und Koalitionen, etablierte methodologische Standards und entwickelte methodische Angebote [...]“ (Keller/Pofelr 2015, S. 180). Hier sehe ich Grenzen für die Übertragung, die Wansleben vorschlägt.

Er räumt selbst ein, dass die Fokussierung von Laborräumen nicht das ganze Spektrum der wissenschaftlichen Praxis einschließt (vgl. Wansleben 2007,

S. 283). Eine solche Generalisierung wäre weder für Natur- oder Technikwissenschaften und schon gar nicht für Sozial- oder Geisteswissenschaften vertretbar. Letztere scheinen durch eine Ortlosigkeit oder zumindest eine sehr variable Örtlichkeit gekennzeichnet, so dass die These eines strategischen Gewinns aus der teilnehmenden Beobachtung der Büros und Schreibtische nur bedingt plausibel erscheint. Ein territorial räumliches Labor mag einiges offenbaren, aber ich halte es für unzulänglich, um die Assoziationen zu verfolgen, die bei der Stabilisierung eines soziologischen Wissensbestandes im Spiel sind. Zitationszirkel, Debatten auf textueller Ebene (seien es Emails, Briefe, Bücher, Artikel in Fachzeitschriften usw.), oder Verwicklungen mit Akteuren außerhalb der Wissenschaft (z. B. Interessenverbände) werden nicht bzw. nur in den offenbarten Sichtweisen der WissenschaftlerInnen erkennbar. Dieses Labor ist beträchtlich zu erweitern, ist kaum zu lokalisieren und verändert sich in stetiger Wechselwirkung mit den Gesellschaften, die es performiert und in denen es selbst performiert wird – ob die Metapher dann noch trägt, ist fraglich.

Das zeitlich und räumlich Präzise des ethnografischen Blicks ist zu ergänzen, besonders wenn nicht nach Praktiken der Wissensgenierung in actu, sondern rückblickend nach der Genese, Legitimierung und Stabilisierung eines spezifischen Wissensbestands gesucht wird. Weder Raum noch Zeit sind dann klar zu umreißen. Folglich offerieren die *Laboratory Studies* wenig methodische Anleihen für die hier vorgeschlagene Untersuchung. Der Gewinn liegt jedoch in theoretischen Überlegungen, die aus den empirischen Untersuchungen abgeleitet und seitdem verdichtet wurden. Zentrale Implikationen hierfür gingen und gehen von AutorInnen in der Akteur-Netzwerk-Theorie-Tradition aus (u. a. Bruno Latour, John Law, Michel Callon, Madeleine Akrich). Die u. a. von ihnen vorgeschlagene Einbeziehung menschlicher sowie nicht-menschlicher Assoziationen in Erkundungen der Fabrikation von Wissen ist für die Verfolgung der vielfältigen Konstruktions- und Stabilisierungszusammenhänge von (soziologischen) Wissenskulturen, wie sie Keller und Pofelr diskutieren, instruktiv. Wird die Fixierung auf ein Labor problematisch, ist nun nach anderen Wegen zu suchen, um die Assoziationen sichtbar zu machen.

Einige Vorschläge, um die Objekte, hier „Wissensobjekte“, in ihren Konstruktionselementen zu betrachten, entlehne ich der „Liste von Situationen, in denen die Aktivitäten eines Objekts leicht sichtbar“ werden, aus Latours „Neuer Soziologie für eine neue Gesellschaft“ (Latour 2007b, S. 138 ff.). Neben Unfällen oder Defekten, zeitlicher, räumlicher oder fiktional erzeugter Distanz sind es Punkte der Innovation, die Aufschluss über beteiligte Entitäten geben können. Ich fokussiere letztgenannten Punkt, um am Beispiel zu beleuchten, wie Soziologie Deutungen konstruiert. Da ich die Hervorbringung des „Prekariats“ nicht mehr in „[...] der Werkstatt des Handwerkers, [...] der Entwicklungsabteilung des Ingenieurs, im Labor des Wissenschaftlers“ (Latour 2007b, S. 138) studieren kann, verbleibt der Weg zu den Archiven, Dokumenten, Abhandlungen, um den „Kri-

senzustand der Herstellung“ (Latour 2007b, S. 140) künstlich nachzuempfinden.¹⁰ Das Aufzeigen der Fabrikation gleicht, wie betont, nicht dem abwertenden Lüften eines Schleiers, sondern dem Interesse an den Konstruktionsbedingungen.

Ausgehend von der Genese sind allerdings weitere Bruchlinien zu verfolgen. Sich aufspaltende Diskursstränge, Uneinigkeiten der Auslegung und Ausformungen von Begriffen – etwas, das unter Deutungsmachtkonflikte (vgl. Stoellger 2014) zusammengefasst werden könnte – stellen Szissuren dar, an denen bereits verfestigt geglaubte Sachverhalte aufgebrochen und in Alternativen zusammengesetzt werden. Insbesondere für ein wissenschaftlich verhandeltes Wissensobjekt stellen diese Situationen der Neukonzeption und gleichzeitigen Fortschreibung einen zu erwartenden Normalstatus dar, so dass, neben den Entstehungszusammenhängen, diese konfliktiven Arrangements Aufmerksamkeit erfahren.

4 Methodische Einholung und Ergebnisausblick

Will sie in der Nachzeichnung von Spuren der Macht erfolgreich sein, benötigt Deutungsmachtanalyse einen möglichst umfassenden Blick auf ihren Gegenstand. Um dieser weiten Brille zu entsprechen, verfolge ich ein Mixed-Methods-Design und kombiniere quantitative mit qualitativen Verfahren empirischer Sozialforschung. Die Annäherung erfolgt auf zwei Wegen: 1. dem Text als zentralem Arbeitsmaterial der soziologischen Wissensvermittlung und -generierung (vgl. u. a. Farzin 2011, S. 35), 2. der Beobachtung von nicht-textuellen Aushandlungsprozessen, um zumindest retrospektiv das „gemeinsame Interpretieren“ von Sachverhalten nachzuvollziehen. Beide Stränge sind bedeutsam,

10 Diese Art der Sichtbarmachung wäre auch mit Bourdieu und Foucault zu diskutieren (vor allem am Punkt der Genese) (u. a. Bourdieu 1998a; Foucault 1973), aber bei beiden sind Bedenken zur Offenheit der Perspektive anzumelden. Anders formuliert ließe sich fragen, was vorab aus dem „Sozialen“ ausgeschlossen wird. So ist die potentielle theoretische Einbindung nicht-menschlicher Entitäten mit Bourdieu problematisch und mit Foucault zumindest diskussionsbedürftig. Während van Dyk ein „[...] Problem mit dem Materiellen und seiner [Foucaults; D.O.] Analyse“ (van Dyk 2013, S. 47) in der Diskursforschung anspricht, argumentieren Bührmann/Schneider (2008, S. 84) für eine Analysierbarkeit des Materiellen über Foucaults Dispositivbegriff. Die Überschneidungen von Deutungsmacht- und Dispositivanalyse werden an anderer Stelle zu diskutieren sein. Wenn keine Theorie hinter die grundlegende Architektur der Sozialtheorie zurück kann (vgl. Farzin 2011, S. 21), seien es nun Netze, Fluide, soziale Räume oder Diskurse, sind „blinde Flecken“ unvermeidlich. Ich versuche es hier mit dem weiten und wandelbaren „kaleidoscope“ (Mol 2010, S. 261) der ANT, das stets in seiner Ausrichtung zu überprüfen ist, um nicht fortwährend die gleiche Antwort – „its composed in a heterogenous fashion of unexpected elements“ (Latour 2013, S. 35) – auf unterschiedliche Fragen zu produzieren.

denn, wie Sutter betont, forschen wir auch in unserer Profession keinesfalls in „Einsamkeit und Freiheit“ einer individuellen Textproduktion und -rezeption (vgl. Sutter 2012, S. 438). Schlaglichtartig lässt sich die Herangehensweise wie folgt zusammenfassen:

Textbasierte Analysen:

Begriffsgeschichte

Eine begriffsgeschichtliche Auseinandersetzung ist ein konzeptionell und theoretisch unbequemes Unterfangen. Stets droht AutorInnen die Gefahr, sich in Essentialisierungen zu verheddern, einer Erfolgsgeschichte zu verfallen oder blind gegenüber dem eigenen Betreiben zu bleiben. In erster Linie ist sie Hinführung zu weiteren methodischen Schritten durch die Bestimmung des diskursiven Übergangs zu „Prekariat“. Die Lokalisierung eines „Startpunkts“, von dem aus eine Geschichte des Prekariats erzählt werden könnte, stellt dabei vor Probleme. Am Begriff „Prekariat“ anzusetzen, scheint zu eng, interessiert doch der Wandel zum Kollektivsingular. Ein Start bei ersten Beschreibungsformen von Ungleichheit ist deutlich zu weit. Als vermittelnde Strategie unternehme ich eine Aufbereitung, die vom „Prekären“ ausgeht und dessen Weg von „prekären Verhältnissen“ zu „Prekarität“ und „Prekarisierung“ bis zum „Prekariat“ verfolgt. Konflikte um Abgrenzung und Positionierung im Feld weiterer Klassifikationen sozialer Ungleichheit (z. B. Exklusion, Überflüssige, Unterklasse) flankieren diesen Ansatz. Auf diese Art wird nicht ein Punkt als faktischer Beginn gesetzt, sondern eine Konstellation von Entwicklungsbedingungen konstruiert.

Bibliometrische Analyse

Am begriffsgeschichtlich rekonstruierten Übergang zu „Prekariat“ setzen bibliometrische Verfahren an, um den Datenkorpus für nachfolgende Analysen zu generieren und erste Erkenntnisse über die Verbreitung der Deutung zu sammeln. Diese keineswegs übliche Einbeziehung bibliometrischer Verfahren verdankt sich einigen Arbeiten von Peter Weingart und Sabine Maasen zur Metaphernanalyse. Die Bibliometrie dient ihnen, u. a. bei der Verfolgung der Metapher „Chaos“ in der Wissenschaft (vgl. Weingart/Maasen 1997), zur Aufindung von Diffusionspfaden und Diskursarenen. Um das Datenkorpus von Publikationen mit Bezug zu „Prekariat“ zusammenzustellen, wurden verschiedene Datenbanken verwendet (Web of Science Core Collection, Scopus, GESIS: sowiport; Bibliotheksverbundkataloge; Schlagworte: „Prekariat“, „Precariat“).¹¹

11 Bewusst wurde auf die benachbarten Konzepte (Prekarisierung, Prekarität) oder vergleichbare Begriffe (z. B. Unterschicht, Subproletariat) verzichtet, da einerseits die ideen-

Es ist zu betonen, dass es sich um eine Approximation der Publikationszahlen und keine vollständige Erhebung handelt. Von Vollständigkeit kann angesichts der diversen Publikationswege (von denen die Datenbanken nur einige abdecken) und des dynamischen Forschungsgebiets, in dem noch immer veröffentlicht wird, keine Rede sein. Die systematische Erhebung wird daher durch Neuerscheinungen und weitere Funde ergänzt.

Inhaltsanalyse

Um die Fallstricke bibliometrischer Analysen in ihrer einzig quantitativen Ausrichtung zu meiden, ist eine inhaltsanalytische Koppelung für einen Feldüberblick zwingend. Das über die Bibliometrie zusammengestellte Material wird mittels Inhaltsanalyse unter verschiedenen Gesichtspunkten untersucht und gebündelt. Zentrale Aspekte für die Macht zur Durchsetzung von Deutungen in der Wissenschaft (z. B. SprecherInnen und deren Positionen, Arten der Bezugnahme auf Prekariat durch Definition, Abgrenzung, Anwendung oder Weiterführung, theoretische und empirische Rahmung) können so kategorisiert und systematisiert werden. Es entsteht ein Raster des Spezialdiskurses, das sichtbar werden lässt, wer, wann, wen, auf welche Art zitiert und zugleich einen Einblick in die Bedeutung verschiedener Auffassungen von „Prekariat“ gewährt.

Rhetorikanalyse

Auf einer nächsten Ebene verfolgen rhetorische Feinanalysen weitere Facetten der Deutungsmacht. Ich knüpfe hier an Sina Farzin an und wende mich der spezifischen Sprache soziologischer Analysen und Beschreibungen zu, die in textueller Form von dem Wahrheitsgehalt ihrer Aussagen überzeugen wollen. Persuasive und performative Funktionen von Text und Sprache geraten so in den Blick (vgl. Farzin 2011, S. 35). Zu fragen ist, wie die Figur des Prekariats erzeugt und von ihr überzeugt wird. Davon ausgehend, dass zwischen Form und Inhalt kein Blatt Papier passt (vgl. Hornuff 2014, S. 10), wird Rhetorik keinesfalls als unlautere Täuschung, sondern als unausweichlich eingewoben in die Konstitution von Wissenselementen verstanden. Metaphorik, Beispielhaftigkeit und Personalisierung sind rhetorische Mittel, die Farzin für die Stabilisierung eines Sprechens über die Grenzen des Sozialen herausgearbeitet hat (vgl. Farzin 2011, S. 8). Für die Untersuchung von „Prekariat“ möchte ich sie durch die Aufmerksamkeit für Ursprungsnarrationen (geteilte „Erstsichtung“ von „Prekariat“) und Teloi der Entwicklung, in denen ein vorheriger Zustand

politisch besonders interessante Klassenformation im Mittelpunkt der Untersuchung steht und andererseits die Verschlagwortung von „Prekariat“ umfassend ist, sodass nicht nur Arbeiten mit Verwendung des Begriffs im Titel aufgeführt werden. Von einer breiten Erfassung des Spezialdiskurses kann ausgegangen werden.

als „tatsächlich“ gesetzt wird, ergänzen. In einem weiten Verständnis von Rhetorik können auch „Bilder des Sozialen“ (Schlechtriemen 2014) beachtet werden.

Über den Text hinaus:

Teilnehmende Beobachtung

Um die Diskussion auf textueller Ebene durch Einbeziehung nicht-textueller Aspekte soziologischer Wissenskulturen zu ergänzen, versuche ich in teilnehmenden Beobachtungen Aushandlungsprozesse bei wissenschaftlichen Veranstaltungen nachzuvollziehen, die ich bei der Etablierung der Deutung „Prekariat“ nicht mehr verfolgen kann. Welche Definitionen von „Prekariat“ kommen zur Sprache? Wo zeigen sich Diskussionspunkte, Deutungscoalitionen oder Abgrenzungskämpfe? Wird unter der bestehenden Vielfalt soziologischer Deutungen sozialer Ungleichheit im aktuellen Tagungsgeschehen noch von „Prekariat“ gesprochen oder ist dieser „Forschungstrend“ vorüber? Diese Frage Schwerpunkte bilden den Rahmen für die Beobachtung von Tagungen, Arbeits-sitzungen, internationalen Konferenzen und Workshops, die nicht systematisch, sondern themenbezogen und kontrastiert ausgewählt wurden. Zugang zu den verschiedenen Veranstaltungen ergab sich sowohl über offizielle Ankündigungen als auch über persönliche Absprachen.

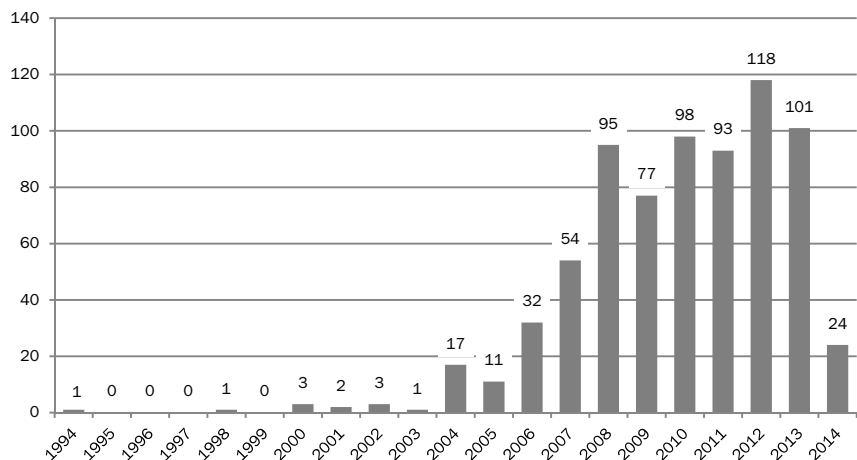
Obwohl ich derzeit noch keine endgültigen Ergebnisse vorlegen kann, möchte ich in einem kurzen Ausblick bisherige Auffälligkeiten versammeln. Ich beschränke mich dabei auf die Konstellationen, die ich vor den zeitaufwendigen Inhalts- und Rhetorikanalysen nachverfolgen konnte.

Die Begriffsgeschichte des Prekären kann sehr grob von „prekären Verhältnissen“ bei Marx, Geiger und Weber über die französischsprachige Debatte um „*précarité*“ in den 1970er/80er Jahren bis hin zu Bourdieus ubiquitärer Prekari-tät (vgl. Bourdieu 1998b) und dem Zonenmodell von Castel (2000) erzählt werden. Der „*catégorie française*“ (Barbier 2005) folgt die deutsche Diskussion „verspätet“ (Lopez 2012, S. 3). Auf eine Verschiebung von „atypischer“ zu prekärer Beschäftigung folgen Prekarität und Prekarisierung. Ein Übergang zum Kollektivbegriff „Prekariat“ findet sich im Spezialdiskurs nach der Jahrtausendwende (Abbildung 2).¹² Ein Text von Laurent Guilloteau ist einer der ers-

12 Im Diagramm erkenntliche Publikationen vor 2001 mit Schlagwort „Prekariat“ oder „precariat“ arbeiten nicht mit diesem Kollektivsingular. Es ist von den „Prekären“ (Gar-

ten, in denen von „*précariat*“ geschrieben wird (vgl. Guilloteau 2001). Es folgen Veröffentlichungen von Mario Candeias (2004) und im Zusammenhang mit den EUROMAYDAY-Protessen (u. a. Foti 2005). In der deutschen Diskussion wird vor allem die populäre, aber keineswegs erste Nutzung von Prekariat in einer Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung namens „Deutschland im Reformprozess“ hervorgehoben. Einer Ursprungsnarration gleich wird die Vorabveröffentlichung dieser Studie (vgl. Müller-Hilmer 2006) referenziert und im Zusammenhang mit einem Interview in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung des damaligen SPD-Vorsitzenden Kurt Beck als Ausgangspunkt einer Debatte um die „neue Unterschicht“ positioniert.

Abbildung 2: Publikationen mit Schlagwort „Prekariat / precariat“



Eigene Berechnungen und Erhebung anhand von GESIS Sowiport, Scopus, Web of Science Core Collection, GVK-Verbundkatalog. Absolute Häufigkeiten. Stand 30.09.2015.

Anhand der bibliometrischen Aufarbeitung verdeutlicht sich eine steigende Zahl von Publikationen zum „Prekariat“, von dem Sozialkundebücher bereits 2007 (vgl. Greving 2007, S. 76) schreiben. Bei einer Differenzierung von deutsch- und englischsprachigen Veröffentlichungen fällt auf, dass vor allem der deutsche Diskurs nach 2006 eine starke Dynamik erfährt und mit der genannten „Unterschichtendebatte“ in Verbindung zu stehen scheint. Eine ähnliche Entwicklung zeigt sich bei englischsprachigen Publikationen nach 2011.

demin 2000) oder „prekären Lagen“ in Abgrenzung zu „mittleren“ und „gehobenen“ (Geiling 2000) die Rede, aber nicht von Prekariat.

Hier fällt die weitreichende Rezeption von Guy Standings „The Precariat. The new dangerous class“ (2011) als zentrale Referenz der Debatte auf.

Diese verschobenen Forschungstrends finden sich in den bisherigen teilnehmenden Beobachtungen wieder. Während bei deutschsprachigen Konferenzen, Tagungen, Arbeitsbesprechungen und Workshops von Prekarisierung, Prekarität oder Armut die Rede ist, ohne dass der Kollektivsingulär „Prekariat“ verwendet wird, ist „the precariat“ bei internationalen Veranstaltungen ein nicht selten angeführtes Konzept. Vieles deutet darauf hin, dass die Nähe zum medialen Diskurs und damit assoziierte Vorstellungen einer Trivialisierung soziologischen Wissens (wie sie ähnlich der Exklusionsdebatte und speziell den Formationen der „Überflüssigen“ oder „Ausgeschlossenen“ vorgeworfen wird) zentral für die „Abkehr“ vom „Prekariat“ in der deutschsprachigen Debatte sind.

Als weitere Spur der bibliometrischen Analyse fällt eine Verdichtung von Veröffentlichungen um AutorInnen und Institutionen auf, die sich in den jeweiligen inhaltlichen Anknüpfungspunkten und Zitationen fortsetzen. Ohne hier auf einzelne AutorInnen einzugehen, kann von einer bedeutenden Rolle von Interessengruppen (wie Stiftungen oder Gewerkschaften) gesprochen werden. Als finanzielle Förderer von Untersuchungen und Träger einschlägiger Publikationen setzen sie im Diskursfeld zentrale Akzente. An diesen meist arbeitssoziologischen Veröffentlichungen werden Bruchlinien zu aktivistischen und geschlechtersoziologischen Aushandlungen sichtbar. Im internationalen Vergleich wird ein weiterer Riss deutlich, der zwischen deutsch- und englischsprachigen Publikationen verläuft. Angesichts der Bedeutung englischsprachiger Fachzeitschriften, der häufigen Rezensionen von Standings „The Precariat“ (2011) und der lebendigen internationalen Diskussion verwundert die deutsche Zitationszurückhaltung und wird weiter zu untersuchen sein.

Diese tentative Ergebnispräsentation benötigt Vertiefung, Ausweitung und verknüpfende Diskussion. Sie illustriert allerdings die Wege, auf denen ich mich der Hervorbringung soziologischen Wissens annähere. Die vorgestellte Deutungsmachtanalyse wird folglich als diskussionsbedürftiges Design eingebracht, das die Erforschung soziologischer Wissenskulturen durch die Verfolgung von „knowledge objects“ vorschlägt. Die am Beispiel verdeutlichte Strategie bedarf der zukünftigen Erprobung. Das gestiegene Interesse an der Reflexion der eigenen Wissenskonstruktionen, für die die Debatte um soziologische Wissenskulturen ein Ausdruck ist, lässt auf eine kritische Weiterführung hoffen.

Literatur

- Artus, Ingrid (2010): *Prekäre Kämpfe*. In: Jour-Fixe-Initiative Berlin (Hrsg.): *Souveränitäten. Von Staatsmenschen und Staatsmaschinen*. Münster: Unrast, S. 107-123
- Aulenbacher, Brigitte (2009): *Die soziale Frage neu gestellt - Gesellschaftsanalysen der Prekarisierungs- und Geschlechterforschung*. In: Castel, Robert/Dörre, Klaus (Hrsg.): *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung: die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main und New York: Campus-Verlag, S. 65-77
- Barbier, Jean-Claude (2005): *La précarité. Une catégorie française à l'épreuve de la comparaison internationale*. In: *Revue française de sociologie* 46, H. 2, S. 351-371
- Barlösius, Eva (2005): *Die Macht der Repräsentation: Common Sense über soziale Ungleichheiten*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Bain, Alison/McLean, Heather (2013): *The Artistic Precariat*. In: *Cambridge Journal of Regions, Economy and Society* 6, H. 1, S. 93-111
- Beck, Ulrich (Hrsg.) (1982): *Soziologie und Praxis: Erfahrungen, Konflikte, Perspektiven*. Göttingen: Schwartz
- Beck, Ulrich/Bonß Wolfgang (1989): *Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung? Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1982): *Geburtenrückgang: die wissenschaftliche Karriere eines politischen Themas*. In: Beck, Ulrich (Hrsg.): *Soziologie und Praxis: Erfahrungen, Konflikte, Perspektiven*. Göttingen: Schwartz, S. 243-274
- Berger, Peter A. (2015): *Von Texten und Bildern. Die Versozialwissenschaftlichung von Gesellschaftsbildern*. In: Hitzler, Ronald (Hrsg.): *Hermeneutik als Lebenspraxis*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 158-176
- Berger, Peter A. (1989): *Ungleichheitssemantiken: Graduelle Unterschiede und kategoriale Exklusivitäten*. In: *European Journal of Sociology* 30, H. 1, S. 48-60
- Berger, Peter A. (1988): *Die Herstellung sozialer Klassifikationen: Methodische Probleme der Ungleichheitsforschung*. In: *Leviathan* 16, H. 4, S. 501-520
- Blimlinger, Eva (2008): *Praktikantin, Projektantin, Prekariatin. Das Geschlecht des Prekariats oder die feminisierte Erwerbsarbeit*. In: Bidwell-Steiner, Marlen/Wagner, Ursula (Hrsg.): *Freiheit und Geschlecht. Offene Beziehungen, Prekäre Verhältnisse*. Innsbruck: Studien-Verlag, S. 91-105
- Boltanski, Luc (1987): *The Making of a Class: Cadres in French Society*. Cambridge und New York: Cambridge University Press
- Boltanski, Luc/Thévenot, Laurent (1991/2007): *Über die Rechtfertigung. Eine Soziologie der kritischen Urteilskraft*. Hamburg: Hamburger Edition
- Bonß, Wolfgang/Hartmann, Heinz (Hrsg.) (1985): *Entzauberte Wissenschaft. Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung*. Göttingen: Schwartz
- Bourdieu, Pierre (1998a): *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (1998b): *Gegenfeuer*. Konstanz: UVK
- Bourdieu, Pierre (1985): *Sozialer Raum und „Klassen“*. *Leçon sur la leçon*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Butterwegge, Christoph (2012): *Armut in einem reichen Land: Wie das Problem verharmlost und verdrängt wird*. Frankfurt am Main und New York: Campus-Verlag
- Bührmann, Andrea D./Schneider, Werner (2008): *Vom Diskurs zum Dispositiv: Eine Einführung in die Dispositivanalyse*. Bielefeld: transcript
- Candeias, Mario (2004): *Prekarisierung der Arbeit und Handlungsfähigkeit*. In: *Das Argument* 265, H. 3, S. 398-413
- Castel, Robert (2000): *Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit*. Konstanz: UVK
- Choi, Hae-Lin (2011): *Die Organisierung der Unorganisierbaren: USA, Südkorea, Italien. Gewerkschaftliche Strategien für prekär Beschäftigte*. Hamburg: VSA Verlag
- Disch, Lisa (2011): *Tea Party Movement. The American „Precariat“?* In: *Representation* 47 H. 2, S. 123-135

- Dörre, Klaus/Neis, Matthias (2008): Forschendes Prekariat? Mögliche Beiträge der Prekariatsforschung zur Analyse atypischer Beschäftigungsverhältnisse in der Wissenschaft. In: Klecha, Stephan/Krumbein, Wolfgang (Hrsg.): Die Beschäftigungssituation von wissenschaftlichem Nachwuchs. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaft, S. 127–142
- Du Gay, Paul/Hall, Stuart/Janes, Linda/Madsen, Anders K./Mackay, Hugh/Negus, Keith (Hrsg.) (1997): *Doing Cultural Studies: The Story of the Sony Walkman*. London und Thousand Oaks: Sage
- Dyk, Silke van (2013): Was die Welt zusammenhält. In: *Zeitschrift für Diskursforschung* 1, H. 1, S. 40–60
- Farzin, Sina (2011): *Die Rhetorik der Exklusion: zum Zusammenhang von Exklusionsthematik und Sozialtheorie*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft
- Foti, Alex (2005): „MAYDAY, MAYDAY! Flex Workers, PreCogs und das europäische Prekariat“. In: transversal – eipcp multilingual webjournal. www.eipcp.net/transversal/0704/foti/de (Abfrage: 19.10.2015)
- Foucault, Michel (1973): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Freudenschuss, Magdalena (2013): *Prekär ist wer? Der Prekarisierungsdiskurs als Arena sozialer Kämpfe*. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Gardemin, Daniel (2000): *Jugendphase im Umbruch*. Hannover: Universität Hannover
- Geiling, Heiko (2000): *Zum Verhältnis von Gesellschaft, Milieu und Raum. Ein Untersuchungsansatz zu Segregation und Kohäsion in der Stadt*. Hannover: Universität Hannover
- Guilloteau, Larent (2001): „Jeunesse du précaire, un salariat en mode mineur“. In: *Multitudes* 7. www.multitudes.net/Jeunesse-du-precaire-un-salariat/ (Abfrage: 01.11.2015)
- Greving, Johannes (2007): *Politik, Sozialkunde*. Berlin: Cornelsen Scriptor
- Hastedt, Heiner (2014): Was ist Deutungsmacht? - Philosophische Klärungsversuche. In: Stoellger, Philipp (Hrsg.): *Deutungsmacht. Religion und belief systems in Deutungsmachtkonflikten*. Tübingen: Mohr Siebeck, S. 89–102
- Hornuff, Daniel (2014): *Denken designen: Zur Inszenierung der Theorie*. Paderborn: Wilhelm Fink
- Jogschies, Rainer (2014): War das nicht schön!? Das „kreative Prekariat“ sollte für die Kulturpolitische Gesellschaft nicht zum Problem werden. In: *Kulturpolitische Mitteilungen* 145, H. 2, S. 52–53
- Johnson, Cedric G. (2011): The Urban Precariat. Neoliberalization, and the Soft Power of Humanitarian Design. In: *Journal of Developing Societies* 27, H. 3-4, S. 445–475
- Kreher, Simone/Matthäus, Katharina (2012): Armut nach gesetzlicher Lesart - ländliches Prekariat - Unterschicht? Zur Wahrnehmung von Armut und zur sozialen Konstruktion der/des Armen in der ostdeutschen Gesellschaft. In: Kreher, Simone (Hrsg.): *Von der „Leutenot“ und der „Not der Leute“: Armut in Nordostdeutschland*. Wien und Köln: Böhlau, S. 185–220
- Keller, Reiner/Poferl, Angelika (2015): *Soziologische Wissenskulturen. Zur Generierung wissenschaftlichen Wissens durch die Praxis der Auslegung*. In: Hitzler, Ronald (Hrsg.): *Hermeneutik als Lebenspraxis*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 177–191
- Knorr Cetina, Karin (2002): *Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Knorr Cetina, Karin (1984): *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Latour, Bruno (2013): *An Inquiry Into Modes of Existence. An Anthropology of the Moderns*. Cambridge: Harvard University Press
- Latour, Bruno (2008): *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Latour, Bruno (2007a): *Elend der Kritik. Vom Krieg um Fakten zu Dingen von Belang*. Zürich und Berlin: Diaphanes
- Latour, Bruno (2007b): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft: Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Latour, Bruno (1993): Eine Tatsache ist eine Tatsache. In: Schmidt, Rüdiger (Hrsg.): *Das Denken der Bilder*. Lübeck: Luciferlag, S. 210-220

- Latour, Bruno/Woolgar, Steve (1986): *Laboratory Life: The Construction of Scientific Facts*. Princeton: Princeton University Press
- Lau, Christoph (1989): Die Definition gesellschaftlicher Probleme durch die Sozialwissenschaften. In: Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (Hrsg.): *Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 384-419
- Law, John (2004): *After Method: Mess in Social Science Research*. London und New York: Routledge
- Link, Jürgen (2013a): Flexibilisierung minus Normalität gleich Prekarität? Überlegungen über Prekarisierung als Denormalisierung. In: Marchart, Oliver (Hrsg.): *Facetten der Prekarisierungsgesellschaft*. Bielefeld: transcript, S. 91–106
- Link, Jürgen (2013b): Diskurs, Interdiskurs, Kollektivsymbolik. Am Beispiel der aktuellen Krise der Normalität. In: *Zeitschrift für Diskursforschung* 1, H. 1, S. 7–24
- Lopez, Alberto (2012): La précarité de l'emploi. Synthèse des débats. In: *Les cafés de la statistique*, S. 1–18
- Lubbe, Hermann (1975): *Säkularisierung: Geschichte eines ideenpolitischen Begriffs*. 2. Auflage. Freiburg: Alber
- Marchart, Oliver (2013): Auf dem Weg in die Prekarisierungsgesellschaft. In: Marchart, Oliver (Hrsg.): *Facetten der Prekarisierungsgesellschaft*. Bielefeld: transcript, S. 7–20
- Mayerhauser, Torsten (2013): *Eine Kritik der parasozziologischen Vernunft: Sozialkritik im Dienst neoliberalistischen Denkens*. Konstanz: UVK
- Mol, Annemarie (2010): Actor Network Theory: Sensitive Terms and Enduring Tensions. In: Albert, Gert/Sigmund, Steffen (Hrsg.): *Soziologische Theorie kontrovers*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 253–269
- Motakef, Mona (2015): *Prekarisierung*. Bielefeld: transcript
- Müller-Hilmer, Rita (2006): „Gesellschaft im Reformprozess“. www.infratest-politikforschung.de/download/FES_Ergebnisse.pdf. (Abfrage: 01.10.2015)
- Neugebauer, Gero (2007): *Politische Milieus in Deutschland. Die Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung*. Bonn: Dietz
- Nickel, Hildegard Maria (2009): Die „Prekariert“ – eine soziologische Kategorie? Anmerkungen aus einer geschlechtersoziologischen Perspektive. In: Castel, Robert/Dörre, Klaus (Hrsg.): *Prekariät, Abstieg, Ausgrenzung: Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main und New York: Campus-Verlag, S. 209–218
- Osrecki, Fran (2011): *Die Diagnosegesellschaft: Zeitdiagnostik zwischen Soziologie und medialer Popularität*. Bielefeld: transcript
- Pelizzari, Alessandro (2008): Widerständiges Prekariat? Probleme der Interessenvertretung in fragmentierten Arbeitsmärkten. In: Eickelpasch, Rolf/Rademacher, Claudia/Lobato, Philipp R. (Hrsg.): *Metamorphosen des Kapitalismus - und seiner Kritik*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 193–215
- Pye, Oliver (2010): *Transnationales Prekariat? – Migration in Südostasien*. In: Schetter, Conrad J. (Hrsg.): *Die Grenzen Asiens zwischen Globalisierung und staatlicher Fragmentierung*. Berlin: EB-Verlag, S. 265–289
- Reichertz, Jo (2013): *Gemeinsam interpretieren. Die Gruppeninterpretation als kommunikativer Prozess*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Sander, Nadine (2012): *Das akademische Prekariat: Leben zwischen Frist und Plan*. Konstanz: UVK
- Schäfer, Franka (2013): *Armut im Diskursgewimmel*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Schlechtriemen, Tobias (2014): *Bilder des Sozialen. Das Netzwerk in der soziologischen Theorie*. Paderborn: Fink
- Sczesny, Anke/Kießling, Rolf/Burkhardt, Johannes (Hrsg.) (2014): *Prekariat im 19. Jahrhundert: Armenfürsorge und Alltagsbewältigung in Stadt und Land*. Augsburg: Wißner-Verlag
- Simon, Walter (2012): *Abschied von der Normalarbeit: Berufswelt und Arbeitsplatz im Umbruch*. Auerbach: Verlag Wissenschaftliche Scripten
- Smoczyński, Wawrzyniec (2006): In der permanenten Krise. Die polnische Gesellschaft ist gespalten – in blinde Eliten und ein aufbegehrendes Prekariat. In: *Berliner Republik*, H. 6, S. 18–26

- Standing, Guy (2011): *The Precariat. The New Dangerous Class*. London: Bloomsbury Academic
- Stehr, Nico (1994): *Arbeit, Eigentum, Wissen. Zur Theorie von Wissensgesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Stelzel, Michael (2009): *Generation Praktikum: Atypische Beschäftigung und modernes Prekariat im Fokus*. Wien: Sramek Verlag
- Stoellger, Philipp (2014): Deutungsmachtanalyse. Zur Einleitung in ein Konzept zwischen Hermeneutik und Diskursanalyse. In: Stoellger, Philipp (Hrsg.): *Deutungsmacht. Religion und belief systems in Deutungsmachtkonflikten*. Tübingen: Mohr Siebeck, S. 1–88
- Stolz-Willig, Brigitte (2011): *Hauptsache billig? Prekarisierung der Arbeit in den sozialen Berufen*. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Sutter, Barbara (2012): *Wissenschaftssoziologie der Soziologie*. In: Maasen, Sabine/Kaiser, Mario/Reinhart, Martin/Sutter, Barbara (Hrsg.): *Handbuch Wissenschaftssoziologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 429–441
- Thorkelson, Eli (2011): „Early Fragments on the Intellectual Precariat“. Decasia. www.decasia.org/academic_culture/2011/05/24/early-fragments-on-the-intellectual-precariate/ (Abfrage: 19.10.2015)
- Vogel, Berthold (2009): *Das Prekariat. Eine neue soziale Lage?* In: Castel, Robert/Dörre, Klaus (Hrsg.): *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung: die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main und New York: Campus-Verlag, S. 197–208
- Vogel, Berthold (2008): *Prekarität und Prekariat: Signalwörter neuer sozialer Ungleichheiten*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 58, H. 33, S. 12–18
- Wacquant, Loïc (2007): *Territoriale Stigmatisierung im Zeitalter fortgeschrittener Marginalität*. In: *Das Argument* 49, H. 3, S. 399–409
- Wansleben, Leon (2007): *Laborexplorationen. Eine inkongruente Perspektive auf den Alltag sozialwissenschaftlicher Praxis*. In: *Sozialwissenschaften und Berufspraxis* 30, H. 2, S. 279–290
- Weingart, Peter/Maasen, Sabine (1997): *The Order of Meaning. The Career of Chaos as a Metaphor*. In: *Configurations* 5, H. 3, S. 463–520

Zur Diskussion des genuin soziologischen Beitrags zur Wirtschaftsforschung

Dorothee Wilm

1 Einführung

Die Selbstthematizierung und -reflexion der Wirtschaftssoziologie dreht sich um die Frage, welchen genuin soziologischen Beitrag die Wirtschaftssoziologie zur Wirtschaftsforschung leisten kann. Die Diskussion wurde durch die jüngeren Entwicklungen des akademischen Feldes der Wirtschaftsforschung einerseits befeuert, andererseits erschwert. In der Diskussion werden verschiedene Probleme der Wirtschaftssoziologie, das Verhältnis zu den Wirtschaftswissenschaften sowie der daran gemessene Erfolg der Disziplin thematisiert.

Ausgehend von dem Konzept der „Wissenskultur“ nach Karin Knorr Cetina (2002) und angeregt durch das wissenssoziologische Programm der Identifizierung und Rekonstruktion verschiedener soziologischer Wissenskulturen, interpretiert der vorliegende Beitrag diese Diskussion in doppelter Weise. Zum einen als Verhandlung verschiedener möglicher wirtschaftssoziologischer Wissenskulturen im Sinne wirtschaftssoziologischer Selbstverständnisse. Zum anderen als Ort und Moment der Hervorbringung einer übergeordneten, genuin soziologischen Wissenskultur.

Die Frage nach der (oder den) soziologischen Wissenskultur(en), wie sie in diesem Sammelband und dem vorausgegangenen Workshop gestellt wurde (vgl. Keller/Poferl 2015a; Keller/Poferl 2015b) steht im Kontext eines wissenssoziologischen Programms, welches im Anschluss an die Arbeiten von Karin Knorr Cetina und die jüngeren Entwicklungen der Wissenschafts- und Technikforschung sowie unter Berücksichtigung soziologiegeschichtlicher Forschungen zur Entwicklung der Soziologie die empirische Erfassung und Rekonstruktion verschiedener soziologischer Wissenskulturen und eine darauf aufbauende Reflexion der Soziologie zum Ziel hat (vgl. Keller/Poferl 2015a; Keller/Poferl 2015b).

Dieses Programm ist Teil einer Soziologie, die zunehmend auf sich selbst, auf die eigenen kulturellen Prämissen und Praktiken verwiesen ist. Dirk Kaesler spricht in diesem Zusammenhang von der „[...] wissenssoziologischen, selbst-reflexiven Wende der Soziologie [...]“ (Kaesler 2005, S. 24). Dass die *Science and Technology Studies* (STS) sich nun nicht mehr nur auf die Naturwissenschaften beschränken, sondern auch die sozialwissenschaftliche Herstellung und Praxis von Wissen ins Visier nehmen (vgl. Camic/Gross/Lamont 2011, S. 1;

Kieserling 2004, S. 10 f.), ist dabei eine konsequente Folge der Einsicht in die Konstruiertheit jedweden Wissens. In ähnlicher Weise hatte diese Einsicht auch schon zuvor, Anfang der 1980er Jahre, die Frage der Verwendungsforschung nach dem Umgang mit soziologischem Wissen in der Praxis evoziert (vgl. Beck/Bonß 1984) sowie die in den 1990er Jahren unter dem Schlagwort „Mode 2“ geführte Diskussion über die postmodernen Produktionsweisen wissenschaftlichen Wissens (vgl. Nowotny/Scott/Gibbons 2003).

Von zentraler Bedeutung für das wissenssoziologische Programm ist das von Karin Knorr Cetina geprägte Konzept der „Wissenskultur“ (vgl. Knorr Cetina 2002). Eine „Wissenskultur“ umfasst demnach die Strategien, Prinzipien und Praktiken, die auf die Erzeugung wissenschaftlicher Erkenntnisse ausgerichtet sind (vgl. Knorr Cetina 2002, S. 11). Innerhalb einer Wissenskultur wird Wissen erzeugt und als wissenschaftlich bzw. wahr ausgezeichnet. Wissenskulturen bestimmen deswegen in einem Wissensgebiet „[...] *wie wir wissen, was wir wissen.*“ (Knorr Cetina 2002, S. 11, Hervorhebung im Original) Als Elemente oder Träger der Kultur sind die konkreten Forschungsinfrastrukturen, die tatsächlichen Forschungspraktiken sowie die „[...] Perspektiven, Erfahrungs-, Erwartungs- und Möglichkeitshorizonte, die durch verfügbare erkenntnistheoretische Positionen, Theorieparadigmen, Zitationstraditionen, bestehende Kontroversen und Koalitionen, etablierte methodologische Standards und entwickelte methodische Angebote eröffnet werden [...]“ (Keller/Poferl 2015b, S. 180) von Interesse.

Dieses umfassende Konzept von „Wissenskultur“ bietet einen fruchtbaren Ausgangspunkt für die Fragestellung dieses Beitrags. Denn es gelingt die Loslösung von statischeren Konzepten wie „Disziplin“ oder „Spezialgebiet“ (vgl. Knorr Cetina 2002, S. 13), die, wie die Auseinandersetzung mit der innerhalb der Wirtschaftssoziologie geführten Diskussion deutlich machen wird, in Bezug auf die Frage nach dem genuin *soziologischen* Beitrag zur Wirtschaftsforschung nicht weiterhelfen.

Mit Blick auf das Thema dieses Beitrags sind drei Aspekte des Konzepts der „Wissenskultur“ noch etwas konkreter zu bestimmen. Das Konzept, so wie es von Karin Knorr Cetina entwickelt und von Angelika Poferl und Reiner Keller aufgegriffen wurde, betont die Bedeutung von Praxis für die Hervorbringung von Kultur (vgl. Knorr Cetina 2002, S. 19 ff.; Keller/Poferl 2015b, S. 179 f., S. 188 f.). In diesem Beitrag, in dem es weniger um die empirische Erfassung einer spezifischen Wissenskultur geht, sondern vielmehr um die Interpretation und Reflexion einer wissenschaftsinternen Diskussion, in der die entsprechenden Fragen verhandelt werden, werden jedoch nicht die konkreten Forschungsinfrastrukturen (Materialität) und die tatsächlichen Forschungspraktiken (Praxis), sondern die Perspektiven, Erfahrungs-, Erwartungs- und Möglichkeitshorizonte (vgl. Keller/Poferl 2015b, S. 180) im Mittelpunkt des Interesses stehen. Letztere werden innerhalb der hier betrachteten Diskussion in Form der Verhandlung verschiedener möglicher wirtschaftssoziologischer Selbstver-

ständnisse fortlaufend konstruiert. Das Konzept der Wissenskultur wird in diesem Beitrag folglich auf diese Dimension von Kultur zugespitzt, ohne damit jedoch die Bedeutung von Praxis und Materialität herunterstufen zu wollen.

Der zweite Punkt ist, dass das Konzept der „Wissenskultur“ die Frage offen lässt, ob die diversen Wissenskulturen auf einer höheren Ebene in irgendeiner Form noch einmal aggregiert oder gegliedert sind. Ob beispielsweise die zahlreichen soziologischen Wissenskulturen einen gemeinsamen Ursprung oder Fixpunkt haben? Sei es die Selbstbeschreibung als „Soziologie“, eine gemeinsame Problemstellung – beispielsweise für die Soziologie die Frage, „wie ist soziale Ordnung möglich?“ (vgl. Luhmann 1993; Kieserling 2004) – oder, wie bei Reiner Keller und Angelika Pöferl mit Verweis auf Hans-Georg Soeffner angedeutet, die geteilte hermeneutische wissenschaftstheoretische Position (vgl. Keller/Pöferl 2015b, S. 177 f.). Der vorliegende Beitrag arbeitet die entsprechenden soziologischen Diskussionen zwar nicht auf, bezieht jedoch Stellung zu dieser Frage insofern, als übergeordnete soziologische Kulturelemente identifiziert werden.

Zuletzt sei darauf hingewiesen, dass die Friedlichkeit, die dem Kulturbegriff zueigen ist, nicht über persönliche und organisationale Machtinteressen und politische Kalküle hinwegtäuschen darf. In der Diskussion verschiedener möglicher wirtschaftssoziologischer Selbstverständnisse geht es immer auch um diese Aspekte von Kultur. Die Ausführungen zu den unterschiedlichen Bewertungsdimensionen des Erfolgs der Wirtschaftssoziologie werden dies zumindest ansatzweise deutlich machen.

Ausgehend von diesen Überlegungen zum wissenssoziologischen Programm und dem dafür zentralen Konzept der „Wissenskultur“ zeigt die Interpretation der wirtschaftssoziologischen Diskussion der Frage des genuin soziologischen Beitrags zur Wirtschaftsforschung auf, aus welchen Gründen sich die Wirtschaftssoziologie nicht auf eine Wissenskultur festlegen lässt, und ermöglicht ferner, Merkmale einer übergeordneten, allgemein soziologischen Wissenskultur zu identifizieren.

2 Die Konkurrenz von Soziologie und Wirtschaftswissenschaften und das Selbstverständnis der Wirtschaftssoziologie

Schon in ihren Anfängen war die Soziologie Wirtschaftssoziologie (vgl. Mikl-Horke 2008, S. 19 ff.)¹ und von Beginn an begleitete sie die Frage, was die Sozio-

1 Gertraude Mikl-Horke bezieht sich auf Adam Smith, Georg Wilhelm Friedrich Hegel, die ältere historische Schule, Karl Marx, Ferdinand Tönnies und August Comte. Ähnliche

logie auszeichnet (vgl. Kieserling 2004, S. 16). Die Frage ist: Was ist genuin *soziologisch*?

Die Entwicklungsgeschichte der Wirtschaftssoziologie zeigt, dass diese Frage auch für diese Teildisziplin wichtig ist und dass sie eine besondere Konnotation hat. Der Grund hierfür ist, dass die Geschichte der Wirtschaftssoziologie eine Geschichte der Konkurrenz von Soziologie und Wirtschaftswissenschaften ist.

Im 19. Jahrhundert wurde nicht zwischen Soziologie und Wirtschaftswissenschaft bzw. zwischen Gesellschaft und Wirtschaft unterschieden. Erst durch die Entwicklung der Nationalökonomie zur neoklassischen Wirtschaftstheorie einerseits und durch das Bestreben, die Soziologie als eigenständige wissenschaftliche Disziplin zu etablieren andererseits, kam es zur Trennung von Wirtschaftswissenschaften und Soziologie. In der Folge dieser Entwicklungen etablierte sich seit den 1940er Jahren eine mit Vilfredo Pareto und Talcott Parsons assoziierte Arbeitsteilung zwischen den beiden Disziplinen. Beide sprachen sich für eine klare Abgrenzung aus. Demnach sollten die Wirtschaftswissenschaften für den logisch-rationalen Kern der Wirtschaft und die Soziologie für deren normativ-soziale Rahmenbedingungen zuständig sein. Die Soziologie zog sich daraufhin mehr oder weniger von der Wirtschaftsforschung zurück² und überließ das Feld den Wirtschaftswissenschaften. Dort setzte mit der Arbeitsteilung die Phase der Konsolidierung der neoklassischen Theorie ein (vgl. Mikl-Horke 2008, S. 19 ff.; Pahl 2012, S. 10 f.; Bögenhold 2014, S. 10 ff.; Hedtke 2014, S. 26; Aspers/Dodd/Anderbergg 2015, S. 8).

Wie es schließlich ab Anfang der 1980er Jahre zur Aufhebung dieser Arbeitsteilung kam, wird in allen einschlägigen wirtschaftssoziologischen Lehrbüchern übereinstimmend dargelegt: Einen ersten Schritt stellte demnach der 1981 von Harrison C. White publizierte Artikel „Where Do Markets Come From?“ dar. Als maßgeblich und entscheidend gilt weiterhin der von Mark Granovetter 1985 publizierte Aufsatz „Economic Action and Social Structure: The Problem of Embeddedness“ sowie dessen Rede vor der American Sociological Association im gleichen Jahr (vgl. Aspers/Dodd/Anderbergg 2015, S. 10 f.). Der Gründungsvater der „Neuen Wirtschaftssoziologie“ formulierte unmissverständlich den Anspruch, die wirtschaftswissenschaftlichen Erklärun-

Darstellungen finden sich auch in anderen wirtschaftssoziologischen Selbstbeschreibungen (z. B. Heinemann 1987, S. 8 f.; Hedtke 2014, S. 24 f.; Krippner 2014, S. 2; Aspers/Dodd/Anderbergg 2015, S. 7).

2 Patrik Aspers und Kollegen verweisen auf eine Reihe mit Wirtschaft im weitesten Sinne befassten soziologischer Arbeiten, die zwar in diesem Zeitraum entstanden, jedoch nicht unter der Überschrift „Wirtschaftssoziologie“ zusammengefasst wurden (vgl. Aspers/Dodd/Anderbergg 2015, S. 8 f.).

gen durch soziologische zu ersetzen. Auf der Basis genuin soziologischer Konzepte sollte die Neue Wirtschaftssoziologie die Kernbereiche der Marktwirtschaft erklären (vgl. Heinemann 1987, S. 10 ff.; Mikl-Horke 2008, S. 37; Hedtke 2014, S. 26). Als Gründe für diesen Vorstoß der Soziologie gelten neben den allgemeinen gesellschaftspolitischen Veränderungen³ der sogenannte „ökonomische Imperialismus“⁴ und die Krise des neoklassischen Rationalitätsparadigmas⁵. Vor diesem Hintergrund wandte sich die Soziologie wieder auf breiter Front der Wirtschaftsforschung zu.

Diese Gründungsgeschichte der „Neuen Wirtschaftssoziologie“ prägt das Selbstverständnis der Disziplin bis heute in dreifacher Weise. Ein erster wesentlicher Aspekt des wirtschaftssoziologischen Selbstverständnisses ist die Kritik des neoklassischen Standardmodells. Diesem werden Realitätsferne vorgeworfen und bestimmte normative Implikationen (z. B. Profitstreben und allein am Eigennutz orientiertes Verhalten) zugeschrieben (vgl. Aspers/Dodd/Anderbergg 2015, S. 6). In der Kritik schwingt oft mit, dass es angesichts der Krisen und Katastrophen ein drängendes gesellschaftliches Bedürfnis nach alternativen ökonomischen Ansätzen gibt, dem es gerecht zu werden gilt. So formulieren beispielsweise David Colander und Kollegen mit Blick auf die Finanzkrise von 2008: „In our hour of greatest need, societies around the world are left in the dark without a theory.“ (Colander et al. 2009, S. 2)

Das zweite konstitutive Moment des Selbstverständnisses der Wirtschaftssoziologie ist der Rekurs auf die Gründungsväter der Soziologie (vgl. z. B. Strangmeier 2000, S. 229; Beckert 2009, S. 183), denen jeweils zugeschrieben wird, dass sie Wirtschaftswissenschaft und Soziologie nicht getrennt voneinander gedacht und betrieben haben. Die Trennung und heutige Distanz zwischen den beiden Disziplinen wird in erster Linie den Wirtschaftswissenschaften und ihrem Streben nach „Reinheit“ angelastet. Der Verweis auf die Klassiker und

-
- 3 Gemeint sind allgemeine gesellschaftspolitische Entwicklungen wie die Globalisierung, die Liberalisierung der Wirtschaftspolitik und die umfassenden Ökonomisierungstendenzen in allen Bereichen der Gesellschaft (vgl. Mikl-Horke 2008, S. 37).
 - 4 Als „ökonomischer Imperialismus“ wird das Vordringen der Wirtschaftswissenschaften in angestammte Bereiche der Soziologie bezeichnet, beispielsweise die Anwendung des ökonomischen Handlungs- und Erklärungsmodells auf die Familie durch Gary S. Becker oder auch das wiederaufkeimende Interesse für Institutionen innerhalb der Wirtschaftswissenschaften in Form der Transaktionskostentheorie, des Property-Rights- und des Agency-Ansatzes. Durch diese „imperialistischen“ Entwicklungen fühlte sich die Soziologie zu einer Gegenbewegung provoziert (vgl. Hedtke 2014, S. 28; Sparsam 2015, S. 98 f.).
 - 5 Neue Erkenntnisse an den Randbereichen der Wirtschaftswissenschaften und in angrenzenden Disziplinen haben das neoklassische Modell von Rationalität und den damit verbundenen Erklärungsanspruch der Wirtschaftswissenschaften unter Druck gesetzt und schließlich zu dessen Ausdifferenzierung bzw. Auflösung geführt (vgl. Kirchgässner 2008; Engels/Knoll 2012, S.13).

die von den Wirtschaftswissenschaften ausgehende Distanz zwischen den Disziplinen, erfolgt fast ebenso reflexartig, wie die Kritik des neoklassischen Standardmodells.

Die Entstehungsgeschichte der Wirtschaftssoziologie hat deren Selbstverständnis schließlich dahingehend geprägt, dass sich die Wirtschaftssoziologie im Verhältnis zu anderen soziologischen Teildisziplinen oder Bindestrich-Soziologien als besonders bedeutsam einschätzt (vgl. ebenfalls z. B. Beckert 2009). Diese Einschätzung beruht zum einen auf der Ansicht, dass die Disziplin Soziologie ursprünglich als Wirtschaftssoziologie entstanden ist, schließlich waren ihre Gründungsväter Wirtschaftssoziologen. Zum anderen basiert sie auf der Haltung, dass wirtschaftssoziologische Fragen immer den Kern der Gesellschaft betreffen und deren Bearbeitung deswegen immer auch in Hinblick auf die Kernthemen der allgemeinen Soziologie und der anderen Teildisziplinen relevant ist (vgl. Beckert 2009).

3 Die Entwicklungen des akademischen Feldes der Wirtschaftsforschung

Seit der Verkündung der „Neuen Wirtschaftssoziologie“ durch Mark Granovetter sind dreißig Jahre vergangen und das akademische Feld der Wirtschaftsforschung ist seither deutlich in Bewegung geraten. Für diese Dynamik sind – nicht nur, aber auch – Entwicklungen innerhalb der Soziologie und innerhalb der Wirtschaftswissenschaften verantwortlich.

Regina Bormann beschreibt eindringlich, wie die postmodernen Erfahrungen von Kontingenz, Heterogenität, Pluralität, Chaos, Individualisierung und Enttraditionalisierung sowie die Einsicht in die sprachliche Verfasstheit jeder Ordnung und die Konstruiertheit jedweden Wissens in der Wissenschaft allgemein, insbesondere jedoch in der Sozialwissenschaft und hier wiederum insbesondere in der Soziologie und in den ethnologischen Disziplinen, zu einer fundamentalen „epistemologischen Verunsicherung“ geführt haben (vgl. Bormann 2001).⁶ Die Verunsicherung sei Folge der veränderten Wahrnehmung sozialer Welt, brüchig gewordener Wahrnehmungs- und Interpretationsraster sowie aufbrechender Ordnungsvorstellungen (vgl. Bormann 2001, S. 10).

Dieser fundamentale Veränderungsprozess wird mit einer Vielzahl von Schlagwörtern beschrieben und diskutiert, von denen jedoch keines alle Inhalte und

6 Diese grundlegenden Entwicklungen wurden vielfach behandelt. Die Arbeiten von Heinz Bude (1988), Hubert Knoblauch (2003), Benjamin Jörissen (2007), Wolfgang Welsch (2008) und Doris Bachmann-Medick (2009) zeigen beispielhaft die Bandbreite der verschiedenen Facetten und Zugriffsweisen.

Anliegen erfasst (vgl. Bormann 2001). Entsprechende Schlagwörter sind beispielsweise: „Grundlagenkrise der Wissenschaft“, „linguistic turn“, „konstruktivistische Wende“, „Postmoderne“, „Poststrukturalismus“, „cultural turn“, „dekonstruktivistisches Paradigma“ und „Kommunikationsparadigma der Soziologie“.

Die damit bezeichneten Veränderungen wirken sich nicht nur indirekt über die Entwicklung und den Erfolg der Wissenssoziologie und der daraus folgenden Selbstthematisierung auf die Wirtschaftssoziologie aus, sondern auch direkt in Form von veränderten Prämissen und Forschungsinteressen. Beispielhaft zu nennen ist die Entwicklung performativitätstheoretischer oder diskursanalytischer wirtschaftssoziologischer Ansätze. Parallel zur Entwicklung innerhalb der Soziologie allgemein ist auch für die Wirtschaftssoziologie eine zunehmende Pluralisierung der Ansätze und Themen zu verzeichnen. Dazu gehört beispielsweise auch die Etablierung des Rational Choice Ansatzes und der Spieltheorie in der soziologischen Forschung (vgl. Mikl-Horke 2008, S. 36 f.; Sparham 2015, S. 100 f.). Außerdem gewannen qualitative empirische Forschungsmethoden und die hermeneutische Forschung an Bedeutung (vgl. Knoblauch 2003, S. 584).

Auch in Bezug auf die Wirtschaftswissenschaften wird von einer Phase fundamentaler Veränderung gesprochen (vgl. Colander/Holt/Rosser 2004, S. 485), und Hanno Pahl prognostiziert sogar einen kurz bevorstehenden Strukturbruch in der wirtschaftswissenschaftlichen Theorienlandschaft (vgl. Pahl 2012). Trotz der ungebrochenen Dominanz einzelner wirtschaftswissenschaftlicher Lehrbücher (Paul Samuelsons „Economics“ ist seit der Erstauflage 1948⁷ das Lehrbuch) und auch der langen Phase der Wirkmächtigkeit der sogenannten Chicago School (seit etwa 1970 bis Ende des 20. Jahrhunderts) ist die wirtschaftswissenschaftliche Forschung insgesamt deutlich differenzierter und vielfältiger geworden (vgl. Goodwin 2014).

Zwar waren die Wirtschaftswissenschaften wohl immer pluralistischer als ihnen von außen zugeschrieben wurde (die Identifizierung der „Orthodoxie“ ist bekanntermaßen eher Fremd- als Selbstbeschreibung; vgl. Colander/Holt/Rosser 2004, S. 490 ff.), doch haben neue Erkenntnisse an den Randbereichen der Disziplin und in den angrenzenden Disziplinen zu deutlichen Veränderungen innerhalb der Wirtschaftswissenschaften geführt. Gemeint ist vordringlich die Ausdifferenzierung bzw. Auflösung des neoklassischen Modells von Rationalität, welches im Modell des *homo oeconomicus* zusammengefasst ist⁸ (vgl. Kirchgässner 2008; Engels/Knoll 2012, S. 13).

7 Das Lehrbuch liegt inzwischen in der 19. Auflage vor und wurde seit der Erstveröffentlichung mehrfach überarbeitet. Alle nach 1985 erschienenen Auflagen hat Paul Samuelson gemeinsam mit William Nordhaus herausgegeben (vgl. Samuelson/Nordhaus 1948/2009).

8 Das Modell des *homo oeconomicus* ist vor allem durch verhaltens- und neuroökonomi-

Die Entwicklung der neoklassischen Standardtheorie in Richtung „Neue Mikroökonomie“ ist jedoch nur das offenkundigste Anzeichen für den Wandel der Disziplin. Hanno Pahl verweist zudem auf ökumenische Tendenzen unter den heterodoxen Strömungen. So sei zu beobachten, dass die (mainstream-) heterodoxen Ansätze weniger politisch motiviert und nicht länger als Alternativentwurf oder Gegenparadigma in Stellung gebracht werden. Vielmehr werde sich stattdessen – quasi in bisher nie da gewesener heterodoxer Geschlossenheit – gemeinsam für mehr Pluralität innerhalb des Theoriespektrums, der Forschung und der Lehre ausgesprochen (vgl. Pahl 2012, S. 12 f.).

Das akademische Feld der Wirtschaftsforschung ist in der Folge dieser Entwicklungen deutlich in Bewegung geraten. Hinzu kommt, dass sich auch andere Disziplinen, beispielsweise die Kulturwissenschaften, zunehmend für den Gegenstandskomplex „Wirtschaft“ interessiert haben (vgl. z. B. Hutter 1996). Das akademische Feld der Wirtschaftsforschung ist also keinesfalls für die Wirtschaftswissenschaften und die Soziologie reserviert.

4 Wie hat die Wirtschaftssoziologie auf diese Entwicklungen reagiert?

Die Wirtschaftssoziologie hat von diesen Dynamiken in vielfältiger Weise profitiert (vgl. Rona-Tas/Gabay 2007; Beyer 2012). Beispielsweise ist das granovetterische „Einbettungsparadigma“ heute weniger dominant. Neben der Einbettungsperspektive haben sich andere Forschungsperspektiven wie die systemtheoretische Netzwerkperspektive oder performativitätstheoretische, diskurstheoretische oder institutionentheoretische Perspektiven etabliert. Auch die Themen der wirtschaftssoziologischen Forschung haben sich diversifiziert. Als bedeutsame und beliebte Themen haben sich Märkte, insbesondere Finanzmärkte, aber auch Unternehmen, Wettbewerb, Preisbildungsprozesse etc. herauskristallisiert. Insgesamt wird in der Wirtschaftssoziologie ein deutlicher Schwerpunkt auf die empirische Forschung gelegt. Und das durchaus erfolgreich: Die empirische Forschung konnte die auch von psychologischer und verhaltenswissenschaftlicher Seite vorgebrachte Kritik am neoklassischen Stan-

sche Erkenntnisse unter Druck geraten. Kritisiert wurden unter anderem die Annahme konstanter Präferenzen und die Annahme vollständiger Informationen. Der stärksten Kritik ist jedoch die Rationalitätsannahme ausgesetzt. Verhaltens- und neurowissenschaftliche Forschungen, ebenso wie psychologische und soziologische Forschungen haben beispielsweise eindrücklich gezeigt, dass Entscheidungen durch Emotionen beeinflusst werden und keineswegs immer die beste Alternative, bzw. diejenige Alternative, die den eigenen Nutzen maximiert, gewählt wird.

dardmodell erfolgreich unterstreichen und ergänzen. Dies gelang ihr insbesondere durch die Hervorhebung der Relevanz sozialer Positionierung und institutioneller Kontexte für Präferenzbildungs- und Entscheidungsprozesse (vgl. Sparsam 2015, S. 97). Insgesamt ist die Argumentationsvielfalt soziologischer Ansätze bemerkenswert (vgl. Beyer 2012).

Doch die Veränderungen haben auch eine Kehrseite: Die Wirtschaftssoziologie wurde in den vergangenen Jahren mit der Herausforderung konfrontiert, sich mit den vielfältigen neuen Facetten sowohl innerhalb des eigenen Fachs als auch in den Nachbardisziplinen auseinanderzusetzen. Es ist schwieriger geworden, einen eindeutigen Gegner zu identifizieren, von dem es sich abgrenzen lässt (vgl. Beyer 2012, S. 241). Die plakative Kontrastierung von Wirtschaftswissenschaften auf der einen und Soziologie auf der anderen Seite ist obsolet, das simple Freund-Feind-Schema durch die genannten Entwicklungen schlicht hinfällig geworden.

Mit der Aufhebung der Arbeitsteilung zwischen Soziologie und Wirtschaftswissenschaften Anfang der 1980er Jahre erfolgte keine Rückkehr zu einer wie auch immer gearteten Einheit der Wirtschaftsforschung. Stattdessen hat sich ein sehr offenes akademisches Feld entwickelt (vgl. Beckert/Deutschmann 2010, S. 10). Bei Betrachtung der Forschungsinteressen, der leitenden Annahmen und der verfolgten Ziele ist festzustellen, dass sich kognitive Grenzen zwischen den Disziplinen nicht eindeutig bestimmen lassen (vgl. Mayntz 2005; Hodgson 2008). Offensichtlich führt es nicht weiter, Soziologie und Wirtschaftswissenschaften anhand unterschiedlicher Forschungsbereiche und -gegenstände zu unterscheiden. Aber auch die Unterscheidung der Disziplinen entlang genuin soziologischer und genuin wirtschaftswissenschaftlicher Konzepte und Methoden ist mit den Entwicklungen der vergangenen Jahrzehnte immer schwieriger geworden. Mit dem Ende der Arbeitsteilung werden die Grenzen zwischen Soziologie und Wirtschaftswissenschaften deswegen auf ganz unterschiedliche Weisen gezogen und aus verschiedenen Gründen behauptet und in Frage gestellt (vgl. Mayntz 2005, S. 286; Hodgson 2008, S. 135 ff.; Beyer 2012, S. 241). Dies zeigt auch die Betrachtung der wirtschaftssoziologischen Diskussion der Frage des genuin soziologischen Beitrags zur Wirtschaftsforschung.

5 Die durchwachsene Bilanz der Neuen Wirtschaftssoziologie

Die wirtschaftssoziologische Selbstthematization erfolgt oftmals in Form einer Erfolgsbilanzierung. Eine Aussage zum „Erfolg“ der Wirtschaftssoziologie ist regelmäßig Teil wirtschaftssoziologischer Beiträge (z. B. Beckert 1996; Ronatas/Gabay 2007; Beckert/Deutschmann 2010; Beyer 2012; Bögenhold 2014). Es ist auffällig, dass mit dem „Erfolg“ der Wirtschaftssoziologie durchaus Ver-

schiedenes gemeint ist, und es erscheint sinnvoll, drei Bedeutungen zu unterscheiden, da auf diese Weise ersichtlich wird, in welchen Zusammenhängen die Diskussionen um den soziologischen Beitrag zur Wirtschaftsforschung verortet werden. Maßstab für die Bewertung des Erfolgs sind in allen drei Fällen die Wirtschaftswissenschaften.

Einige Autoren verstehen den Erfolg der Wirtschaftssoziologie als *gesellschaftspolitischen Erfolg* (vgl. z. B. Rona-Tas/Gabay 2007). Bewertet werden die Wirksamkeit und Umsetzung wirtschaftssoziologischer Forschungsergebnisse in gesellschaftspolitischen Kontexten, durchaus auch im Sinne von Politikberatung und policy making. Bewertet wird auch – etwas allgemeiner – die öffentliche Resonanz, vor allem die Medienpräsenz. An anderer Stelle wird „Erfolg“ anders verstanden, und zwar als der *transdisziplinäre und wissenschaftspolitische Erfolg* der Disziplin (vgl. z. B. Zuckerman 2003; Beckert/Besedovsky 2009). Nach diesem Verständnis geht es um den Erfolg der Wirtschaftssoziologie beim Einwerben von Fördergeldern, um die Beliebtheit des Studienfachs oder die disziplinenübergreifende Resonanz, die sich beispielsweise anhand der fächerübergreifenden Zitationsmuster messen lässt. Neben diesen beiden externen Erfolgsdimensionen wird „Erfolg“ außerdem, das ist nicht überraschend, auch im Sinne *intellektuellen Erfolgs* verstanden (vgl. z. B. Beckert 1996, Beckert/Deutschmann 2010; Beyer 2012). Damit ist die Beschreibungs- und Erklärungsleistung der Wirtschaftssoziologie gemeint, ihr Beitrag zum wissenschaftlichen Fortschritt.⁹ Der intellektuelle Erfolg wird als unabhängig vom gesellschaftspolitischen und transdisziplinären Erfolg verstanden und entsprechend auch unabhängig von diesem bewertet.

Bezogen auf diese drei Erfolgsdimensionen fällt die Bilanz für die Wirtschaftssoziologie durchwachsen aus: Während der gesellschaftspolitische und transdisziplinäre Erfolg mit ärgerlichem Seitenblick auf die scheinbar nicht klein zu bekommenden Wirtschaftswissenschaften eher schlecht bewertet wird (z. B. Block 2007; Rona-Tas/Gabay 2007)¹⁰, wird der intellektuelle Erfolg in der Regel durchaus positiv bewertet (vgl. z. B. Rona-Tas/Gabay 2007, S. 350; Beckert/Deutschmann 2010), auch wenn regelmäßig die fehlende Geschlossenheit der Theorie(n) im Vergleich zur Geschlossenheit der ökonomischen Orthodoxie bemängelt wird (vgl. z. B. Heinemann 1987, S. 7; Rona-Tas/Gabay 2007, S. 342; Hedtke 2014, S. 28).

Die bisherigen Ausführungen machen zweierlei deutlich:

9 Man kann sich sicherlich darüber streiten, ob „Fortschritt“ eher realistisch-positivistisch im Sinne einer „Annäherung an die Wahrheit“ oder eher konstruktivistisch im Sinne einer „Erweiterung von Welt“ verstanden werden sollte.

10 Eine Ausnahme sind Jens Beckert und Christoph Deutschmann, die die Resonanz auf die wirtschaftssoziologische Forschung sehr positiv bewerten (vgl. Beckert/Deutschmann 2010, S. 7).

1. Die Wirtschaftssoziologinnen und -soziologen teilen trotz aller Differenzen im Kern den Anspruch und Optimismus, dass die Wirtschaftssoziologie einen relevanten Beitrag zur Wirtschaftsforschung leisten kann, und aufgrund der gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen (wichtige Schlagworte in diesem Zusammenhang sind „Globalisierung“ und „Finanz- und Wirtschaftskrise“) auch direkt aufgefordert ist, einen Beitrag zu leisten, welcher so, in der Form, nicht von den Wirtschaftswissenschaften geleistet wird oder geleistet werden kann (vgl. Hedtke 2014, S. 28). Die Frage, *ob* die Wirtschaftssoziologie einen relevanten Beitrag leisten kann, wird also einstimmig mit Ja beantwortet. *Was* für ein Beitrag das sein soll und kann, ist jedoch nach wie vor unklar.
2. Der entscheidende Bezugspunkt für die Auseinandersetzung mit dieser Frage ist das Verhältnis von Soziologie und Wirtschaftswissenschaften. Das Verhältnis zu den Wirtschaftswissenschaften war nicht nur für die Gründung und Etablierung der Disziplin und den Neuanfang der „Neuen Wirtschaftssoziologie“ ab Anfang der 1980er Jahre maßgebend, sondern ist auch heute noch der Fixpunkt für die Bewertung des wirtschaftssoziologischen Erfolges.

6 Wirtschaftssoziologische Varianten der Verhältnisbestimmung von Wirtschaftssoziologie und Wirtschaftswissenschaften

Die Auseinandersetzung mit der Frage nach dem genuin *Soziologischen* ist innerhalb der Wirtschaftssoziologie ein wichtiges Thema, welches allerdings immer mit der Zusatzfrage verhandelt wird, wie das Verhältnis zur Nachbardisziplin zu fassen ist (vgl. Albert 1967, S. 470 ff.; Bögenhold 2014, S. 7).

Üblicherweise werden in diesem Zusammenhang zwei konträre Positionen voneinander unterschieden (vgl. z. B. Hedtke 2014, S. 24; Sparsam 2015, S. 102). Den Wirtschaftssoziologinnen und -soziologen, die die wirtschaftswissenschaftliche Theorie mit soziologischen Mitteln erweitern und ergänzen, nicht aber abschaffen wollen, stehen diejenigen gegenüber, die die neoklassische Wirtschaftstheorie für falsch halten und sie durch soziologische Theorien ersetzen wollen. Diese Zweiteilung mag für die soziologischen Klassiker zutreffend sein (vgl. Hedtke 2014, S. 24), die gegenwärtige Wirtschaftssoziologie erscheint jedoch differenzierter. Fünf Positionen können unterschieden werden.¹¹

Entsprechend der klassischen Position von Auguste Comte und Émile

11 Frank Beckenbach (1994) und Reinhard Strangmeier (2000) unterscheiden ebenfalls nicht nur die beiden klassischen Positionen und zeichnen in ihren Beiträgen ein komplexeres Bild (vgl. Beckenbach 1994; Strangmeier 2000).

Durkheim sind drei der fünf Auffassungen zum Verhältnis von Soziologie und Wirtschaftswissenschaften unter der Überschrift „Einheit der Sozialwissenschaft“ zu fassen. Die Erste begreift die Wirtschaftswissenschaften als Teil der allgemeinen Soziologie und ordnet sie dieser deshalb unter. Die Soziologie ist in diesem Verständnis die Theorie des Sozialen und Wirtschaft ein Aspekt des Sozialen. Diese Position, vertreten beispielsweise von Hans Albert (vgl. Albert 1967, S. 473) und Jens Beckert (vgl. Sparsam 2015, S. 242),¹² entspricht weitestgehend der klassischen Variante Comtes und Durkheims.

Von dieser klassischen Position sind zwei weitere zu unterscheiden. Beide zielen darauf ab, Soziologie und Wirtschaftswissenschaften miteinander zu verschmelzen und Wirtschaftssoziologie als Sozioökonomie zu betreiben (vgl. Mikl-Horke 2008, S. 38). Obwohl unter der „Einheit der Sozialwissenschaft“ jeweils Unterschiedliches verstanden wird, stehen die Vertreter beider sozio-ökonomischer Varianten vor der Herausforderung, sich mit den institutionellen Grenzen zwischen den Disziplinen, den Professionspolitiken und Statusinteressen auseinanderzusetzen und diese zu überwinden (vgl. Hedtke 2014, S. 50).

Ausgehend vom ökonomischen Erklärungsmodell (individuelles Akteursverhalten, begrenzte aber intendierte Rationalität, usw.) besteht die zweite Variante in dem Versuch, das ökonomische Modell zu verbessern, die ökonomische Theorie realistischer zu gestalten und den Anwendungsbereich der Theorie zu erweitern. (z. B. das Mechanismusprogramm von Michael Schmid). Die Einheit der Sozialwissenschaft soll in diesem Fall folglich über ein allgemeingültiges Erklärungsmodell erreicht werden (vgl. Schmid 2008, S. 88).

Die Vertreter der dritten Variante haben hingegen eine andere Vorstellung von der Einheit der Sozialwissenschaft. Ausgehend von der Überzeugung, dass ähnliche konzeptionelle Ansätze aus den unterschiedlichen Disziplinen oft weniger weit auseinander liegen, als unterschiedliche Ansätze innerhalb der jeweiligen Disziplinen, ist ihr Ziel, diese transdisziplinären Ansätze herauszuarbeiten. Sie wollen so je partielle Einheiten der Sozialwissenschaft herstellen und gleichzeitig die paradigmatische Vielfalt, die als bereichernd beurteilt wird, erhalten (vgl. Hedtke 2014, S. 49 f.).

Neben diesen drei einheitswissenschaftlichen Ansätzen wird auch weiterhin,

12 Jan Sparsam analysiert (u. a.) den wirtschaftssoziologischen Ansatz von Jens Beckert anhand dessen zahlreich veröffentlichter Artikel (vgl. Sparsam 2015, S. 241 ff.). Sparsam beschreibt Beckerts Vision der Soziologie als *master discipline* für die Analyse der maßgeblichen sozialen Grundlagen wirtschaftlichen Handelns. Die Wirtschaftswissenschaften werden von Beckert hingegen zur Hilfswissenschaft degradiert. Sparsam zitiert an dieser Stelle den von Jens Beckert verfassten Artikel „Die sittliche Einbettung der Wirtschaft. Von der Effizienz- und Differenzierungstheorie zu einer Theorie wirtschaftlicher Felder“, erschienen 2012 im Berliner Journal für Soziologie (vgl. Sparsam 2015, S. 242).

ganz im Sinne der klassischen Position Max Webers oder Joseph Schumpeters, das Verhältnis von Soziologie und Wirtschaftswissenschaften als ein komplementäres Verhältnis verstanden. Die Wirtschaftssoziologie tritt dann als Komplementärwissenschaft zu den Wirtschaftswissenschaften auf. Vertreter dieser Auffassung insistieren darauf, dass jedwedes wirtschaftliche Handeln, weil es „sozial eingebettet“ ist, nicht allein ökonomisch erklärt werden kann. Die Wirtschaftssoziologie begibt sich damit in eine defensive Rolle des „me too“, in der für jeden Einzelfall nachzuweisen ist, dass der soziologische Beitrag zu einem ökonomischen Problem X auch wichtig ist (vgl. Strangmeier 2000, S. 229 f.). Problematisch ist zudem die Bestimmung der Kriterien, anhand derer die „sozialen“ und die „ökonomischen“ Anteile des zu erklärenden Problems identifiziert werden können.

Eine fünfte, recht populäre Position (bzw. Nicht-Position) ist außerdem, keine der genannten Varianten zu favorisieren und das Verhältnis zu den wirtschaftswissenschaftlichen Kategorien und Konzepten unbestimmt zu lassen. In diesen Fällen werden einzelne Theorieperspektiven aus dem Fundus der Soziologie aufgegriffen und auf „Wirtschaft“ angewendet. So lassen sich beispielsweise eine systemtheoretische, eine performativitätstheoretische, eine netzwerktheoretische oder eine diskurstheoretische Perspektive unterscheiden. Solche *soziologischen Perspektiven* eröffnen jeweils einen besonderen Blickwinkel mit einer spezifischen Fragestellung. Das Verhältnis von Soziologie und Wirtschaftswissenschaften ist in dieser Variante deshalb zwar nicht vom Gegenstand, wohl aber vom Forschungsinteresse her komplementär. Der Bezug zu den Kategorien und Methoden der Wirtschaftswissenschaften wird, abgesehen von der gängigen, identitätsstiftenden Kritik des neoklassischen Standardmodells, meist unbestimmt gelassen.

7 Die gegenwärtige Lage der Wirtschaftssoziologie – Selbstdiagnosen

Es ließe sich nun mit Recht einwenden, dass diese Auffächerung der verschiedenen Varianten der Verhältnisbestimmung von Wirtschaftssoziologie und Wirtschaftswissenschaften als Beschreibung der gegenwärtigen Situation der Wirtschaftssoziologie unproblematisch ist. Schließlich spiegelt die Pluralität der Positionen die Pluralität innerhalb der soziologischen Disziplin insgesamt, und es ist zu hoffen, dass die Konkurrenz verschiedener Perspektiven kontroverse Diskussionen ermöglicht, welche in der Regel sehr fruchtbar sind. Zudem scheint die Uneinigkeit dem empirischen Programm der Neuen Wirtschaftssoziologie nicht im Weg zu stehen. Das alles ist richtig. Es lohnt sich dennoch, auch nach den selbstkritisch diagnostizierten Problemen der Wirtschaftssoziologie zu fragen.

Zunächst ist eine etwas diffuse Unzufriedenheit innerhalb des Fachs zu bemerken, welche mitunter in der bereits thematisierten durchwachsenen Erfolgsbilanz zum Ausdruck kommt. Es scheint ein allgemeines Unbehagen zu herrschen, das in Zeiten des dauerpräsenten ökonomischen Krisenpotentials in der ernüchternden Einschätzung begründet sein mag, dass die hochgradig differenzierte Wirtschaftssoziologie genauso wenig dazu in der Lage ist, ganzheitliche Zusammenhänge zu sehen, wie die fortwährend kritisierten, hochspezialisierten Wirtschaftswissenschaften (vgl. Haller 2014, S. 31).

Als problematisch wird des Weiteren erachtet, dass sich die von Seiten der Wirtschaftssoziologie reflexartig vorgebrachte Kritik an den Wirtschaftswissenschaften vor allem auf die standardisierten wirtschaftswissenschaftlichen Lehrbuchinhalte bezieht, und der eigentliche Status quo der Nachbardisziplin nicht angemessen berücksichtigt wird (vgl. Pahl 2011, S. 380). Die verkürzte Kritik untermauert die gegenseitige Ignoranz, und die Auseinandersetzung mit den Erkenntnissen der Nachbardisziplin beschränkt sich auf Lippenbekenntnisse. So werde die konstruktiv-kritische Auseinandersetzung mit den ökonomischen Theorien zwar ständig gefordert, bleibe aber bislang meist plakativ und zögerlich (vgl. Maurer 2008, S. 13). In Folge dieser Praxis würden Anregungen nicht aufgegriffen und Anschlussmöglichkeiten verpasst (vgl. Pahl 2012, S. 1 f.). Der einseitige Fokus der Wirtschaftssoziologie auf die Kritik und Abgrenzung von den Wirtschaftswissenschaften bedinge zudem, dass wertvolle Anregungen und Anschlussmöglichkeiten aus anderen Teil- und Nachbardisziplinen (beispielsweise der Organisationssoziologie oder der Evolutionsökonomik) unbeachtet bleiben (vgl. Hodgson 2008, S. 142 ff.). Problematisch an dieser Situation ist zum einen, dass die Wirtschaftssoziologie vielfältige intellektuelle Chancen vergibt und zum anderen, dass die sich dynamisch weiterentwickelnde ökonomische Theorie, im Schatten der Nichtbeachtung, die Relevanz der Wirtschaftssoziologie in Zukunft in Frage stellen könnte. Die Wirtschaftssoziologie könne es sich deswegen nicht erlauben, sich nicht ernsthaft mit den jüngeren Entwicklungen innerhalb der Wirtschaftswissenschaften auseinanderzusetzen (vgl. Maurer 2008, S. 13).

Ein weiterer Vorwurf, der innerhalb der Wirtschaftssoziologie artikuliert wird, zielt auf den Mangel an erkenntnistheoretischen, begriffstheoretischen und wissenssoziologischen Analysen der Grundlagen des soziologischen Verständnisses von Wirtschaft ab (vgl. Mikl-Horke 2008, S. 39). So bleibe oft ungeklärt, was mit den Begriffen „soziologisch“, „soziologische Herangehensweise“, „ökonomisch“ oder „ökonomische Phänomene“ eigentlich gemeint ist (vgl. Hodgson 2008, S. 135). Auch wenn dieser Aufsatz die Schwierigkeit (und vielleicht Unmöglichkeit) der Einigung auf ein geteiltes Verständnis dieser Begriffe deutlich macht, so kann doch eine transparente Diskussion über die damit verbundenen Herausforderungen sowohl innerhalb des Fachs die Orientierung und Meinungsbildung unterstützen als auch es den Nachbardisziplinen erleich-

tern, Anschlüsse zur Wirtschaftssoziologie zu erkennen und zu nutzen. In diesem letzteren Sinne versteht auch Gertraude Mikl-Horke die Auseinandersetzung mit den eigenen Grundannahmen als Voraussetzung für interdisziplinäre Zusammenarbeit (vgl. Mikl-Horke 2008, S. 39).

In eine ähnliche Richtung zielt die immer wieder vorgebrachte Forderung, die Wirtschaftssoziologie stärker in die allgemeine Soziologie und deren Theoriediskussionen einzubetten (vgl. z. B. Baecker 2006, S. 5 f.; Rona-Tas/Gabay 2007, S. 350; Maurer 2008, S. 13; Mikl-Horke 2008, S. 38). Dass es an solch einer Einbindung mangelt, wird nicht zuletzt mit Blick auf die hier verhandelte wirtschaftssoziologische Diskussion um den genuin soziologischen Beitrag zur Wirtschaftsforschung deutlich. Innerhalb des Fachs wird insbesondere kritisiert, dass die Wirtschaftssoziologie, statt den Anschluss an die Theoriediskussionen der Soziologie zu suchen, den Vorrang der empirischen Forschung betont (vgl. Hodgson 2008, S. 145 f.). Und es wird darauf hingewiesen, dass sowohl für den interdisziplinären Austausch, als auch für die Entwicklung konzeptioneller Rahmen für die empirische Forschung der Anschluss an die übergeordneten Theoriediskussionen und Grundlagenreflexionen unerlässlich ist (vgl. Kieserling 2004, S. 19; Hodgson 2008, S. 145 f.; Swedberg 2009, S. 312).

Ein letzter Punkt, der innerhalb des Faches thematisiert wird, ist die Problematik der ethisch-politischen Positionierung der Wirtschaftssoziologinnen und -soziologen. Die in der Soziologie geführten Kontroversen (Werturteilsstreit, Positivismusstreit und in jüngerer Vergangenheit die Diskussion zu den Möglichkeiten und Grenzen einer Public Sociology) werden auch in und mit Bezug auf die Wirtschaftssoziologie verhandelt (vgl. Burawoy 2005; Burawoy 2007; Swedberg 2009, S. 314; Hedtke 2014, S. 46 ff.). Kritisch beurteilt wird die Unsicherheit der Wirtschaftssoziologie in der Reflexion ihrer in ihren Prämissen, Methoden und Erkenntnissen unweigerlich implizierten ethisch-politischen Standpunkte, die Zurückhaltung in Bezug auf öffentliche und politische Aufmerksamkeit sowie die zu pauschale Zurückweisung von Praxis- und Prognoseanforderungen (vgl. Burawoy 2005; Burawoy 2007; Swedberg 2009; Hedtke 2014).

8 Weshalb die gegenwärtig geführte Diskussion der möglichen wirtschaftssoziologischen Selbstverständnisse nicht aus der Problemlage der Wirtschaftssoziologie herausführt

Die bisherigen Ausführungen sollten deutlich gemacht haben, dass die Frage nach dem genuin soziologischen Beitrag zur Wirtschaftsforschung im Zentrum der wirtschaftssoziologischen Selbstthematizierung und -reflexion steht. In der innerhalb der Disziplin geführten Diskussion werden die bisherigen Erfolge sowie die gegenwärtige Lage der Wirtschaftssoziologie problematisiert und

verschiedene Positionen hinsichtlich der Frage vertreten, wie das Verhältnis von Soziologie und Wirtschaftswissenschaften zu bestimmen sei. Dieses Ringen um das wirtschaftssoziologische Selbstverständnis wird nachfolgend zunächst als Verhandlung verschiedener möglicher wirtschaftssoziologischer Wissenskulturen verstanden. Anschließend wird es in einem zweiten Schritt selbst als Ort und Moment der Hervorbringung einer übergeordneten, genuin soziologischen Wissenskultur interpretiert.

Der Befund in Bezug auf die erste Interpretationsdimension ist eindeutig und ergibt sich aus den bisherigen Ausführungen. Demnach lässt sich die Wirtschaftssoziologie nicht auf eine Wissenskultur festlegen, sondern pflegt stattdessen eine Vielzahl von Selbstbeschreibungen und Kulturpraktiken. Nichtsdestotrotz sind kulturelle Gemeinsamkeiten auszumachen: Die Dominanz der Frage des Verhältnisses zu den Wirtschaftswissenschaften für die Bestimmung des Selbstverständnisses, die sich in der reflexartigen (und verkürzten) Kritik der neoklassischen Standardtheorie und dem fast ebenso reflexartigen Rekurs auf die Gründungsväter der Disziplin zeigt, sowie der trotz aller Differenzen im Kern geteilte Anspruch und Optimismus, dass die Wirtschaftssoziologie einen relevanten Beitrag zur Wirtschaftsforschung leisten kann und leisten muss.

Angesichts der Entwicklungen des akademischen Feldes der Wirtschaftsforschung in den vergangenen dreißig Jahren wird deutlich, weshalb diese Diskussion trotz der genannten Übereinstimmungen nicht aus der oben skizzierten Problemlage herausführt. Dazu ist die Diskussion insgesamt zu oberflächlich. Die unterschiedlichen Bewertungsdimensionen des Erfolgs der Wirtschaftssoziologie werden nicht transparent differenziert, und die Unterscheidung der verschiedenen Positionen in Bezug auf das Verhältnis zu den Wirtschaftswissenschaften erfolgt verkürzt. Die Identifizierung der fachinternen Probleme geschieht vornehmlich punktuell. Die trotz der Pluralität der Selbstverständnisse vorhandenen Gemeinsamkeiten (die Kritik des neoklassischen Standardmodells, der Klassikerrekurs, das geteilte Selbstbewusstsein) werden nicht reflektiert. Hinzu kommt, dass die Diskussion selbst zu stark im Kontext der beschriebenen Entwicklungen verortet ist. Sie ist selbst Teil der Entwicklungen und treibt diese weiter voran. Die Ausdifferenzierung der Erfolgsdimensionen und die Pluralisierung der möglichen Positionen im Verhältnis zu den Wirtschaftswissenschaften sind Beispiele dafür. Die Interpretation der Diskussion um den genuin soziologischen Beitrag zur Wirtschaftsforschung als Verhandlung verschiedener möglicher wirtschaftssoziologischer Wissenskulturen kann für die Wirtschaftssoziologie deswegen nicht mehr, aber auch nicht weniger tun, als ihr einen Spiegel vorzuhalten. Das spricht dafür, sich nun auch der zweiten Interpretationsdimension zuzuwenden.

9 Die wirtschaftssoziologische Selbstthematization als Ort der Hervorbringung einer spezifisch soziologischen Wissenskultur: Merkmale der soziologischen Wissenskultur

Die Diskussion über den genuin soziologischen Beitrag zur Wirtschaftsforschung wird nun in einem zweiten Schritt als Ort und Moment der Realisierung einer spezifisch soziologischen Wissenskultur interpretiert. Das bedeutet einen Wechsel der Beobachtungsebene und den Anschluss an die wissenssoziologische Frage nach der Spezifik soziologischen Wissens in einem übergeordneten, fachbereichs- und gegenstandsunabhängigen Sinn. Die wirtschaftssoziologische Diskussion kann dann als ein Beispiel einer allgemeineren, grundlegenden soziologischen Wissenskultur verstanden werden und Aussagen über dieses Beispiel können im besten Fall auch für den Rest der Disziplin stehen. Welche Befunde erlaubt diese Betrachtungsweise?

1. Zunächst einmal ermöglicht sie die banale Feststellung, dass innerhalb der Wirtschaftssoziologie eine Diskussion über den genuin soziologischen Beitrag zur Wirtschaftsforschung stattfindet. Die verschiedenen Diskussionsbeiträge und auch der spezifische Verlauf der Diskussion können interpretiert werden als die Verhandlung über verschiedene mögliche wirtschaftssoziologische Wissenskulturen im Sinne wirtschaftssoziologischer Selbstverständnisse. Die Interpretation der Diskussion als Ort und Moment der Realisierung einer spezifisch soziologischen Wissenskultur führt deshalb zu dem Schluss, dass der Bereitschaft und Fähigkeit zur Reflexion innerhalb dieser Kultur ein besonderer Stellenwert zukommt. Die soziologische Wissenskultur scheint in großen Teilen eine Kultur der Reflexion zu sein.
2. In dieser zweiten Interpretationsweise erscheint die Pluralität der innerhalb der Diskussion vertretenen Positionen als Merkmal einer soziologischen Wissenskultur, welche sich neben der Reflexionsbereitschaft vor allem auch durch eine scheinbar nicht zu hintergehende Pluralität auszeichnet.
3. Versteht man die wirtschaftssoziologische Diskussion als Beispiel einer allgemeineren soziologischen Wissenskultur, muss auch das innerhalb dieser Diskussion artikulierte Selbstbewusstsein als ein Spezifikum der soziologischen Wissenskultur verstanden werden.
4. Nicht von der Hand zu weisen ist zudem der Befund, dass die Diskussion möglicher Selbstverständnisse monorelational erfolgt. Die Verhältnisse zu anderen Systemen (z. B. Politik, Medien, Protestbewegungen etc.), wissenschaftlichen Disziplinen (z. B. Politikwissenschaft, Rechtswissenschaft, Kulturwissenschaft, Psychologie etc.) oder anderen Teildisziplinen der Soziologie (z. B. Organisations-, Kultur- oder Industriesoziologie) sind für die Verhandlung der wirtschaftssoziologischen Selbstverständnisse nicht von Bedeutung. Entscheidend sind allein die Wirtschaftswissenschaften. Ein

Charakteristikum der soziologischen Wissenskultur scheint folglich die Selbstbestimmung über die Abgrenzung zu den Nachbardisziplinen zu sein sowie die Tendenz, die Abgrenzungsbemühungen auf eine oder wenige Grenzen zu fokussieren.

5. Des Weiteren ist der Befund zu berücksichtigen, dass die aktuellen Entwicklungen des akademischen Feldes der Wirtschaftsforschung innerhalb der wirtschaftssoziologischen Diskussion kaum aufgearbeitet werden und dass es die Tendenz gibt, die Fragen zu Gunsten der empirischen Forschung auszublenzen. So sehr also auch die Reflexionsbereitschaft hervorgehoben wurde, so sehr muss eine gewisse Überforderung und Verspätung angesichts aktueller akademischer Entwicklungen als ein Aspekt der soziologischen Wissenskultur festgehalten werden.
6. Abschließend bleibt zu bemerken, dass die hier betrachtete wirtschaftssoziologische Diskussion (bisher) nicht den Anschluss an übergeordnete Theoriediskussionen der allgemeinen Soziologie und das wissenssoziologische Programm zur Bestimmung soziologischer Wissenskulturen gefunden hat. Die soziologische Wissenskultur zeichnet sich folglich auch durch die fehlende Verknüpfung ihrer partikularen Reflexionsbemühungen mit übergeordneten wissens-theoretischen und wissenssoziologischen Reflexionsprogrammen aus.

Das Beispiel der Wirtschaftssoziologie lässt nun folglich den Schluss zu, dass die übergeordnete soziologische Wissenskultur durch die Bereitschaft und die Fähigkeit zu Reflexion, Pluralität, Selbstbewusstsein, die Selbstbestimmung über die Abgrenzung zu Nachbardisziplinen, eine gewisse Überforderung und Verspätung angesichts aktueller akademischer Entwicklungen sowie die fehlende Verknüpfung von partikularen Reflexionsbestrebungen mit den übergeordneten wissens-theoretischen und wissenssoziologischen Reflexionsprogrammen gekennzeichnet ist.

Die ersten drei genannten Merkmale der hier skizzierten soziologischen Wissenskultur sind positiv und werden durchaus auch als Stärken der Soziologie gehandelt (vgl. z. B. Rona-Tas/Gabay 2007). Neben der Bereitschaft und Fähigkeit zur (Selbst-)Reflexion, der Diversität soziologischer Theorien und Methoden und der selbstbewussten Selbsteinschätzung werden der Soziologie weitere Stärken zugeschrieben (vgl. z. B. Streeck 2009, S. 17 ff.; Beyer 2012, S. 257): Das Interesse für Komplexität und Kontingenz, die Offenheit gegenüber anderen Disziplinen sowie die Sensibilität für Perspektivität, bzw. die Fähigkeit verschiedene Perspektiven bewusst einzunehmen und zu wechseln. Diese Stärken und Eigenschaften könnten das Fundament der soziologischen Wissenskultur sein.

Die bisherigen Ausführungen zeigen, dass dieses Ideal nicht aus der Luft gegriffen und in großen Teilen auch bereits gelebte wissenschaftliche bzw. sozio-

logische Praxis ist. Nichtsdestotrotz bleibt es ein Ideal, auf das es hinarbeiten gilt. Es ist deswegen wichtig, dass die Soziologie bzw. die Wirtschaftssoziologie diese Stärken weiter ausbaut. Wie kann dies gelingen?

Einen Ansatzpunkt eröffnen die weniger positiven, hier identifizierten Merkmale der soziologischen Wissenskultur. Zentral scheint der Aspekt der Bestimmung des Selbstverständnisses über die Abgrenzung zu den Nachbardisziplinen. Die Bedeutung der Verhältnisse zu anderen sozialen Systemen als Themen der Selbstbeschreibung (Reflexion) der Soziologie wird von André Kieserling hervorgehoben (vgl. Kieserling 2004, S. 23). Hanno Pahl geht noch einen Schritt weiter, in dem er vermutet, dass es zu der Strategie, die Identität und Existenzberechtigung der Wirtschaftssoziologie in Relation zu den Defiziten der Mainstream-Wirtschaftswissenschaft zu bestimmen, keine sinnvolle Alternative gibt (vgl. Pahl 2012, S. 1).

Hier soll gegen diesen Standpunkt eingewendet werden, dass die Selbstbestimmung nicht allein aus der Abgrenzung zu anderen Disziplinen erfolgen kann, sondern diese Strategie durch eine Strategie der Selbstbestimmung (Selbstbeschreibung) durch Selbstreflexion ergänzt werden muss. Eine prominent geführte Diskussion über „soziologische Wissenskulturen“ stärkt die soziologische Selbstreflexion, ohne dass sich auf eine Kultur als Ergebnis geeinigt werden muss. Die Diskussion um die soziologischen Wissenskulturen müsste sich gleichwohl auf die oben aufgezählten Stärken der Soziologie besinnen.

Mit Blick auf die Wirtschaftssoziologie ist hinzuzufügen, dass dazu auch gehört, dass die Soziologie ihr performatives Potenzial erkennt und ernst nimmt. Die wirtschaftssoziologische Performativitätsperspektive hat meines Erachtens bisher einseitig die Performativität der Wirtschaftswissenschaften betont. Doch auch die Wirtschaftssoziologie ist unweigerlich performativ wirksam, und in diesem Sinne ist sie auch unweigerlich politisch (vgl. ähnlich dazu Kaesler 2005, S. 23 f.; Reichertz 2013, S. 64 f.; Hedtke 2014, S. 45 f.). Es ist deswegen notwendig, erstens, dass die Wirtschaftssoziologie ihr eigenes performatives Potenzial reflektiert und zweitens, dass Wirtschaftssoziologinnen und -soziologen die von ihnen vertretenen Positionen kenntlich machen und Stellung beziehen.

Damit ist nicht gemeint, dass sich die Wirtschaftssoziologie als Lieferantin von Problemlösungen und niedrigschwelligen Handlungsanweisungen verstehen soll. Es geht vielmehr um die Einsicht, dass wissenschaftliche Forschung an der Konstruktion sozialer Wirklichkeit beteiligt ist, auch wenn keine expliziten Interventionsabsichten verfolgt werden. Das bedeutet für die Wirtschaftssoziologie, dass sie dazu beitragen kann, auch im gesellschaftspolitischen Kontext die Reflexionsfähigkeit zu stärken, indem sie verschiedene Perspektiven aufzeigt und ihre eigenen Perspektiven reflektiert – eine Fähigkeit, die meines Erachtens sowohl für Politik als auch für zivilgesellschaftliches Engagement zentral ist. Diese Forderungen entsprechen weitestgehend denen von Michael Burawoy, der fordert, Wirtschaftssoziologie als Public Economic Sociology zu betreiben.

(vgl. Burawoy 2007, S. 357; auch Block 2007; Swedberg 2009, S. 314 ff. und Hedtke 2014, S. 45 ff.). Jedoch – das ist an dieser Stelle zu betonen – werden die Forderungen hier anders begründet. Die Wirtschaftssoziologie soll außerdem nicht von vornherein auf eine anti-kapitalistische, anti-ökonomische politische Position festgelegt werden. Nicht, weil das keine überzeugenden politischen Positionen sind, sondern deshalb nicht, weil es der Diskussion erneut Schranken setzen würde.

10 Resümee

Der Beitrag hat versucht zu zeigen, dass die für die Soziologie seit Beginn ihres Bestehens zentrale Frage, was das genuin Soziologische ausmacht, auch für die Wirtschaftssoziologie von großer Bedeutung ist und in diesem Kontext immer mit der Zusatzfrage verhandelt wird, wie das Verhältnis zu den Wirtschaftswissenschaften zu fassen sei. Die doppelte Interpretation dieser Diskussion machte deutlich, dass die Wirtschaftssoziologie sich nicht auf eine Wissenskultur festlegen lässt und erlaubte die Identifizierung verschiedener Merkmale einer spezifisch soziologischen Wissenskultur. Die Bereitschaft und die Fähigkeit zur Reflexion, die Pluralität und das Selbstbewusstsein wurden als Stärken der Soziologie beschrieben und zusammen mit weiteren Stärken der Soziologie als das Fundament der soziologischen Wissenskultur bezeichnet. Aufbauend auf diesem Fundament sollte die Selbstbestimmung der Soziologie nicht allein über die Abgrenzung zu anderen Disziplinen erfolgen, sondern durch eine Strategie der Selbstbestimmung durch Selbstreflexion ergänzt werden. Das wissenssoziologische Reflexionsprogramm der Rekonstruktion verschiedener Wissenskulturen könnte, um das Bewusstsein der Stärken der Soziologie ergänzt, genau dafür eingesetzt werden.

Literatur

- Albert, Hans (1967): Marktsoziologie und Entscheidungslogik. Ökonomische Probleme in soziologischer Perspektive. Neuwied und Berlin: Luchterhand
- Aspers, Patrik/Dodd, Nigel/Anderberg, Ellinor (2015): Introduction. In: Aspers, Patrik/Dodd, Nigel (Hrsg.): *Re-Imagining Economic Sociology*. Oxford: Oxford University Press, S. 1–33
- Bachmann-Medick, Doris (2009): *Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. 3. Auflage. Reinbek: Rowohlt
- Baecker, Dirk (2006): *Wirtschaftssoziologie*. Bielefeld: transcript
- Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (1984): Soziologie und Modernisierung: Zur Ortsbestimmung der Verwendungsforschung. In: *Soziale Welt* 35, H. 4, S. 381–406
- Beckenbach, Frank (1994): *Wirtschaftssoziologie*. In: Kerber, Harald (Hrsg.): *Spezielle Soziologien. Problemfelder, Forschungsbereiche, Anwendungsorientierungen*. Reinbek: Rowohlt, S. 99–127
- Beckert, Jens (1996): Was ist soziologisch an der Wirtschaftssoziologie? Ungewißheit und die Einbettung wirtschaftlichen Handelns. In: *Zeitschrift für Soziologie* 25, H. 2, S. 125–146

- Beckert, Jens (2009): Wirtschaftssoziologie als Gesellschaftstheorie. In: Zeitschrift für Soziologie 38, H. 3, S. 182–197
- Beckert, Jens (2012): Die sittliche Einbettung der Wirtschaft. Von der Effizienz- und Differenzierungstheorie zu einer Theorie wirtschaftlicher Felder. In: Berliner Journal für Soziologie 22, H. 2, S. 247–266
- Beckert, Jens/Besedovsky, Natalia (2009): Die Wirtschaft als Thema der Soziologie: Zur Entwicklung wirtschaftssoziologischer Forschung in Deutschland und den USA. (MPIfG Working Paper, 09/1). Köln: Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung
- Beckert, Jens/Deutschmann, Christoph (2010): Neue Herausforderungen der Wirtschaftssoziologie. In: Beckert, Jens/Deutschmann, Christoph (Hrsg.): Wirtschaftssoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 49. Wiesbaden: Springer VS, S. 7–21
- Beyer, Jürgen (2012): Begrenzte Rationalität: Ökonomische und soziologische „Lösungen“ des Problems der Managementkontrolle. In: Engels, Anita/Knoll, Lisa (Hrsg.): Wirtschaftliche Rationalität. Soziologische Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, S. 241–261
- Block, Fred (2007): Confronting Market Fundamentalism: Doing „Public Economic Sociology“. In: Socio-Economic Review 5, H. 2, S. 326–334
- Bögenhold, Dieter (2014): Soziologie des Wirtschaftlichen: Alte und neue Fragen. In: Bögenhold, Dieter (Hrsg.): Soziologie des Wirtschaftlichen. Alte und neue Fragen. Wiesbaden: Springer VS, S. 7–27
- Bormann, Regina (2001): Raum, Zeit, Identität. Sozialtheoretische Verortungen kultureller Prozesse. Opladen: Leske + Budrich
- Bude, Heinz (1988): Auflösung des Sozialen? Die Verflüssigung des soziologischen "Gegenstandes" im Fortgang der soziologischen Theorie. In: Soziale Welt 39, H. 1, S. 4–17
- Burawoy, Michael (2005): For Public Sociology. In: American Sociological Review 70, H. 1, S. 4–28
- Burawoy, Michael (2007): Public Sociology vs. the Market. In: Socio-Economic Review 5, H. 2, S. 356–367
- Camic, Charles/Gross, Neil/Lamont, Michèle (2011): Social Knowledge in the Making. Chicago und London: University of Chicago Press
- Colander, David/Holt, Richard/Rosser, Barkley (2004): The Changing Face of Mainstream Economics. In: Review of Political Economy 16, H. 4, S. 485–499
- Colander, David/Föllmer, Hans/Haas, Armin/Goldberg, Michael/Juselius, Katarina/Kirman, Alan/Lux, Thomas/Sloth, Brigitte (2009): The Financial Crisis and the Systematic Failure of Academic Economics. Univ. of Copenhagen Dept. of Economics Discussion Paper No. 09-03. Available at SSRN: <https://ssrn.com/abstract=1355882> (Abfrage 22.5.2018)
- Engels, Anita/Knoll, Lisa (2012): Einleitung: Wirtschaftliche Rationalität. In: Engels, Anita/Knoll, Lisa (Hrsg.): Wirtschaftliche Rationalität. Soziologische Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, S. 9–22
- Goodwin, Neva (2014): The human element in the new economics: a 60-year refresh for economic thinking and teaching. In: real world economics review 68, S. 98–118
www.paecon.net/PAEReview/issue68/Goodwin68.pdf (Abfrage: 07.08.2015)
- Granovetter, Mark (1985): Economic Action and Social Structure: The Problem of Embeddedness. In: American Journal of Sociology 91, H. 3, S. 481–510
- Haller, Max (2014): Die Ökonomie - Natur- oder Sozialwissenschaft? Wissenschaftstheoretische und wissenschaftssoziologische Überlegungen zu einer alten Kontroverse. In: Bögenhold, Dieter (Hrsg.): Soziologie des Wirtschaftlichen. Alte und neue Fragen. Wiesbaden: Springer VS, S. 31–65
- Hedtke, Reinhold (2014): Wirtschaftssoziologie. Eine Einführung. Konstanz und München: UVK Verlags-Gesellschaft
- Heinemann, Klaus (1987): Probleme der Konstituierung einer Wirtschaftssoziologie. In: Heinemann, Klaus (Hrsg.): Soziologie wirtschaftlichen Handelns. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 28. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 7–39
- Hodgson, Geoffrey M. (2008): Prospects for Economic Sociology. In: Philosophy of the Social Sciences 38, H. 1, S. 133–149

- Hutter, Michael (1996): The Impact of Cultural Economics on Economic Theory. In: *Journal of Cultural Economics* 20, H. 4, S. 263–268
- Jörissen, Benjamin (2007): *Beobachtungen der Realität. Die Frage nach der Wirklichkeit im Zeitalter der Neuen Medien.* Bielefeld: transcript
- Kaesler, Dirk (2005): Post-klassische Theorien im Haus der Soziologie. In: Kaesler, Dirk (Hrsg.): *Aktuelle Theorien der Soziologie. Von Shmuel N. Eisenstadt bis zur Postmoderne.* München: C. H. Beck, S. 11–40
- Keller, Reiner/Poferl, Angelika (2015a): „Call for Paper: Soziologie der Wissenskulturen. Zur Spezifik soziologischer Wissensproduktion“. www.sozioologie.de/uploads/media/15-01_CfP_Sozioologie_der_Wissenskulturen.pdf (Abfrage: 10.08.2015)
- Keller, Reiner/Poferl, Angelika (2015b): Soziologische Wissenskulturen. Zur Generierung wissenschaftlichen Wissens durch die Praxis der Auslegung. In: Hitzler, Ronald (Hrsg.): *Hermeneutik als Lebenspraxis.* Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 177–191
- Kieserling, André (2004): Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung. Beiträge zur Soziologie soziologischen Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Kirchgässner, Gebhard (2008): *Homo Oeconomicus. Das ökonomische Modell individuellen Verhaltens und seine Anwendung in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften.* 3. Auflage. Tübingen: Mohr Siebeck
- Knoblauch, Hubert (2003): Das Ende der linguistischen Wende. Von der Sprachsoziologie zur Wissenssoziologie. In: Orth, Barbara/Schwietring, Thomas/Weiss, Johannes (Hrsg.): *Soziologische Forschung. Stand und Perspektiven: ein Handbuch.* Opladen: Leske + Budrich, S. 581–593
- Knorr Cetina, Karin (2002): *Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen.* Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Krippner, Greta R. (2014): Greetings from the Chair: Why Am I An Economic Sociologist? In: *Accounts - ASA Economic Sociology Section Newsletter* 14, H. 1, S. 1–2
- Luhmann, Niklas (1993): *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft.* Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Maurer, Andrea (2008): Perspektiven der Wirtschaftssoziologie. Von versunkenen Schätzen, Entdeckern und neuen Kontinenten. In: Maurer, Andrea (Hrsg.): *Handbuch der Wirtschaftssoziologie.* Wiesbaden: Springer VS, S. 11–15
- Mayntz, Renate (2005): Vom Dorf zur Weltgesellschaft. Ein Gespräch mit Georg Vobruba. In: *Soziologie* 34, H. 3, S. 285–296
- Mikl-Horke, Gertraude (2008): Klassische Positionen der Ökonomie und Soziologie und ihre Bedeutung für die Wirtschaftssoziologie. In: Maurer, Andrea (Hrsg.): *Handbuch der Wirtschaftssoziologie.* Wiesbaden: Springer VS, S. 19–44
- Nowotny, Helga/Scott, Peter/Gibbons, Michael (2003): Introduction. „Mode 2“ Revisited: The New Production of Knowledge. In: *Minerva* 41, H. 3, S. 179–194
- Pahl, Hanno (2011): *Textbook Economics: Zur Wissenssoziologie eines wirtschaftswissenschaftlichen Genres.* In: *PROKLA Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 41, H. 164, S. 369–387
- Pahl, Hanno (2012): *Zentrum-Peripherie-Differenzierungen innerhalb der Wirtschaftswissenschaften. Grundriss und erste Befunde eines wissenschaftssoziologischen Forschungsprogramms.* (Working Paper der DFG-KollegforscherInnengruppe Postwachstumsgesellschaften Nr. 03/2012). www.kolleg-postwachstum.de/sozwgmedia/dokumente/WorkingPaper/wp3_2012.pdf (Abfrage: 10.08.2015).
- Reichertz, Jo (2013): Grundzüge des Kommunikativen Konstruktivismus. In: Keller, Reiner/ Knoblauch, Hubert/Reichertz, Jo (Hrsg.): *Kommunikativer Konstruktivismus. Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenschaftssoziologischen Ansatz.* Wiesbaden: Springer VS, S. 49–68
- Rona-Tas, Akos/Gabay, Nadav (2007): The Invisible Science of the Invisible Hand: The Public Presence of Economic Sociology in the USA. In: *Socio-Economic Review* 5, H. 2, S. 334–355
- Samuelson, Paul A./Nordhaus, William D. (1948/2009): *Economics.* 19. Auflage. New York: McGraw-Hill Education

- Schmid, Michael (2008): Individuelle Entscheidungsrationaliät und soziale Einbettung. Zum Verhältnis von Ökonomie und Wirtschaftssoziologie. In: Maurer, Andrea (Hrsg.): Handbuch der Wirtschaftssoziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 87–108
- Sparsam, Jan (2015): Wirtschaft in der New Economic Sociology: Eine Systematisierung und Kritik. Wiesbaden: Springer VS
- Strangmeier, Reinhard (2000): Erfolg und Ungewissheit. Zu den Grundlagen und der Positionierung der Wirtschaftssoziologie. In: Dombrowsky, Wolf R./Endrueit, Günter (Hrsg.): Ein Soziologe und sein Umfeld. Lars Clausen zum 65. Geburtstag von Kieler Kollegen und Mitarbeitern. (Soziologische Arbeitsberichte). Kiel: Christian-Albrechts-Universität, S. 229–238
- Streeck, Wolfgang (2009): Man weiß es nicht genau: Vom Nutzen der Sozialwissenschaften für die Politik. (MPIfG Working Paper, 09/11). Köln: Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung
- Swedberg, Richard (2009): Grundlagen der Wirtschaftssoziologie. Herausgegeben und eingeleitet von Andrea Maurer. Wiesbaden: Springer VS
- Welsch, Wolfgang (2008): Unsere postmoderne Moderne. 7. Auflage. Berlin: Akademie Verlag
- White, Harrison C. (1981): Where Do Markets Come From? In: The American Journal of Sociology 87, H. 3, S. 517–547
- Zuckerman, Ezra W. (2003): „Some Notes on the Relationship between Sociology and Economics (and Political Science). Cross-Disciplinary Citation Patterns over the 20th Century”. MIT Sloan School of Management. <http://mitsloan.mit.edu/shared/ods/documents/?DocumentID=2470> (Abfrage: 22.05.2018)

Sozialwissenschaften und Demokratie: eine Kritik der wissenschaftssoziologischen Paradigmen „Mode 2“ und „Medialisierung“ aus soziologischer Sicht

Oliver Neun

1 Einleitung

Die neuere Diskussion um die verschiedenen „Wissenskulturen“ lenkt den Blick auf die Spezifika der einzelnen Fächer und stellt damit die Vorstellung der Einheit der Wissenschaft in Frage (vgl. Knorr Cetina 2002). Karin Knorr Cetina (2002, S. 13) macht dabei bereits darauf aufmerksam, dass die Idee einer monolithischen Forschung in Bezug auf die Sozial- und Geisteswissenschaften, z. B. aufgrund der besonderen „Verstehens“-Problematik, schon früher angezweifelt wurde (vgl. Habermas 1970), weshalb auch von einer besonderen „soziologischen Wissenskultur“ gesprochen werden kann.¹

Diese Unterschiede zwischen den Disziplinen, insbesondere zwischen den Natur- und Sozialwissenschaften, sind relevant für die in der Gegenwart von verschiedener Seite aus vertretene These einer grundlegenden Veränderung der Wissenschaft, wobei meist die Zeit um 1980 als Wendepunkt genannt wird (vgl. Radder 2014, S. 97; Chunglin 2014, S. 130).² Diese neue Form der Forschung wird mit unterschiedlichen Begriffen beschrieben: in Europa dominiert „Mode 2“, in den USA wird dagegen bevorzugt von „post-academic science“, „entrepreneurial science“, „post-normal science“, „technoscience“ oder „triple helix“ gesprochen (vgl. Carrier/Normann 2011, S. 2; Schiemann 2014, S. 41). Es gibt aber Gemeinsamkeiten in der Diagnose der Veränderungen, insbesondere in der Annahme der stärkeren Orientierung der Wissenschaft an der Praxis, die die Öffentlichkeit miteinschließt (vgl. Hessels/von Lente 2008, S. 748; Schiemann 2011, S. 445; Nordmann/Radder/Schiemann 2014, S. 10). Auch in dem

1 Schon C. P. Snow (1959) spricht von den verschiedenen „Kulturen“ in der Wissenschaft und nennt dabei kurz die „dritte Kultur“ der Sozialwissenschaften.

2 Für die Medialisierungsthese fehlt eine genaue Angabe des Zeitpunkts des Wandels (vgl. Weingart 2001). In einem späteren Text nennt Weingart aber als Voraussetzung für die Medialisierung der Forschung das Wachstum und die Ausdifferenzierung des Mediensektors in den 1980er Jahren (vgl. Blattmann et al. 2014, S. 394).

Konzept der „Medialisierung“ der Wissenschaft von Peter Weingart (2001, S. 29), das als weiteres wichtiges Paradigma in der Wissenschaftssoziologie bezeichnet werden kann (vgl. Grande et al. 2013), ist ein Kennzeichen dieser Transformation der „Verlust der sozialen Distanz“.³

Generell wird in dieser Debatte Wissenschaft aber als Einheit betrachtet und deren Differenzierung in unterschiedliche Disziplinen nicht beachtet (vgl. Hessels/von Lente 2008, S. 754). Insbesondere die Sozialwissenschaften werden, da seit dem Ende der Verwendungsforschung Ende der 1980er Jahre der Schwerpunkt der Wissenschaftsforschung auf anderen Fächern liegt (vgl. Beck/Bonß 1989), und in der Soziologie selbst die Soziologie der Soziologie bzw. die Soziologiegeschichte lange Zeit randständig waren, nicht berücksichtigt (vgl. Radder 2014, S. 239).⁴ Diese Nichtbeachtung ist auch bei der „Mode 2“- und der Medialisierungsthese zu erkennen (vgl. Nowotny/Scott/Gibbons 2001, S. 165; Wingens 2003, S. 278; Hessels/von Lente 2008, S. 740). Weingart (2001, S. 38) bezeichnet z. B. die Behandlung der Wissenschaft als monolithisch selbst als „unzulässige Vereinfachung“, weshalb die Notwendigkeit von Arbeiten zu sozialwissenschaftlichen Themen betont wird (vgl. Schäfer 2008, S. 222; Peters 2008, S. 126; Röd-der 2009, S. 240). Ein grundsätzliches Desiderat beider Theorierichtungen sind zudem historische Untersuchungen (vgl. Nowotny/Scott/Gibbons 2001, S. 165; Schäfer 2008, S. 222).

Die Leitfrage des Beitrages lautet deshalb, inwieweit die beiden wissenschaftssoziologischen Paradigmen des „Modus 2“ und der „Medialisierung“ der Wissenschaft auf die Soziologie anwendbar sind.⁵ Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt auf der Analyse der Medialisierungsthese, da diese bisher weniger im Zentrum der Diskussion stand. Die Arbeit gliedert sich dabei in theoretische und empirische Einwände,⁶ wobei für Letztere Beispiele der amerikanischen und deutschen Soziologiegeschichte herangezogen werden. Zunächst werden

3 Verbunden ist die These des Epochenbruchs häufig mit dem Konzept der „Wissensgesellschaft“ (vgl. Ziman 2000; Schiemann 2011, S. 439; Schiemann 2014, S. 40; Radder 2014, S. 103). Die Durchdringung von Gesellschaft und Wissenschaft ist daher ein zentrales Thema der gegenwärtigen Wissenschaftssoziologie (vgl. Kaiser/Maasen 2010, S. 685 f.).

4 In den Bezeichnungen „post-academic science“, „entrepreneurial science“, „technoscience“ oder „post-normal science“ zeigt sich der Fokus auf die *Naturwissenschaften* schon begrifflich.

5 Bisher wurde zudem in der Kritik an dem Modell des „Mode 2“ überwiegend nur das frühe Buch „The New Production of Knowledge“, nicht aber das spätere Werk „Re-Thinking Science“ berücksichtigt, in dem drei der ursprünglichen AutorInnen eine stärkere Verbindung zur Gesellschaftstheorie und zur soziologischen Literatur suchen (vgl. Gibbons et al. 1994; Nowotny/Scott/Gibbons 2001; Hessels/von Lente 2008, S. 741 f.).

6 Eine theoretische Beschäftigung ist notwendig, weil die VertreterInnen der Medialisierungsthese den Vorteil ihrer Position generell in der Verknüpfung mit der Gesellschaftstheorie sehen (vgl. Franzen/Röd-der/Weingart 2012, S. 364).

allgemeine Kritiken und im zweiten Schritt stärker fokussiert auf die Soziologie theoretische und empirische Einwände gegen die Anwendbarkeit auf diese Disziplin erörtert. Abschließend soll noch ein alternatives Modell der Soziologie der Soziologie skizziert werden, das sich auf die Arbeiten von Pierre Bourdieu, John Dewey und Karl Mannheim stützt.

2 Allgemeine theoretische Einwände gegen die Paradigmen „Mode 2“ und „Medialisierung“

Ein grundsätzliches theoretisches Problem ist, dass sich die Theorien des „Mode 2“ und der „Medialisierung“ an der Systemtheorie Niklas Luhmanns, insbesondere an dessen Buch „Die Realität der Massenmedien“ (1996), orientieren,⁷ aber nicht den „Versuchcharakter“ dieses Werkes beachten (vgl. Binczek 2012, S. 186), etwa hinsichtlich der Frage, ob Medien überhaupt als eigenes System aufgefasst werden können. Luhmann führt den Begriff der „öffentlichen Meinung“ z. B. zunächst mit einer starken Verbindung zum politischen System ein und versteht Massenmedien erst später als eigenes Funktionssystem (vgl. Görke 2003, S. 122). Auch Weingart (1997, S. 605) beschreibt die Medien in einem frühen Aufsatz „From ‚Finalization‘ to ‚Mode 2‘“ zunächst noch nicht als eigenständiges System und hält erst in seinem kurz danach erschienenen Buch „Die Stunde der Wahrheit“ die Ausdifferenzierung für grundlegend für seine Unter-

7 Eine Beeinflussung durch Luhmann ist erst bei der Weiterentwicklung der Theorie des „Mode 2“ durch Nowotny/Scott/Gibbons (2001) zu erkennen. In „The New Production of Knowledge“ wird Luhmann noch nicht als theoretische Quelle genannt (vgl. Gibbons et al. 1994). In dem Nachfolgewerk „Re-Thinking Science“, in dem Nowotny/Scott/Gibbons (2001, S. 30) von einer „Ko-Evolution“ von „Mode 2“ und „Mode 2 Gesellschaft“ ausgehen, gibt es aber mehrere Bezüge zu Luhmann (1996b). Sie lehnen sich z. B. an dessen Unterscheidung von Risiko und Gefahr sowie seiner Idee der zunehmenden Generierung von Unsicherheiten in der Gesellschaft an und weisen dabei explizit auf seine Systemtheorie hin: „The complexity – and uncertainty – are increased when, in the language of systems theory, risky decisions of one system (or individual) become a danger for another system (or individual).“ (Nowotny/Scott/Gibbons 2001, S. 202; vgl. S. 32, 34, 35, 201, 237). Es lassen sich zudem auch versteckte Referenzen ausmachen. Der wichtigste Faktor bei der „Ko-Evolution“ von „Mode 2“ und „Mode 2“-Gesellschaft ist für sie, dass die Systeme der Wissenschaft und der Gesellschaft sich selbst organisieren und ihre eigenen Grenzen definieren können, wodurch sie ihre Komplexität steigern und dadurch besser mit ihrer Umgebung interagieren können (Nowotny/Scott/Gibbons 2001, S. 43 f.). Sie zitieren dazu aus einem Text von Nowotny (1990, S. 230), der aber eine Darstellung der Theorie Luhmanns (1986) ist.

scheidung zwischen „Popularisierung“ und „Medialisierung“ der Wissenschaft (vgl. Weingart 2001, S. 237).⁸

Bei den Theorien des „Mode 2“ und der „Medialisierung“ liegt zudem insofern eine Abwandlung von Luhmanns Thesen vor, als dass sie von einer „Differenzierung“ bzw. von „engeren Kopplungen zwischen den Teil-Systemen“ ausgehen, es aber theoretisch unklar bleibt, wieso es dazu kommen soll (vgl. Weingart 2001, S. 27; Notwotny/Scott/Gibbons 2001, S. 29).⁹ Weingart (2001, S. 28) merkt in einer Fußnote selbst an, dass er von dem Gebrauch des Begriffes der „strukturellen Kopplung“ und insbesondere dem der „engeren strukturellen Kopplung“ bei Luhmann abweicht, meint jedoch, dass dessen Analysen ihn stützen würden. Luhmann (1996a, S. 125) verweist aber in seiner Arbeit „Die Realität der Massenmedien“ zwar auf die Nähe des Nachrichtensektors zum politischen System, bezeichnet die Verbindung zur Wissenschaft jedoch als „eher marginal betroffen“. In seinem Aufsatz „Theoretische und praktische Probleme der anwendungsbezogenen Sozialwissenschaften“, aus dem er Abschnitte in sein Werk „Wissenschaft der Gesellschaft“ übernimmt, konstatiert er zudem explizit einen *zunehmenden* Graben zwischen der Anwendung und der Theorie (vgl. Luhmann 1977; 1992).

Ebenfalls werden nicht neuere Entwicklungen der Differenzierungstheorie berücksichtigt, die eine *Dominanz* des ökonomischen Systems annehmen (vgl. Schimank 2009). Im Konzept des „Mode 2“ zeigt sich die Fokussierung auf die wirtschaftlichen Bedürfnisse aber z. B. daran, dass die Vertreter affirmativ von einer „Marketability and Commercialisation of Knowledge“ reden und als Grund dafür die zunehmende internationale Konkurrenz nennen (vgl. Gibbons et al. 1994, S. 46; vgl. Adam 2013, S. 397).¹⁰ In ihrem späterem Buch sprechen sie

8 Die Vorstellung der „Popularisierung“ geht für Weingart noch von der Vorstellung eines überlegenen wissenschaftlichen Wissens aus, das er dem vordemokratischen Aufklärungsmodell des 19. Jahrhunderts zuordnet. Danach erfolgt aber ein Wandel zur Massendemokratie, die solche „patriarchalischen Formen der Aufklärung 'von oben'“ (Weingart 2001, S. 233 f., 249) nicht mehr zulässt. An anderer Stelle in dem Buch schreibt Weingart (2001, S. 34) wissenschaftlichem Wissen aber selbst einen epistemisch höheren Status als dem Alltagswissen zu.

9 Weingart (1997) kritisiert an dem Konzept des „Mode 2“ zwar gerade die Vorstellung der „Ent-Differenzierung“ der Gesellschaft, er wird von Simone Rödder (2009, S. 53) aber selbst zu einer moderaten Form der Entdifferenzierungsthese gezählt.

10 Dagegen finden sich in dem Buch „The New Production of Knowledge“ nur wenige Bemerkungen zu einer neuen „partizipativen Wissenschaft“ oder zur stärkeren „accountability“ der Forschung (vgl. Gibbons et al. 1994, S. 36.). Deshalb schlägt Jochen Gläser (2001) vor, zwischen einem „Mode 2a“ und einem „Mode 2b“ zu unterscheiden. Das Merkmal der „public participation“ ist dagegen charakteristisch für das von Weingart ebenfalls genannte Konzept der „post-normal science“ (vgl. Hessels/von Lente 2008, S. 745).

gesellschaftstheoretisch jedoch nur noch von einer „Ko-Evolution zwischen Wissenschaft und Gesellschaft“ (Nowotny/Scott/Gibbons 2001).

Weingart (2001; 2005) widmet der Ökonomisierung der Wissenschaft in seinem Werk „Die Stunde der Wahrheit?“ zunächst ebenfalls noch Aufmerksamkeit, in späteren Arbeiten betont er aber allein den Aspekt der Medialisierung.¹¹ Er gibt selbst jedoch Indizien dafür, dass treffender von Ersterer gesprochen werden sollte. Beispiele der Medialisierung der Wissenschaft sind für ihn Vorveröffentlichungen in den Medien, die auf die verschärfte Konkurrenz in Folge der geringer werdenden finanziellen Mittel zurückgehen (vgl. Weingart 2001, S. 245). Ein weiteres Indiz der Medialisierung sind die neuen Öffentlichkeitsabteilungen z. B. von Universitäten (vgl. Weingart 2001, S. 246), die jedoch, wie die Selbstdarstellung der Forschung generell, ihre Grundlage in dem Einfluss des „new public management“ und der „Ökonomisierung, Liberalisierung und Privatisierung“ der Wissenschaft haben (vgl. Weingart/Schulz 2014, S. 11; Blattmann et al. 2014, S. 410).¹² Weingart spricht später zudem selbst explizit von der „ökonomische[n] Abhängigkeit sowohl der Medien als auch der Wissenschaft“ (Weingart/Schulz 2014, S. 13; vgl. Blattmann et al. 2014, S. 409) und damit von einer hegemonialen Stellung dieses Systems. Empirisch ist die Medialisierung ebenfalls nicht von der Politisierung bzw. der Ökonomisierung der Wissenschaft zu trennen (vgl. Rödder 2009, S. 231; Rödder 2014), was bisher aber ohne Konsequenz für die Medialisierungstheorie geblieben ist. Der politische und ökonomische Kontext der Forschung wird damit weiterhin nicht hinreichend berücksichtigt (vgl. Peters 2008, S. 126; Cassidy 2008, S. 233).¹³

Eine weitere Konsequenz der systemtheoretischen Ausrichtung in der Medialisierungsthese ist die Nichtbeschäftigung mit der Öffentlichkeit, da diese kein eigenständiges Teil-System darstellt und bei dieser Betrachtungsweise auf die Systeme „Journalismus“ bzw. „Massenmedien“ reduziert wird (vgl. Wimmer 2007, S. 37 f.); das Publikum wird hierbei nicht behandelt (vgl. Fuhse 2003; Wendelin 2012, S. 354).¹⁴ Für Weingart (2001, S. 345) ist Öffentlichkeit z. B. nur

11 Auch in seinem frühen Aufsatz „From ‘Finalization’ to ‘Mode 2’: Old wine in new bottles?“ behandelt Weingart (1997, S. 605) nur die Beziehungen zwischen Politik, Medien und Wissenschaft.

12 Weingart (2010) verfasste zudem selbst einen Artikel zum neuen Leitbild der „unternehmerischen Universität“.

13 Damit standen bisher auch nicht die politischen und wirtschaftlichen *Einschränkungen* der Kommunikation der Wissenschaft im Zentrum der Forschung (vgl. Schäfer 2014, S. 74).

14 Kohring (1997) unterscheidet zwar ein eigenes System „Öffentlichkeit“, behandelt in seinem Buch aber nur das Leistungssystem „Journalismus“ genauer. Die breite Palette an systemtheoretischen Entwürfen in der Kommunikationsforschung ist zudem sehr heterogen, etwa hinsichtlich der unterschiedenen Systeme (Massenmedien, Journalismus, Öffentlichkeit) und der relevanten Codes (Information, Aktualität, Mehrsystemzugehörigkeit) (vgl. Kohring 1997; Kohring 2002; Görke 2003; Malik 2002; Wendelin 2012, S. 353).

in Form von Politikern und von Medien gegeben.¹⁵ Dies ist aber ein zu enger Begriff von Öffentlichkeit, die in Anlehnung an Jürgen Habermas als ein „Netzwerk von Teilöffentlichkeiten“ beschrieben werden kann, die sich gegenseitig beobachten. Sie umfasst damit auch die spontane Kommunikation auf der Straße (Encounter-Ebene) und die Themen- bzw. Versammlungsöffentlichkeit, etwa Demonstrationen (vgl. Donges/Imhof 2001; Wessler/Rinke 2013). Weiter zählen zu dem Kommunikationsraum der politischen Öffentlichkeit die „semi-autonomen“ Sphären der Wissenschaft, der Religion und der Kunst (vgl. Imhof 2011, S. 88 ff.).

In späteren Arbeiten bezieht sich Weingart auf das Öffentlichkeitskonzept von Habermas (1990) und betont dabei die Bedeutung der Wissenschaft für die Demokratie: „Aus der Sicht der Demokratietheorie ist die Wissenschaft als Quelle gesicherten und rationalen Wissens die wichtigste Voraussetzung dafür, dass die Bürger sich informiert darüber verständigen können, wie sie ihre Interessen miteinander und mit den materiellen Gegebenheiten in Übereinstimmung bringen können.“ (Weingart/Schulz 2014, S. 10) Er verwendet nun zudem selbst den von ihm zunächst abgelehnten Begriff der Aufklärung¹⁶ und sieht Wissenschaft und Journalismus der „sachlich-aufklärerischen Kommunikation“ bzw. der „Wahrheitssuche und Aufklärung“ verpflichtet (vgl. Wormer/Weingart 2014).¹⁷ Demokratische Gesellschaften haben ein Interesse daran, dass die Forschung diese Funktion erfüllen kann. Dazu benötigt die Wissenschaft die Medien, da sie diese Rolle nur einnehmen kann, „wenn das relevante Wissen in geeigneter Form an die Öffentlichkeit kommuniziert wird, so dass diese zu einer aufgeklärten Meinungsbildung in der Lage ist“ (Weingart/Schulz 2014, S. 13). Die Veränderung der Position von Weingart bleibt aber ebenfalls ohne Konsequenz für die Theoriebildung.

3 Allgemeine empirische Einwände gegen die Paradigmen „Mode 2“ und „Medialisierung“

Generell sind sowohl das „Mode 2“- als auch das „Medialisierungs“-Konzept empirisch schlecht belegt (vgl. Hessels/von Lente 2008). Weingart (2001, S. 282) räumt selbst ein, dass er nur wenige Beispiele für seine These angeben kann und

15 Bei Gibbons et al. (1994) wird dagegen der Begriff „public“ auf alle außerwissenschaftlichen Bereiche, d. h. Wirtschaft, Politik und Öffentlichkeit bezogen.

16 In „Die Stunde der Wahrheit“ bezeichnet Weingart (2001, S. 243) den Bezug der Wissenschaft zur Öffentlichkeit z. B. als „nur vordergründig der Aufklärung“ verpflichtet.

17 Entgegen systemtheoretischen Theorien spricht Weingart damit auch den Medien eine (normative) Aufklärungsfunktion zu (vgl. Weingart/Schulz 2014, S. 10; Blattmann et al. 2014, S. 393).

diese eher als Indizien und nicht als Beweise anzusehen sind. In seinem kurz vor seinem Buch „Die Stunde der Wahrheit“ erschienenen Aufsatz „From 'Finalization' to 'Mode 2'“ geht er darüber hinaus selbst noch davon aus, dass sich das „peer review“-System nicht grundlegend verändert hat und sieht erst in seinem späteren Werk dieses Modell untergraben (vgl. Weingart 1997; Weingart 2001, S. 32).

Die später durchgeführten empirischen Arbeiten können die starke These Weingarts auch nicht belegen. Weiterhin gibt es in der Gegenwart nur wenig Beispiele „sichtbarer Wissenschaftler“, auf die Weingart (2001, S. 250 f.) als Beleg für die stärkere Medialisierung verweist (vgl. Rödder 2014). Katharina Fuhrin (2013, S. 72) z. B. hat Probleme, solche für ihre Arbeit zu finden.¹⁸ In neueren Arbeiten ziehen die VertreterInnen der Medialisierungsthese daher selbst als Fazit der bisherigen Forschung: „Inwieweit die These der Medialisierung der Wissenschaft tatsächlich generalisierungsfähig ist oder nur bestimmte Forschungsbereiche betrifft, die zugleich politisiert sind, ist in der Literatur noch nicht eindeutig beantwortet und macht vergleichende Untersuchungen erforderlich.“ (Franzen/Rödder/Weingart 2012, S. 363) Sie revidieren die These zudem insofern, als dass nicht die ganze Wissenschaft von der Medialisierung betroffen und der Kontakt zur Öffentlichkeit weiterhin kein Bestandteil des „Rollen-Sets“ von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen ist, weshalb der durchschnittliche Forscher nicht stark durch die Medien beeinflusst wird (vgl. Rödder 2009, S. 231; Rödder 2012, S. 157, 161; Franzen/Rödder 2013, S. 339). Hans Peter Peters et al. kommen in ihrer neuesten Arbeit ebenfalls zu dem Schluss, dass Medialisierungseffekte zwar „gelegentlich vorkommen mögen, dass aber die Antizipation von medialer Resonanz kein allgemein verbreitetes oder einflussreiches Kriterium in den Entscheidungskalkülen von Neurowissenschaftlern beim Design von Forschung oder bei der Publikation in wissenschaftlichen Nachrichten ist und keinesfalls die Praxis der Forschung oder der Publikation prägt“ (Peters et al. 2013, S. 38). Darüber hinaus ist in den letzten Jahren, insbesondere durch die Folgen der Finanzkrise, eine Schwächung des Wissenschaftsjournalismus zu beobachten (vgl. Franzen 2014, S. 38; Schäfer 2014, S. 88).

Auch schätzen die Organisatoren des Programms „Wissenschaft im Dialog“ (WiD), das in der Debatte häufig als Beleg für die stärkere Förderung der öffentlichen Ausrichtung der Wissenschaft genannt wird, dessen Wirkung selbst

18 Die Rolle des „sichtbaren Wissenschaftlers“ ist innerhalb der Forschung auch weiterhin eine „prinzipiell begründungsbedürftige Aktivität“ (Rödder 2014, S. 58). Diese (späte) Feststellung zeigt aber die Nichtberücksichtigung der früheren „public sociology“-Debatte, in der diese innerwissenschaftlichen Barrieren schon länger diskutiert werden und die bereits zu institutionellen Veränderungen geführt hat (vgl. Neun 2014).

pessimistischer ein als die VertreterInnen der Medialisierungsthese. In der 10-Jahre-Bilanz der Initiative kommt Christian Kleinert (2012, S. 49) z. B. zu dem Schluss, dass diese in der ersten Zeit ihres Bestehens noch weitestgehend unbekannt war. Er kritisiert zudem, dass es innerhalb der Forschungsorganisationen weiterhin keine Anreize und keine Anerkennung für Wissenschaftskommunikation gibt (vgl. Kleinert 2012, S. 53), die Vergabe von Fördermitteln etwa weiterhin unabhängig davon erteilt wird (vgl. Stäudner 2012, S. 58; von Aretin 2012, S. 231). Auch sind die von der Initiative WiD eingesetzten Mittel im Vergleich zu den Aufwendungen anderer Institutionen wie dem „Bundesministerium für Bildung und Forschung“ (BMBF) eher gering (vgl. Stäudner 2012).

Weiter ist die Annahme der Entwicklung zu einem neuen „Mode 2“ bzw. einer *zunehmenden* Medialisierung nicht empirisch gesichert, da ein generelles Desiderat der bisherigen Forschung historische Arbeiten sind (vgl. Notwotny/Scott/Gibbons 2001; Schäfer 2008, S. 222).¹⁹ Weingart (2001, S. 236) verweist aber selbst auf eine Welle der Popularisierung der Wissenschaft bereits nach dem „Sputnik“-Schock 1957,²⁰ die er zwar, wie gesehen, von der Medialisierung theoretisch trennt, da Letztere für Massendemokratien charakteristisch ist. Deren Entstehung setzt er jedoch ebenfalls ab der Mitte des 20. Jahrhunderts an (vgl. Weingart 2001, S. 26, 253). In einem neueren Text stellt Weingart auch fest, dass die Bereitschaft der Wissenschaft zur öffentlichen Kommunikation Anfang des letzten Jahrhunderts noch groß war und danach *abgenommen* hat (vgl. Weingart/Schulz 2014, S. 11). Martin W. Bauer (2012, S. 38) kommt daher in einer der seltenen geschichtlichen Arbeiten zu dem Thema ebenfalls zu dem Ergebnis, dass die Medialisierung der Wissenschaft keine historische Konstante ist.

19 Die fehlenden historischen Arbeiten können möglicherweise ebenfalls auf die Orientierung an der Systemtheorie zurückgeführt werden, da sich Luhmann (1996a), z. B. in seiner Darstellung der Massenmedien, in seinen Arbeiten nur auf die Frühphase der modernen Gesellschaft konzentriert (vgl. Schimank 2003, S. 274; Imhof 2011, S. 23).

20 Der Start des russischen Satelliten „Sputnik“ löst 1957 insbesondere in den USA die Angst aus, von der Sowjetunion wissenschaftlich überholt worden zu sein, und führt daher zu verstärkten Anstrengungen, den Rückstand aufzuholen. Eine Reaktion darauf ist z. B. „eine großangelegte Medienkampagne, mit der das öffentliche Interesse an Wissenschaft und damit die Zahl der Absolventen in den naturwissenschaftlichen und technischen Fächern sowie die allgemeine Bereitschaft zur Förderung der Forschung erhöht werden sollte“ (Weingart 2001, S. 236). Die „American Association for the Advancement of Science“ (AAAS) hatte bereits 1951 in einer Erklärung ein besseres „public understanding of science“ gefordert, dies war bis zu diesem Zeitpunkt jedoch kaum auf Resonanz gestoßen (vgl. Gregory/Miller 1998, S. 4).

4 Theoretische Einwände gegen die Anwendbarkeit der Paradigmen des „Mode 2“ und der „Medialisierung“ auf die Soziologie

Beide Paradigmen werden theoretisch und empirisch anhand der Entwicklung der Naturwissenschaften konzipiert. Gibbons et al. (1994, S. 1, 3, 101) sprechen zwar von einem Wandel zu einem „Mode 2“ auch in den Sozialwissenschaften, weisen aber selbst daraufhin, dass sie in ihrem Konzept eine größere Aufmerksamkeit auf die Naturwissenschaften und die Technologie legen, und hegen daher Zweifel, ob ihre Beschreibung auf die Geisteswissenschaften zutrifft.²¹ An einer Stelle bezeichnen sie die Geistes- und Sozialwissenschaften sogar als *Vorläufer* des „Mode 2“, da dort Ideen und Praxis schon immer eng verbunden waren (vgl. Gibbons et al. 1994, S. 99), woraus sie aber keine Konsequenzen für ihre allgemeine These des Überganges zu einem neuen Modus der Forschung ziehen. Die Charakteristika des „Mode 2“, wie z. B. die Reflexivität oder der Praxisbezug der Wissenschaft, sind jedoch für die Sozialwissenschaften generell konstitutiv (vgl. Hirsch-Kreinsen 2003).²²

In der Medialisierungsforschung wird auf die Mitte der 1980er Jahre in England gegründete „Public Understanding of *Science*“ (PUS)-Kampagne verwiesen, die den Fokus auf Naturwissenschaften schon in der Bezeichnung zeigt. In Deutschland wird sie deshalb zunächst um die „Humanities“ zu PUSH ergänzt – womit Sozialwissenschaften begrifflich weiterhin fehlen –, bevor sie seit 1999 in die bereits genannte Organisation „Wissenschaft im Dialog“ (WiD) umbenannt wird, die ihren Schwerpunkt nach wie vor auf den Technik- bzw. Naturwissenschaften, d. h. den sogenannten MINT-Fächern hat (vgl. Winter 2012, S. 30).²³ Die bleibende Hauptaufmerksamkeit zeigt sich bei der durch die Initiative unterstützten Ausrichtung der Wissenschaftsjahre seit 2000. Erst das Jahr 2007 wird dabei den „Geisteswissenschaften“ (als Ganzes!) gewidmet, Sozialwissenschaften finden keinerlei Beachtung.

Es sind jedoch grundsätzliche Unterschiede zwischen den Sozial- und den Naturwissenschaften im Verhältnis zur Öffentlichkeit zu beachten. Spezifisch für Erstere ist z. B. der Typus des „Intellektuellen“, der in der Literatur zur

21 Eine der Autorinnen von „The New Production of Knowledge“ schränkt später selbst ein, dass sich der Modus 2 „in erster Linie im naturwissenschaftlich-technischen Bereich manifestiert“ (Felt/Nowotny/Taschwer 1995, S. 167).

22 Hirsch-Kreinsen (2003, S. 260) verweist in dem Zusammenhang auf die Verwendungsforschung, in der das Verhältnis zur Praxis unter dem Stichwort der „Versozialwissenschaftlichung“ der gesellschaftlichen Praxis schon länger diskutiert wird (vgl. Beck/Bonß 1989).

23 Ein explizites Ziel des Programmes ist z. B. die Rekrutierung des Nachwuchses für diese Disziplinen (vgl. Blattmann et al. 2014, S. 396).

„Communication of Science and Technology“ kaum behandelt wird (vgl. Casidy 2008, S. 230; Osrecki 2011; Rödder 2012).²⁴

5 Empirische Einwände gegen die Anwendbarkeit der Paradigmen des „Mode 2“ und der „Medialisierung“ auf die Soziologie

Sowohl das „Mode 2“- als auch das „Medialisierungs“-Konzept können zudem die Geschichte der Soziologie nicht adäquat beschreiben (vgl. Hessels/von Lente 2008, S. 754). Die These der Entstehung eines neuen „Mode 2“ der Wissenschaft ist generell auf den selektiven Blickwinkel der Philosophen und Historiker zurückzuführen, die seit Mitte des 20. Jahrhunderts eine bestimmte, enge Definition der Wissenschaft in der Beschreibung bevorzugen (vgl. Johnson 2011, S. 457). Dies gilt auch für die Soziologiegeschichte, in der der Schwerpunkt auf die Historie der soziologischen *Theorie* gelegt wird und in der die „öffentliche Soziologie“, die an ein breiteres Publikum gerichtet ist, nicht in den Blick kommt.

Es gibt aber bereits zur Zeit der Gründung der amerikanischen und der deutschen Soziologie eine enge Verbindung zu sozialen Bewegungen (vgl. Burawoy 2007; Turner/Turner 1990; Neef 2012).²⁵ Die amerikanische Debatte zur „public sociology“ wird ebenfalls schon Ende der 1950er begonnen (vgl. Neun 2014), und es finden zu dieser Zeit grundlegende Diskussionen zu den Zielen der Wissenschaft in einer demokratischen Gesellschaft statt, z. B. in dem von Edward Shils (1968) herausgegebenen Band „Criteria for Scientific Development“.²⁶ In Deutschland wird der Begriff der „öffentlichen Wissenschaft“ gleichfalls schon Ende der 1960er Jahre gebraucht (vgl. Haber 1968); in den folgenden Jahren werden intensive Auseinandersetzungen um den Öffentlichkeitsbegriff (vgl. Dahrendorf 1965; 1969), zum Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit bzw. von Soziologie und Praxis (vgl. Kaufmann 1969; Tenbruck 1971; Offe

24 Von diesem ist aber am ehesten zu erwarten, dass er Diskurselemente in die Öffentlichkeit einbringt und einklagt, weshalb er als Übersetzer eine wichtige Figur in Öffentlichkeitstheorien einnimmt (vgl. Neidhardt 1994, S. 22; Imhof 2008, S. 86; vgl. schon Riegel 1974, S. 19, 132).

25 Die Analyse wird auch von Autoren geteilt, die die spätere Abwendung der Soziologie von der Öffentlichkeit *begrüßen* (vgl. Turner/Turner 1990).

26 Auch ist bereits das zentrale Schlagwort der amerikanischen „new left“ die „participatory democracy“ (vgl. Hayden 2005), im Konzept der „post-normal science“ wird diese Verbindung zu den „neuen sozialen Bewegungen“ noch ausdrücklich erwähnt (vgl. Funto-wicz/Ravetz 1993). Bereits in den 1960er und 1970er Jahren werden zudem Modelle der „Wissensgesellschaft“ entworfen, in der diese politische Entwicklung reflektiert wird, z. B. ist für Bell (1973) ein Merkmal der „Wissensgesellschaft“ der stärkere Anspruch der Bürger auf Partizipation.

1977; 1982; Klages 1979; Neidhardt 1979; Beck 1982a) und zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens geführt (vgl. Lau 1984; Beck/Bonß 1989; Neun 2018). Parallelen zur Idee des „Mode 2“ bestehen dabei z. B. insofern darin, als dass in letzterer Debatte schon neue Qualitätskriterien der Wissenschaft oder Fragen der Partizipation der Öffentlichkeit angesprochen werden (vgl. Gans 1971; Beck 1982b).²⁷

Dann erfolgt aber Ende der 1980er Jahre ein *Abbrechen* dieser Diskussionen. Wolfgang Bonß spricht etwa 2003 von den „heute fast schon in Vergessenheit geratenen[n] Thesen zum Verhältnis von Theorie und Praxis“ (Bonß 2003, S. 39), weshalb nicht von einer linearen Medialisierung der Soziologie ausgegangen werden kann.

6 Alternative wissenschaftssoziologische Position: Sozialwissenschaften und Demokratie

Die beschriebene Fokussierung der beiden Paradigmen „Mode 2“ und „Medialisierung“ auf die Naturwissenschaften, die mangelnde empirische Bestätigung der Medialisierungsthese, die die theoretisch erwarteten Effekte stark relativiert, und die späteren Aussagen Weingarts zur aufklärerischen Funktion der Wissenschaft, die im Widerspruch zu seiner eigenen Theorie stehen, legen eine Revision der Ansätze nahe. In einem alternativen Modell zur Wissenschaftssoziologie bzw. der Soziologie der Soziologie sollten deshalb die bisher in dieser Forschung weitestgehend ausgeklammerten Fragen der *Macht* und der *Ökonomisierung* bzw. *Kommerzialisierung* der Wissenschaft berücksichtigt werden (vgl. Grande et al. 2013, S. 35, 40 f.; Adam 2013; Radder 2014, S. 241),²⁸ die zu einem zunehmenden *Ausschluss* der Öffentlichkeit führen und eine der größten Gefahren für die Forschung darstellen (vgl. Münch 2011; Schimank 2012, S. 122; Carrier 2013, S. 375). Da „Wissen“ nunmehr vorrangig als wirtschaftliche Ressource verstanden wird, werden Funktionen der Forschung für die Demokratie verdrängt,²⁹ wie etwa die Herausbildung eines kritischen Denkens und

27 Es besteht auch eine direkte persönliche Verbindung zwischen der soziologischen Verwendungsforschung und dem „Mode 2“-Konzept, da Helga Nowotny vor dem Werk „The New Production of Knowledge“ ein Buch zur Verwendung *sozialwissenschaftlichen* Wissens herausgibt (vgl. Nowotny/Lambiri-Dimaki 1985).

28 Die Autoren des „Mode 2“ räumen selbst ein, dass sie dem Aspekt „Macht“ zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet haben (vgl. Nowotny/Scott/Gibbons 2001, S. 21).

29 Das Modell Burawoy (2007) der „public sociology“ schließt insofern daran an, als dass es *gegen* die zunehmende Ökonomisierung der Gesellschaft z. B. der Universitäten gerichtet ist.

die Erziehung zu Staatsbürgern (vgl. Hagner 2012, S. 10).³⁰ Für Philip Kitcher ist deshalb der fehlende Zugang zu wissenschaftlichen Forschungsergebnissen ein Grund für Defizite der Demokratie. Das Ziel ist es dagegen, Bürger zu Konsumenten von Forschung zu machen, um sie auf diese Rolle vorzubereiten (vgl. Kitcher 2001, S. 172, 190).³¹

Auch ist von der auf der Systemtheorie Luhmanns basierenden deterministischen Vorstellung einer „Ko-Evolution zwischen Wissenschaft und Gesellschaft“ bzw. „Ko-Dynamik der Demokratisierung politischer Systeme und der Expansion des Wissenschaftssystems“ abzugehen (vgl. Nowotny/Scott/Gibbons 2001; Weingart 2001, S. 30 f.), die den zeitgeschichtlichen Kontext nicht hinreichend berücksichtigt.³² Ein feldtheoretischer Ansatz in Anschluss an Bourdieu (1988; 1998; 2005) kann dagegen zeigen, dass die Autonomie des wissenschaftlichen Feldes das (kontingente) Ergebnis von Kämpfen ist und Hierarchien zwischen den Disziplinen bestehen, die ihre unterschiedliche gesellschaftliche Wirkung erklären können.³³ Der Einfluss des „Feldes der Macht“ und des „ökonomischen Feldes“ auf die Wissenschaft kommen dadurch ebenfalls in den Blick. In Michael Burawoys (2007) Fassung der Feld-Theorie werden zudem zusätzlich die *Binnen-Differenzierungen* der Soziologie deutlich.³⁴

Bei Bourdieu fehlen jedoch, wie nach der Trennung der Soziologie von der Kommunikationswissenschaft bei neueren AutorInnen häufig, Bemerkungen zur Öffentlichkeit (vgl. Gerhards 1994; Sintomer 2005). Deshalb sollte an die Überlegungen zur Verbindung von Wissenschaft und Demokratie bei John Dewey (1930/2001) und an dessen Öffentlichkeitsbegriff angeknüpft werden, der gegenüber vielen theoretischen Richtungen anschlussfähig ist (vgl. Joas

30 Michael Hagner fasst diesen Zusammenhang prägnant so zusammen: „Wissenschaft mag also nicht unbedingt demokratisch strukturiert sein, aber sie ist unverzichtbar, weil sie zum eigenständigen, kritischen Denken führt.“ (Hagner 2012, S. 12) Martin Carrier (2011, S. 19) führt daher in Anlehnung an Krimsky (2003, S. 178) den Typus der „science in the public interest“ ein.

31 Dies bedeutet aber gerade nicht, wie bei dem PUS-Programm, „Werbung für Wissenschaft und Technik“ (Weingart 2001, S. 247) zu betreiben, sondern kann im Gegenteil deren Ablehnung und Kritik beinhalten. Dass Sozialwissenschaften in dieser auf Akzeptanz von Technik und ökonomischer Verwertbarkeit wissenschaftlicher Ergebnisse zielenden Initiative keine Rolle spielen, ist daher kein Zufall.

32 In der Medialisierungsdebatte wird z. B. apodiktisch behauptet: „Die Ausdifferenzierung der Wissenschaft ist nicht umkehrbar.“ (Blattmann et al. 2014, S. 409)

33 Bourdieus Feldtheorie wird erst vor kurzem in der Medientheorie und den Kommunikationswissenschaften rezipiert (vgl. Benson/Neveu 2005; Wiedemann/Meyen 2013).

34 Das Modell Burawoys kann auch, wie eine empirische Studie in Kanada zeigt (vgl. Brym/Nakhaie 2009), auf andere Fächer angewendet werden. Es ähnelt zudem dem „Mode 3“-Konzept bzw. der „transformativen Wissenschaft“, in dem den Sozialwissenschaften eine größere Rolle als im „Mode 2“-Modell eingeräumt werden (vgl. Schneidewind/Singer-Brodowski 2014).

2000; Sigwart 2012, S. 224), bisher in den Überblicken über zeitgenössische Öffentlichkeitstheorien aber nicht gesondert genannt wird (vgl. Dinges/Imhof 2001; Wessler/Rinke 2013; vgl. aber Lamla 2014).³⁵ Im Unterschied zu Habermas' Werk „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ (1990), auf das sich viele neuere Öffentlichkeitskonzepte stützen (z. B. Peters 2007), betont Dewey die zentrale Funktion der Sozialwissenschaften für die Demokratie.³⁶ Als Bedingung für das Entstehen einer Öffentlichkeit bezeichnet er z. B. „die Freiheit der Sozialforschung und der Verbreitung ihrer Schlußfolgerungen“, weshalb eine umfassende Veröffentlichung ihrer Ergebnisse notwendig ist: „Was immer die Publizität blockiert und einschränkt, es beschränkt und stört das Denken über gesellschaftliche Angelegenheiten.“ (Dewey 1930/2001, S. 142 f.) Zudem sind die wenig bekannten Arbeiten von Karl Mannheim (1932; 1951) zur Bedeutung der Soziologie für die Bildung sowie die Demokratie zu beachten (vgl. Neun 2015).

7 Fazit

Es wurden verschiedene Probleme der wissenschaftssoziologischen Paradigmen „Mode 2“ und „Medialisierung“ aufgezeigt. Grundsätzlich ergeben sich trotz der Anlehnung an die Theorie Luhmanns Diskrepanzen zu dessen Thesen, insbesondere bei der Annahme einer „De-Differenzierung“ bzw. der „stärkeren Koppelung“ der Systeme. Auch wird die Weiterentwicklung seines Modells nicht beachtet, in der von einer dominanten Stellung des wirtschaftlichen Bereichs ausgegangen wird, weshalb von einer *Ökonomisierung* statt von einer „Medialisierung“ bzw. einer Entwicklung zu einem „Mode 2“ der Wissenschaft gesprochen werden kann. Darüber hinaus nennt Weingart in späteren Aufsätzen, entgegen den systemtheoretischen Vorgaben, als Aufgabe der Forschung selbst die Aufklärung der Menschen, ohne daraus jedoch Konsequenzen für sein Konzept zu ziehen. Die beiden Ansätze des „Mode 2“ und der „Medialisierung“ sind zudem vorrangig – darauf weist die derzeitige Debatte um die unterschiedlichen „Wissenskulturen“ hin – an den Naturwissenschaften orientiert,

35 Axel Honneth (2013) bezieht sich in seinem Werk „Das Recht der Freiheit“ zwar stark auf Dewey, in dem Buch fehlt jedoch der Verweis auf die Bedeutung der Sozialwissenschaften für die Öffentlichkeit.

36 Habermas (1968a; 1968b; 1990, S. 342) behandelt die Sozialwissenschaften erst in seinen späteren Artikeln „Verwissenschaftliche Politik und öffentliche Meinung“ und „Technischer Fortschritt und soziale Lebenswelt“, die weniger wirkungsstark geworden sind. Dort entwickelt er in Anlehnung an Dewey selbst ein „pragmatisches Modell“ des Verhältnisses von Wissenschaft und Öffentlichkeit. Weingart (2001) behandelt diesen Text „Verwissenschaftliche Politik und öffentliche Meinung“ von Habermas zwar, aber nur unter dem Gesichtspunkt des Verhältnisses des Experten zur Politik, nicht zur Öffentlichkeit.

weshalb die besonderen Charakteristika der Sozialwissenschaften, wie deren generelle Praxisorientierung nicht berücksichtigt, sondern als neue Merkmale der Wissenschaft bezeichnet werden.

Auf der empirischen Ebene lässt sich darüber hinaus nur eine geringe Bestätigung der Thesen der beiden Paradigmen feststellen, weil auch historische Arbeiten zu diesem Thema fehlen. Ein Blick auf die Geschichte der Soziologie zeigt daher ein anderes Bild: in dem Fach finden bereits seit den 1960er Jahren intensive Diskussionen zum Thema „Öffentlichkeit“ und zu deren Verhältnis zur Wissenschaft statt, die später jedoch *abbrechen*. Die Paradigmen des „Mode 2“ und der „Medialisierung“ können deshalb die Soziologie und deren historische Entwicklung nicht adäquat beschreiben.

Dies verweist auf die Notwendigkeit einer theoretischen Neuorientierung und der Erarbeitung von wissenschaftssoziologischen Konzepten, die stärker auf die Sozialwissenschaften ausgerichtet sind, wobei die Ansätze von Bourdieu, Mannheim und Dewey Anknüpfungspunkte dafür bereitstellen. Generell sollten dabei auch stärker als bisher die Probleme der Macht bzw. der Ökonomisierung der Forschung und insbesondere das Verhältnis von Wissenschaft und Demokratie im Fokus stehen, da gerade Letzteres im Zuge der Kommerzialisierung der Forschung in zunehmendem Maße beeinträchtigt wird.

Literatur

- Adam, Matthias (2013): Interessen in wirtschaftsnaher Forschung – nutzen oder bannen? In: Schurz, Gerhard/Carrier, Martin (Hrsg.): Werte in den Wissenschaften. Neue Ansätze zum Werturteilsstreit. Berlin: Suhrkamp, S. 397-420
- Aretin, Felicitas von (2012): Die andere Seite des Schreibtisches. Zum Verhältnis von Wissenschaftskommunikatoren zu Wissenschaftsjournalisten. In: Dernbach, Beatrice/Kleinert, Christian/Münder, Herbert (Hrsg.): Handbuch Wissenschaftskommunikation. Wiesbaden: Springer VS, S. 229-235
- Bauer, Martin W. (2012): Public Attention to Science 1820-2010 – A ‘Longue Durée’ Picture. In: Rödder, Simone/Franzen, Martina/Weingart, Peter (Hrsg.): The Sciences’ Media Connection – Public Communication and its Repercussions. Dordrecht: Springer, S. 35-58.
- Beck, Ulrich (Hrsg.) (1982a): Soziologie und Praxis. Erfahrungen, Konflikte, Perspektiven (Soziale Welt, Sonderband 1). Göttingen: Schwartz
- Beck, Ulrich (1982b): Folgeprobleme der Modernisierung und die Stellung der Soziologie in der Praxis. In: Beck, Ulrich (Hrsg.): Soziologie und Praxis. Erfahrungen, Konflikte, Perspektiven. Göttingen: Schwartz, S. 1-23
- Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (1989): Verwissenschaftlichung ohne Aufklärung? Zum Strukturwandel von Sozialwissenschaft und Praxis. In: Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (Hrsg.): Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung? Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 7-45
- Bell, Daniel (1973): The Coming of Post-Industrial Society. A Venture in Social Forecasting. New York: Basic Books
- Benson, Rodney/Neveu, Erik (Hrsg.) (2005): Bourdieu and the Journalistic Field. Cambridge: Polity Press
- Binczek, Natalie (2012): Die Realität der Massenmedien (1995). In: Jahraus, Oliver/Nassehi, Armin/Grizelj, Mario/Saake, Irmhild/Kirchmeier, Christian/Müller, Julian (Hrsg.): Luhmann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart: Metzler, S. 186-192

- Blattmann, Heidi/Jarren, Otfried/Schnabel, Ulrich/Weingart, Peter/Wormer, Holger (2014): Kontrolle durch Öffentlichkeit. Zum Verhältnis Medien – Wissenschaft in der Demokratie. In: Weingart, Peter/Schulz, Patricia (Hrsg.): Wissen – Nachricht – Sensation. Zur Kommunikation zwischen Wissenschaft, Öffentlichkeit und Medien. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 391-412
- Bonß, Wolfgang (2003): Jenseits von Verwendung und Transformation. Strukturprobleme der Verwissenschaftlichung in der Zweiten Moderne. In: Franz, Hans-Werner/Howaldt, Jürgen/Jacobsen, Heike/Kopp, Ralf (Hrsg.): Forschen – lernen – beraten. Der Wandel von Wissensproduktion und -transfer in den Sozialwissenschaften. Berlin: sigma, S. 37-52
- Bourdieu, Pierre (1988): *Homo Academicus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (1998): Über das Fernsehen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (2005): The Political Field, the Social Science Field, and the Journalistic Field. In: Benson, Rodney/Neveu, Erik (Hrsg.): Bourdieu and the Journalistic Field. Cambridge: Polity Press, S. 29-47
- Brym, Robert J./Nakhaie, M. Reza (2009): Professional, Critical, Policy, and Public Academics in Canada. In: *Canadian Journal of Sociology* 34, H. 3, S. 655-670
- Burawoy, Michael (2007): For Public Sociology. In: Clawson, Dan et al. (Hrsg.): *Public Sociology. Fifteen Eminent Sociologists Debate Politics and the Profession in the Twenty-first Century*. Berkeley: University of California Press, S. 23-64
- Carrier, Martin (2011): Knowledge, Politics, and Commerce: Science Under the Pressure of Practice. In: Carrier, Martin/Nordmann, Alfred (Hrsg.): *Science in the Context of Application*. Dordrecht: Springer, S. 11-30
- Carrier, Martin (2013): Wissenschaft im Griff der Wirtschaft: Auswirkungen kommerzialisierter Forschung auf die Erkenntnisgewinnung. In: Schurz, Gerhard/Carrier, Martin (Hrsg.): *Werte in den Wissenschaften. Neue Ansätze zum Werturteilsstreit*. Berlin: Suhrkamp, S. 374-396
- Carrier, Martin/Nordmann, Alfred (2011): Science in the Context of Application: Methodological Change, Conceptual Transformation, Cultural Reorientation. In: Carrier, Martin/Nordmann, Alfred (Hrsg.): *Science in the Context of Application*. Dordrecht: Springer, S. 1-7
- Cassidy, Angela (2008): Communicating the Social Sciences. In: Bucchi, Massimiano/Trench, Brian (Hrsg.): *Handbook of Public Communication of Science and Technology*. London: Routledge, S. 225-236
- Chunglin, Kwa (2014): Bündnis der Stile. Ein neues Modell für das Zusammenwirken von Wissenschaft und Technik. In: Nordmann, Alfred/Radder, Hans/Schiemann, Gregor (Hrsg.): *Strukturwandel der Wissenschaft. Positionen zum Epochenbruch*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 127-139
- Dahrendorf, Ralf (1965): *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*. München: Piper
- Dahrendorf, Ralf (1969): Aktive und passive Öffentlichkeit. Über Teilnahme und Initiative im politischen Prozeß moderner Gesellschaften. In: Löffler, Martin (Hrsg.): *Das Publikum*. München: Beck, S. 1-12
- Dewey, John (1930/2001): *Die Öffentlichkeit und ihre Probleme*. Berlin: Philo Verlagsgesellschaft
- Donges, Patrick/Imhof, Kurt (2001): Öffentlichkeit im Wandel. In: Jarren, Otfried/Bonfadelli, Heinz (Hrsg.): *Einführung in die Publizistikwissenschaft*. Bern: Haupt, S. 101-133
- Felt, Ulrike/Nowotny, Helga/Taschwer, Klaus (1995): *Wissenschaftsforschung. Eine Einführung*. Frankfurt a. M.: Campus
- Franzen, Martina (2014): Medialisierungstendenzen im wissenschaftlichen Kommunikationssystem. In: Weingart, Peter/Schulz, Patricia (Hrsg.): *Wissen – Nachricht – Sensation. Zur Kommunikation zwischen Wissenschaft, Öffentlichkeit und Medien*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 19-45
- Franzen, Andrea/Rödder, Simone (2013): Die Herstellung und Darstellung von Wissen unter Medialisierungsbedingungen. Eine vergleichende Betrachtung von Mathematik, Zeitgeschichte und Molekularbiologie. In: Grande, Edgar/Jansen, Dorothea/Jarren, Otfried/Rip, Arie/Schimank, Uwe/Weingart, Peter (Hrsg.): *Neue Governance der Wissenschaft. Reorganisation – externe Anforderungen – Medialisierung*. Bielefeld: transcript, S. 337-361
- Franzen, Martina/Rödder, Simone/Weingart, Peter (2012): Wissenschaft und Massenmedien: Von Popularisierung zu Medialisierung. In: Maasen, Sabine/Kaiser, Mario/Reinhart, Martin/Sutter, Barbara (Hrsg.): *Handbuch Wissenschaftssoziologie*. Wiesbaden: Springer VS, S. 355-364

- Fuhrin, Katharina (2013): *Der prominente Wissenschaftler*. Wiesbaden: Springer VS
- Fuhse, Jan (2003): *Das widerständige Publikum. Zur Relevanz von alltagsweltlichen Kommunikationsstrukturen für die politische Meinungsbildung*. In: Hellmann, Kai-Uwe/Fischer, Karsten/Bluhm, Harald (Hrsg.): *Das System der Politik. Luhmanns politische Theorie*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 136-149
- Funtowicz, Silvio O./Ravetz, Jerome R. (1993): *The Emergence of Post-Normal Science*. In: Schomberg, René von (Hrsg.). *Science, Politics, and Morality. Scientific Uncertainty and Decision Making*. Dordrecht: Kluwer Academic Publishers, S. 85-123
- Gans, Herbert J. (1971): *Social Science for Social Policy*. In: Horowitz, Irving Louis (Hrsg.): *The Use and Abuse of Social Science*. New Brunswick und New Jersey: Transaction Books, S. 13-33
- Gerhards, Jürgen (1994): *Politische Öffentlichkeit. Ein system- und akteurstheoretischer Bestimmungsversuch*. In: Neidhardt, Friedhelm (Hrsg.): *Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 77-105
- Gibbons, Michael/Limoges, Camille/Nowotny, Helga/Schwartzman, Simon/Scott, Peter/Trow, Martin (1994): *The New Production of Knowledge. The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies*. London: Sage
- Gläser, Jochen (2001): *Modus 2a und Modus 2b*. In: Bender, Gerd (Hrsg.): *Neue Formen der Wissensserzeugung*. Frankfurt a. M.: Campus, S. 83-99
- Görke, Alexander (2003): *Das System der Massenmedien, öffentliche Meinung und Öffentlichkeit*. In: Hellmann, Kai-Uwe/Fischer, Karsten/Bluhm, Harald (Hrsg.): *Das System der Politik. Luhmanns politische Theorie*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 121-135
- Grande, Edgar/Jansen, Dorothea/Jarren, Otfried/Rip, Arie/Schimank, Uwe/Weingart, Peter (Hrsg.) (2013): *Neue Governance der Wissenschaft. Reorganisation – externe Anforderungen – Medialisierung*. Bielefeld: transcript
- Gregory, Jane/Miller, Steve (1998): *Science in Public. Communication, Culture, and Credibility*. New York: Plenum Press
- Haber, Heinz (1968): *Öffentliche Wissenschaft*. In: *Bild der Wissenschaft* 5, H. 9, S. 744-753
- Habermas, Jürgen (1968a): *Technischer Fortschritt und soziale Lebenswelt*. In: Habermas, Jürgen: *Technik und Wissenschaft als ‚Ideologie‘*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 104-119
- Habermas, Jürgen (1968b): *Verwissenschaftliche Politik und öffentliche Meinung*. In: Habermas, Jürgen: *Technik und Wissenschaft als ‚Ideologie‘*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 120-145
- Habermas, Jürgen (1970): *Zur Logik der Sozialwissenschaften. Materialien*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Habermas, Jürgen (1990): *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Hagner, Michael (2012): *Wissenschaft und Demokratie oder: Wie demokratisch soll die Wissenschaft sein?* In: Hagner, Michael (Hrsg.): *Wissenschaft und Demokratie*. Berlin: Suhrkamp, S. 9-50
- Hayden, Tom (2005): *The Port Huron Statement. The Visionary Call of the 1960s Revolution*. New York: Thunder's Mouth Press
- Hessels, Laurens K./Lente, Harro von (2008): *Re-Thinking New Knowledge Production: A Literature Review and a Research Agenda*. In: *Research Policy* 37, H. 4, S. 740-760
- Hirsch-Kreinsen, Hartmut (2003): *Ein neuer Modus sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion?* In: Franz, Hans-Werner/Howaldt, Jürgen/Jacobsen, Heike/Kopp, Ralf (Hrsg.): *Forschen – lernen – beraten. Der Wandel von Wissensproduktion und -transfer in den Sozialwissenschaften*. Berlin: sigma, S. 257-268
- Honneth, Axel (2013): *Das Recht der Freiheit. Grundriß einer demokratischen Sittlichkeit*. Berlin: Suhrkamp
- Imhof, Klaus (2008): *Aufklärung – quo vadis? Öffentliches Wissen in der Wissensgesellschaft*. In: Arnold, Klaus/Behmer, Markus/Semrad, Bernd (Hrsg.): *Kommunikationsgeschichte. Positionen und Werkzeuge. Ein diskursives Hand- und Lehrbuch*. Berlin: LIT, S. 73-109
- Imhof, Kurt (2011): *Die Krise der Öffentlichkeit. Kommunikation und Medien als Faktoren des sozialen Wandels*. Frankfurt a. M.: Campus
- Joas, Hans (Hrsg.) (2000): *Philosophie der Demokratie. Beiträge zum Werk von John Dewey*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

- Johnson, Ann (2011): Everything New Is Old Again: What Place Should Applied Science Have in the History of Science?. In: Carrier, Martin/Nordmann, Alfred (Hrsg.): Science in the Context of Application. Dordrecht: Springer, S. 455-46
- Kaiser, Mario/Maasen, Sabine (2010): Wissenschaftssoziologie. In: Kneer, Georg/Schroer, Markus (Hrsg.): Handbuch Spezielle Soziologien. Wiesbaden: Springer VS, S. 685-705
- Kaufmann, Franz-Xaver (1969): Soziologie und praktische Wirksamkeit. In: Schäfers, Bernhard (Hrsg.): Thesen zur Kritik der Soziologie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 68-79
- Kitcher, Philip (2001): Science, Truth, and Democracy. Oxford: Oxford University Press
- Klages, Helmut (1979): Soziologie und Planung. In: Lüschen, Günther (Hrsg.): Deutsche Soziologie seit 1945. Entwicklungsrichtungen und Praxisbezug. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 343-357
- Kleinert, Christian (2012): Der Dialog muss organisiert und koordiniert werden. Eine Bilanz von ‚Wissenschaft im Dialog‘ (WiD). In: Dernbach, Beatrice/Kleinert, Christian/Münder, Herbert (Hrsg.): Handbuch Wissenschaftskommunikation. Wiesbaden: Springer VS, S. 49-54
- Knorr Cetina, Karin (2002): Wissenskulturen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Kohring, Matthias (1997): Die Funktion des Wissenschaftsjournalismus: ein systemtheoretischer Entwurf. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Kohring, Matthias (2002): Vertrauen in Journalismus. In: Scholl, Armin (Hrsg.): Systemtheorie und Konstruktivismus in der Kommunikationswissenschaft. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 91-110
- Krimsky, Sheldon (2003): Science in the Private Interest. Has the Lure of Profits Corrupted Bio-medical Research? Lanham: Rowman & Littlefield
- Lamla, Jörn (2014): Öffentlichkeit: Soziologie, Zeitdiagnose und Gesellschaftskritik. In: Lamla, Jörn/Laux, Henning/Rosa, Hartmut/Strecker, David (Hrsg.): Handbuch der Soziologie. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 491-505
- Lau, Christoph (1984): Soziologie im öffentlichen Diskurs. Voraussetzungen und Grenzen sozialwissenschaftlicher Rationalisierung gesellschaftlicher Praxis. In: Soziale Welt 35, H. 4, S. 407-428
- Luhmann, Niklas (1977): Theoretische und praktische Probleme der anwendungsbezogenen Sozialwissenschaften: Zur Einführung. In: Wissenschaftszentrum Berlin (Hrsg.): Interaktion von Wissenschaft und Politik. Theoretische und praktische Probleme der anwendungsorientierten Sozialwissenschaften. Frankfurt a. M.: Campus, S. 16-39
- Luhmann, Niklas (1986): Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen? Opladen: Westdeutscher Verlag
- Luhmann, Niklas (1992): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Luhmann, Niklas (1996a): Die Realität der Massenmedien. 2. Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Luhmann, Niklas (1996b): Modern Society Shocked by its Risks. Social Sciences Research Centre, Occasional Paper 17, Hong Kong, S. 3-19
- Malik, Maja (2002): Selbstthematisierung des Journalismus: Eine journalistische und theoretische Grenzerfahrung. In: Scholl, Armin (Hrsg.): Systemtheorie und Konstruktivismus in der Kommunikationswissenschaft. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 111-128
- Mannheim, Karl (1932): Die Gegenwartsaufgaben der Soziologie. Ihre Lehrgestalt. Tübingen: Mohr
- Mannheim, Karl (1951): Diagnose unserer Zeit. Gedanken eines Soziologen. Zürich: Europa Verlag
- Münch, Richard (2011): Akademischer Kapitalismus. Über die politische Ökonomie der Hochschulreform. Berlin: Suhrkamp
- Neef, Katharina (2012): Die Entstehung der Soziologie aus der Sozialreform. Eine Fachgeschichte. Frankfurt a. M.: Campus
- Neidhardt, Friedhelm (1979): Praxisverhältnisse und Anwendungsprobleme der Soziologie. Eine integrationstheoretische Analyse. In: Lüschen, Günther (Hrsg.): Deutsche Soziologie seit 1945. Entwicklungsrichtungen und Praxisbezug. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 324-342
- Neidhardt, Friedhelm (1994): Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen. In: Neidhardt, Friedhelm (Hrsg.): Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 7-41
- Neun, Oliver (2014): Daniel Bell und der Kreis der „New York Intellectuals“. Frühe amerikanische öffentliche Soziologie. Wiesbaden: Springer VS

- Neun, Oliver (2015): Zwei Ansätze der Soziologie der Soziologie: Karl Mannheim und Pierre Bourdieu im Vergleich. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 15, H. 4, S. 373-390
- Neun, Oliver (2018): Geschichte des Verhältnisses zwischen Soziologie und Öffentlichkeit in der deutschsprachigen Soziologie. In: Moebius, Stephan/Ploder, Andrea (Hrsg.): *Handbuch der deutschsprachigen Soziologie*. Bd 1: *Geschichte der Soziologie im deutschsprachigen Raum*. Wiesbaden: Springer VS, S. 503-529
- Nordmann, Alfred/Radder, Hans/Schiemann, Gregor (2014): Wissenschaft nach dem Ende der Wissenschaft? Eine Einleitung in die These vom Epochenbruch. In: Nordmann, Alfred/Radder, Hans/Schiemann, Gregor (Hrsg.): *Strukturwandel der Wissenschaft. Positionen zum Epochenbruch*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 7-21
- Nowotny, Helga (1990): Actor-Networks versus Science as Self-Organizing System: A Comparative View of two Constructivist Approaches. In: Krohn, Wolfgang/Küppers, Günter/Nowotny, Helga (Hrsg.): *Selforganization. Portrait of a Scientific Revolution*. Dordrecht: Kluwer, S. 223-239
- Nowotny, Helga/Lambiri-Dimaki, Jane (1985): *The Difficult Dialogue between Producers and Users of Social Science Research*. Wien: European Centre for Social Welfare Training and Research
- Nowotny, Helga/Scott, Peter/Gibbons, Michael (2001): *Re-Thinking Science. Knowledge and the Public in an Age of Uncertainty*. Cambridge: Polity Press
- Offe, Claus (1977): Die kritische Funktion der Sozialwissenschaften. In: Wissenschaftszentrum Berlin (Hrsg.): *Interaktion von Wissenschaft und Politik. Theoretische und praktische Probleme der anwendungsorientierten Sozialwissenschaften*. Frankfurt a. M.: Campus, S. 321-329
- Offe, Claus (1982): *Sozialwissenschaften zwischen Auftragsforschung und sozialer Bewegung*. In: Beck, Ulrich (Hrsg.): *Soziologie und Praxis. Erfahrungen, Konflikte, Perspektiven*. Göttingen: Schwartz, S. 107-113
- Osrecki, Fran (2011): Die Diagnosegesellschaft. *Zeitdiagnostik zwischen Soziologie und medialer Popularität*. Bielefeld: transcript
- Peters, Bernhard (2007): *Der Sinn der Öffentlichkeit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Peters, Hans Peter (2008): Erfolgreich trotz Konfliktpotential – Wissenschaftler als Informationsquellen des Journalismus. In: Hettwer, Holger/Lehmkuhl, Markus/Wormer, Holger/Zotta, Franco (Hrsg.): *WissensWelten. Wissenschaftsjournalismus in Theorie und Praxis*. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung, S. 108-130
- Peters, Hans Peter/Allgaier, Joachim/Dunwoody, Sharon/Lo, Yin-Yueh/Brossard, Dominique/Jung, Arlena (2013): Medialisierung der Neurowissenschaften. Bedeutung journalistischer Medien für die Wissenschafts-Governance. In: Grande, Edgar/Jansen, Dorothea/Jarren, Otfried/Rip, Arie/Schimank, Uwe/Weingart, Peter (Hrsg.): *Neue Governance der Wissenschaft. Reorganisation – externe Anforderungen – Medialisierung*. Bielefeld: transcript, S. 311-335
- Radder, Hans (2014): Wissenschaft und ihre jüngere Geschichte. Vom Epochenbruch zu neuen, nichtlokalen Mustern. In: Nordmann, Alfred/Radder, Hans/Schiemann, Gregor (Hrsg.): *Strukturwandel der Wissenschaft. Positionen zum Epochenbruch*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 97-111
- Riegel, Klaus-Georg (1974): *Öffentliche Legitimation der Wissenschaft*. Stuttgart: Kohlhammer
- Rödder, Simone (2009): *Wahrhaft sichtbar. Humangenomforscher in der Öffentlichkeit*. Baden-Baden: Nomos
- Rödder, Simone (2012): The Ambivalence of Visible Scientists. In: Rödder, Simone/Franzen, Martina/Weingart, Peter (Hrsg.): *The Sciences' Media Connection – Public Communication and its Repercussions*. Dordrecht: Springer, S. 155-177
- Rödder, Simone (2014): Die Rolle sichtbarer Wissenschaftler in der Wissenschaftskommunikation. In: Weingart, Peter/Schulz, Patricia (Hrsg.): *Wissen – Nachricht – Sensation. Zur Kommunikation zwischen Wissenschaft, Öffentlichkeit und Medien*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 46-67
- Schäfer, Mike S. (2008): Medialisierung der Wissenschaft?. In: *Zeitschrift für Soziologie* 37, H. 3, S. 206-225

- Schäfer, Mike S. (2014): Politische und ökonomische Einschränkungen der Kommunikation von Forschungsergebnissen. In: Weingart, Peter/Schulz, Patricia (Hrsg.): Wissen – Nachricht – Sensation. Zur Kommunikation zwischen Wissenschaft, Öffentlichkeit und Medien. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 71-101
- Schiemann, Gregor (2011): An Epoch-Making Change in the Development of Science? A Critique of the "Epochal-Break-Thesis". In: Carrier, Martin/Nordmann, Alfred (Hrsg.): Science in the Context of Application. Dordrecht: Springer, S. 431-453
- Schiemann, Gregor (2014): Wir sind nicht Zeugen einer neuen wissenschaftlichen Revolution. In: Nordmann, Alfred/Radder, Hans/Schiemann, Gregor (Hrsg.): Strukturwandel der Wissenschaft. Positionen zum Epochenbruch. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 39-53
- Schimank, Uwe (2003): Theorie der modernen Gesellschaft nach Luhmann – eine Bilanz in Stichworten. In: Giegel, Hans-Joachim/Schimank, Uwe (Hrsg.): Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns „Die Gesellschaft der Gesellschaft“. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 261-298
- Schimank, Uwe (2009): Die Moderne: eine funktional differenzierte kapitalistische Gesellschaft. In: Berliner Journal für Soziologie 19, H. 3, S. 327-351
- Schimank, Uwe (2012): Wissenschaft als gesellschaftliches Teilsystem. In: Maasen, Sabine/Kaiser, Mario/Reinhart, Martin/Sutter, Barbara (Hrsg.): Handbuch Wissenschaftssoziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 113-123
- Schneidewind, Uwe/Singer-Brodowski, Mandy (2014): Transformative Wissenschaft. Klimawandel im deutschen Wissenschafts- und Hochschulsystem. 2. Auflage. Marburg: Metropolis
- Shils, Edward (Hrsg.) (1968): Criteria for Scientific Development. Public Policy and National Goals. Cambridge: The M.I.T. Press
- Sigwart, Hans-Jörg (2012): Politische Hermeneutik. Verstehen, Politik und Kritik bei John Dewey und Hannah Arendt. Wiesbaden: Königshausen & Neumann
- Sintomer, Yves (2005): Intellektuelle Kritik zwischen Korporatismus des Universellen und Öffentlichkeit. In: Colliot-Thélène, Catherine/Francois, Etienne/Gebauer, Gunter (Hrsg.): Pierre Bourdieu: Deutsch-französische Perspektiven. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 276-298
- Snow, Charles Percy (1959): The Two Cultures and the Scientific Revolution. Cambridge: University Press
- Städner, Frank (2012): Halbe Treppe. Der Stifterverband hat viele Impulse gegeben, doch es bleiben blinde Flecken. In: Dernbach, Beatrice/Kleinert, Christian/Münder, Herbert (Hrsg.): Handbuch Wissenschaftskommunikation. Wiesbaden: Springer VS, S. 55-63
- Tenbruck, Friedrich (1971): Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit. In: Maier, Hans/Ritter, Klaus/Matz, Ulrich (Hrsg.): Politik und Wissenschaft. München: Beck, S. 323-356
- Turner, Stephen Park/Turner, Jonathan H. (1990): The Impossible Science. An Institutional Analysis of American Sociology. Newbury Park: Sage
- Weingart, Peter (1997): From „Finalization“ to „Mode 2“: Old Wine in New Bottles? In: Social Science Information 36, H. 4, S. 591-613
- Weingart, Peter (2001): Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft
- Weingart, Peter (2005): Die Wissenschaft der Öffentlichkeit. Essays zum Verhältnis von Wissenschaft, Medien und Öffentlichkeit. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft
- Weingart, Peter (2010): Die unternehmerische Universität. In: Nach Feierabend. Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte 6, S. 55–72
- Weingart, Peter/Schulz, Patricia (2014): Einleitung: Das schwierige Verhältnis zwischen Wissenschaft, Öffentlichkeit und Medien. In: Weingart, Peter/Schulz, Patricia (Hrsg.): Wissen – Nachricht – Sensation. Zur Kommunikation zwischen Wissenschaft, Öffentlichkeit und Medien. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 9-15
- Wendelin, Manuel (2012): Kommunikationswissenschaft. In: Jahraus, Oliver/Nassehi, Armin/Grizelj, Mario/Saake, Irmhild/Kirchmeier, Christian/Müller, Julian (Hrsg.): Luhmann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart: Metzler, S. 352-356
- Wessler, Hartmut/Rinke, Eike M. (2013): Öffentlichkeit. In: Mau, Steffen/Schönebeck, Nadine M. (Hrsg.): Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands. 3. Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 637-650

- Wiedemann, Thomas/Meyen, Michael (Hrsg.) 2013: Pierre Bourdieu und die Kommunikationswissenschaft. Internationale Perspektiven. Köln: Halem
- Wimmer, Jeffrey (2007): (Gegen-)Öffentlichkeit in der Mediengesellschaft. Analyse eines medialen Spannungsverhältnisses. Wiesbaden: Springer VS
- Wingens, Mathias (2003): Die Qualität von „mode 2“. Einige pointierte Bemerkungen. In: Franz, Hans-Werner/Howaldt, Jürgen/Jacobsen, Heike/Kopp, Ralf (Hrsg.): Forschen – lernen – beraten. Der Wandel von Wissensproduktion und -transfer in den Sozialwissenschaften. Berlin: sigma, S. 269-284
- Winter, Ekkehard (2012): Von der Kommunikation über Wissenschaft zur wissenschaftlichen Bildung, In: Dernbach, Beatrice/Kleinert, Christian/Münder, Herbert (Hrsg.): Handbuch Wissenschaftskommunikation. Wiesbaden: Springer VS, S. 27-36
- Wormer, Holger/Weingart, Peter (2014): Sensation, Sensation! Was in der Kommunikation zwischen Wissenschaftlern und Öffentlichkeit schief läuft – und was sich ändern muss. In: DIE ZEIT, H. 26 v. 6. Juli 2014 [<https://www.zeit.de/2014/26/wissenschaftskommunikation-oeffentlichkeit>; letzter Zugriff 11.5.2018]
- Ziman, John (2000): Real Science. What it is, and What it Means. Cambridge: Cambridge University Press

Soziale Räume der Wissensproduktion in der „Entwicklungswelt“

Gudrun Lachenmann

1 Einführung

Martin Albrow und Elizabeth King haben bereits 1990 eine „Globalisierung des Wissens“ gefordert. In der internationalen Zusammenarbeit wurde der Begriff der „globalen Wissensgesellschaft“ (World Bank 1999; Evers/Kaiser/Müller 2003) geprägt und globaler Zugang zu Wissen (nicht zuletzt durch Informationstechnik etc.) postuliert. Die Wissenssoziologie hat sich bisher wenig systematisch eingebracht und ist teils unkritisch, was Methodologie und Dominanz des Wissens seitens des Nordens anbelangt. Es mangelt vor allem im deutschsprachigen Bereich an Transdisziplinarität bezüglich der Sozial- und Kulturanthropologie.

Mit dem Aufkommen der Globalisierungstheorien (vgl. Appadurai 1991) wurde im transnationalen Bereich eine Transdisziplinarität der (Entwicklungs-länder-)Soziologie und Sozialanthropologie eingeführt, die der eurozentrischen Soziologie des Nordens fehlt. Auch gab es in der angelsächsischen und der frankophonen Sozialwissenschaft tendenziell eine weniger ausgeprägte Unterscheidung. Die deutschsprachige Sozialanthropologie distanzierte sich von der „Entwicklungssoziologie“ als Interventionswissenschaft, und die allgemeine Soziologie verwies die empirische Beschäftigung mit Gesellschaften des Südens an die Ethnologie bzw. an die Globalisierungstheorien (vgl. zu Kosmopolitismus Beck 2004; zu Transnationalismus Faist 2000) sowie die internationale Politikwissenschaft.

In der internationalen Sozialwissenschaft gab und gibt es natürlich wichtige Richtungen hinsichtlich dieser geforderten Globalität. So hat die Sozialanthropologie einerseits schon seit längerem den Sozialkonstruktivismus aufgegriffen, wie z. B. Henrietta Moore (1996). Clifford Geertz (1983/1987) legte mit dem Begriff des „lokalen Wissens“ die Grundlage zur Analyse der Wissensproduktion im Norden versus Süden, Norman Long (2001) und auch andere AutorInnen nutzen den Interaktionsbegriff, um die „Aushandlung“ des Wissens in einem transkulturellen Kontext, zum Teil durch den Nord-Süd Wissenstransfer in der „Entwicklungswelt“ zu bearbeiten. Natürlich haben auch Theoretiker wie Durkheim, Mauss, Bourdieu und nicht zuletzt Foucault schon früher diese globale Forderung eingelöst.

In der aktuellen sozialanthropologisch/soziologischen Forschung wird unter anderem der methodische bzw. ethnische Nationalismus (vgl. Wimmer/Glick Schiller 2003) kritisiert, d. h. in der Soziologie, den Gesellschaftsbegriff mit dem Nationalstaat gleichzusetzen, und in der Ethnologie, den Ethnie-Begriff aufgrund eines unreflektierten Gemeinschaftsbegriffs als Bezugsrahmen zu verwenden. Gefordert wird, nicht mehr von bestimmten (z. B. nationalen) abgeschlossenen Untersuchungseinheiten auszugehen, sondern diese Grenzen werden als sich auflösend bzw. beweglich angenommen, um somit auch den kulturellen „Container“-Ansatz zu überwinden – wobei allerdings in der Öffentlichkeit die Absolutsetzung und Trennung von „Kulturen“ derzeit immer mehr von Bedeutung ist. In der Entwicklungstheorie und -politik konnte lange Zeit von zwei als dualistisch sich darstellenden Positionen gesprochen werden. Einerseits wurde der Transfer von modernem Wissen als notwendig angesehen bzw. als unhinterfragt vorausgesetzt, andererseits wurde grundsätzliche Kritik an Kulturimperialismus und der Übertragung von unangepasstem Wissen geübt. Es wurde sogenannte angepasste Technologieentwicklung gefordert und teilweise wieder kritisiert. Des Weiteren kam es zu einer Mystifizierung von „traditionellem Wissen“ im Sinne einer Neuerfindung der Tradition, die einerseits überschätzt wurde, andererseits konserviert werden sollte.

Im Rahmen einer transformativen Sozialwissenschaft kann die „Entwicklungswelt“ als globalisiertes Aktionsfeld und translokale epistemische Community (mit spezifischen „Wissenskulturen“, Knorr Cetina 2002) angesehen werden. In unseren Forschungen zu „Negotiating development: translocal gendered spaces in Muslim societies“ (Lachenmann/Dannecker 2008; Lachenmann 2008)¹ untersuchten wir die Konstitution translokaler sozialer Räume, Orte und Arenen, in denen eine inter-/transnationale Aushandlung von Entwicklungswissen/-konzepten im Rahmen von Globalisierungs- und Lokalisierungsprozessen stattfindet. Aufgebaut wird auf wissenssoziologischen, handlungstheoretischen Grundlagen, um so gegen die Vorstellung der Diffusion von Wissen im Sinne der simplen Übertragung vor allem aus dem Norden in den globalen Süden, aber auch umgekehrt angesichts von zirkulären Migrationsprozessen anzugehen. In der Sozialanthropologie wird von Translation, auch Aneignung von Entwicklungskonzepten gesprochen, wobei sich auch im deutschsprachigen Kontext schon seit längerem eine interdisziplinäre Community herausgebildet hat (vgl. etwa Lachenmann 2011).

Entwicklungspolitik soll hier soziologisch und sozialanthropologisch interaktiv gefasst werden als interface (vgl. Long 2001) zwischen Wissenssystemen auf verschiedenen Ebenen mit besonderem Augenmerk auf den Aushandlungsprozessen an Schnittstellen, in denen Lokalisierung produziert wird. Insbeson-

1 Vgl. Lachenmann/Dannecker (2001), Lachenmann (2004; 2012; 2014).

dere wird die geschlechtsspezifische Strukturierung von Wissensvorrat, Zugang, Verteilung betrachtet anhand von kontextualisierten empirischen Fallstudien, gemäß der „global ethnography“ (Burawoy 2000a; 2000b), verbunden mit „grounded theory“ (Strauss 1994). Analysiert wird die Konstitution von Wissensstrukturen im Rahmen der Selbstorganisation von Handlungsfeldern, die nicht nur in internationalen Organisationen, Politikvereinbarungen, Regimen stattfindet, sondern in Vernetzungsprozessen weltweiter sozialer Bewegungen, insbesondere Frauenbewegungen, die ganz neue Konfrontationen produzieren, die in Form von Ereignisanalysen untersucht werden. Das Konzept der Translokaltät (vgl. Hannerz 1998; Freitag/von Oppen 2010; Lachenmann 2010) erlaubt die ethnographische Betrachtung dieser Aushandlungsprozesse. Weitere Arenen sind bürokratische Organisationen der Entwicklungszusammenarbeit im Norden und Süden, die Legitimation der sogenannten Zivilgesellschaft als Träger transformativen Wissens, die Problematik der akademischen Wissensproduktion gegenüber der (internationalen) Consultingwirtschaft. Letztere wird von Mkandawire (1998) als „Erosion des Wissens“ durch die Aufgabe von Reflektion und Kritik bezeichnet.

Durch die Zunahme konkreter Interaktionen, Vernetzung und Verflechtung haben sich also Gegenstand und Feld der Forschung von Soziologie und Sozialanthropologie aufgelöst im Sinne der Translokaltät, verstanden als Globales im Lokalen, sowie der Orte ihrer Verankerung. Dabei werden die wichtigen (teils postkolonialen) Debatten aufgegriffen, die sich mit der Dominanz des westlichen Wissens, dem „entanglement“ von „Modernen“ etc. beschäftigen, ganz im Gegensatz zu der Vorstellung des neuen Institutionalismus, dem das „Scheitern“ der Übertragung der westlichen Moderne zugeschrieben wird. Neue Ansätze einer transnationalen Diskursanalyse bedürfen der ethnographischen Analyse der Prozesse und Kontextualisierung der Wissensproduktion.

2 Wissensproduktion in der globalen „Entwicklungswelt“

Im Gegensatz zu den gerade diskutierten Forschungen stehen Ansätze einer soziologischen und sozial-anthropologischen Entwicklungsforschung mit theoretischen Versuchen und empirischen Studien über das Zusammentreffen, die Interaktion von Wissenssystemen. Diese Richtung hat eine handlungstheoretische und wissenssoziologische Basis, wobei der Geertz'sche Begriff des „local knowledge“ (Geertz 1983/1987) aufgegriffen und dessen Vernachlässigung bis hin zur Produktion von „systems of ignorance“ (Hobart 1993), „Systemen des Nichtwissens“ (Lachenmann 1994) aufgezeigt wird. Neben der selbstverständlichen Historisierung (z. B. Moore/Vaughan 1994 zu „colonial construction of knowledge“) werden dabei unterschiedliche Kontexte und Situierungen analysiert, deren Dynamik auf veränderte Transformationsmodi hindeuten, in denen

nicht zuletzt Geschlechterverhältnisse eine bedeutende Rolle spielen. Diese Debatte führte zu einem Diskurs über epistemische Fragen zu speziellen kulturellen Kontexten bzw. zur kulturellen Globalisierung.

Das untersuchte Feld kann als globale „Entwicklungswelt“ und die entsprechende Translokalität ihrer Politikdurchführung betrachtet werden, die aus verschiedenen Regimen und Ordnungen, Institutionen, Arenen der Wissensproduktion und Konstitution epistemischer Gemeinschaften besteht, die sich auf verschiedene Weise überschneiden; dies schlug sich z. B. in dem sogenannten Peking- und Post-Peking-Prozess nieder im Zusammenhang mit der UN Weltfrauenkonferenz 1995, wobei dominantes bzw. Expertenwissen unterschiedlicher Herkunft mit Wissen einer (globalen) Zivilgesellschaft (so bezeichnet auf dem entsprechenden parallelen NRO-Forum) zusammentraf. Hinsichtlich der Produktion von Veränderungswissen in den entsprechenden Gesellschaften kann die Problematik als Erzeugung von Nichtwissen, als technokratisches Wissen, fehlendes Handlungswissen und fehlende Institutionalisierung relevanter Wissensproduktion gekennzeichnet werden. Dabei ist das Fehlen von Öffentlichkeit zur Herstellung methodologischer Gültigkeit, Aushandlung fundierter Gesellschaftskritik sowie politischer Legitimation offensichtlich. Es erfolgt eine unfruchtbare Dichotomisierung zwischen westlichem Wissen und eigener/lokaler Kultur, Experten- und lokalem Wissen. Systeme des Nichtwissens beziehen sich z. B. auf den sogenannten informellen Sektor der Ökonomie, der jedoch in „Überlebensrhetoriken“ als besonders wichtig angesehen wird, oder auf alltägliche Korruption z. B. bezüglich und neben der Gebührenerhebung, die mit der Privatisierung der sozialen Dienstleistungen einhergeht. Eine Begrenztheit und Irrelevanz entwicklungspolitischen Wissens hinsichtlich der Alltagsrealität ist zu konstatieren, sowie fehlendes Wissensmanagement in bürokratischen, nicht lernfähigen Organisationen.

In dieser „Entwicklungswelt“ besteht eine wachsende Kluft zwischen wissenschaftlicher Forschung und immanenten methodologischen Debatten. Es werden wenig eigene Ansätze z. B. mit qualitativen Methoden entwickelt, sondern standardisierte Methoden für Erhebungen einerseits bzw. partizipatorische Ansätze mit fraglicher Validität hinsichtlich der angestrebten Kenntnis über die „lokale Realität“ andererseits verwendet. Der resultierende technokratische Wissensbestand wird entweder immer wieder neu erhoben oder ungefragt übernommen. Oft erfolgt keine eigenständige empirische Kontextualisierung gesellschaftlicher Strukturen und Probleme bzw. die reale Situation und relevante Fakten werden in einem Milieu der abhängigen, postkolonialen Wissensproduktion nicht thematisiert. Selbstverständlichkeiten werden von einheimischen Forschern nicht expliziert, wie historische Hintergründe, kollektives Gedächtnis z. B. hinsichtlich Sklaverei, koloniale Kooperation, unterschiedliche Anrechte auf natürliche Ressourcen. Zugleich kommt es zur Neuerfindung von Tradition und Ethnizität, zu Festschreibungen und Essentialisierung.

Jedoch werden, wenn überhaupt, nur pauschal die daraus folgenden aktuellen Gesellschaftsstrukturen benannt.

Populistische Konzepte werden für das soziale Handeln verwendet: „Stimmen der Armen“ (voices of the poor), „die Gemeinschaft“ (the community), „Betroffene“ (stakeholders). Dies zeigt sich vor allem an sogenannten Baselinestudien durch Experten, die die Sozialstruktur erfassen sollen. Gesellschaftstheoretische Analysen werden ausgeblendet, z. B. werden Polygynie oder vermachtete Bodeneigentumsverhältnisse vielleicht erwähnt, daraus jedoch keine Konsequenzen für die weiteren Erhebungen und vorgeschlagenen Interventionen gezogen. Es werden standardisierte Kategorien wie Haushalt, Probleme, Bedürfnisse verwendet, deren Problematik schon lange klar ist (vgl. Joekes/Kabeer 1991). Es besteht großer Druck, Ursachenanalyse, Rezeptwissen und Empfehlungen zu liefern – in Gutachten wird meist ein „Soll-“Zustand formuliert; wissenschaftlichen Untersuchungen gegenüber wird der Vorwurf erhoben, „nur Kritik“ zu leisten; nicht das „wie“, nur das „was“ ist wichtig. Aufgrund der immer stärker globalisierten Anstrengungen werden auch immer mehr vergleichbare Messungen von Erfolg gefordert – was als ergebnis- und wirkungsorientierte Entwicklungszusammenarbeit bezeichnet wird (z. B. sogenannte ex ante Armut-Impaktprüfung, poverty impact assessment).

Die geschlechtsspezifische Strukturierung von Handlungsfeldern ist ein besonders typisches System des Nichtwissens, oft werden Frauen als ignorant und/oder unterdrückt und besonders verletzlich konstruiert, gerade auch von lokalen Forschern und Entwicklungsarbeitern; ein struktureller oder konstruktivistischer Gender-Ansatz ist in diesem Bereich nicht üblich. Umgekehrt werden in entwicklungspolitischen Erhebungen die falschen Personen befragt, z. B. die Haushaltsvorstände über die – oft autonomen – Agrartätigkeiten der Frauen. Es werden lediglich statische Erhebungen zu „Geschlechterrollen“ und Arbeitsteilung bzw. Entscheidungsfindung durchgeführt, ohne Ansätze der sozialen Einbettung.

Die transnationale Bürokratisierung des Wissens über gesellschaftliche Verhältnisse und Geschlechterordnungen im Besonderen wird als instrumentelle Verwendung in einem höchst selektiven Prozess angesehen (vgl. Goetz 1994, S. 30). Vor allem in den Sozialprogrammen der sogenannten Strukturanpassung, aber auch in nachfolgenden Politikansätzen, in denen Frauen als „verletzliche“ (vulnerable) Gruppe konstruiert werden, wird diese Verbindung deutlich, ebenso in der theoretisch wenig fundierten globalen Debatte über Armut, zu deren Bekämpfung sich alle nationalen, regionalen und multinationalen Geber primär verpflichtet haben, unter dem spektakulär globalisiert formulierten Ziel der „Millenium Goals“, jetzt weiter geführt in Richtung auf Nachhaltigkeit.

Zwischen Forschung und Policy ist der große Consultancy-Bereich ein umkämpfter intermediärer Raum auf schwacher Wissensbasis. Consultants bezie-

hen sich auf internationales Mainstream-Expertenwissen anstatt Ergebnisse und Empfehlungen auf lokales Wissen und gesellschaftliche Wirklichkeit zu beziehen. Es besteht eine unproduktive Interdependenz zwischen der Bürokratie, die über die Definitionsmacht des Problems und Autorität des Wissens verfügt, und der Consultancy-Community. Dabei entsteht eine wachsende Kluft/duale Rolle gegenüber der nationalen Forschung, wobei Forscher durchaus als Consultants, d. h. Produzenten von Veränderungswissen, agieren. Sie weisen eine mangelnde eigene empirische Forschungsorientierung auf, was angesichts der extrem schlechten Lehr- und Forschungsbedingungen an afrikanischen Universitäten nicht erstaunt, besonders auch keine qualitative Forschung, in der die eigene Gesellschaft aus der Alltagsperspektive untersucht wird. Es werden standardisierte Methoden einerseits, sogenannte partizipative andererseits angewandt – mit allen Problemen hinsichtlich Validität, und es kommt zur Formulierung modernistischer normativer Vorstellungen. Oft erfolgt „Auftragsforschung“ für wissenschaftliche Einrichtungen des Nordens.

Es kommt nicht wirklich zu Erfahrungsakkumulation, es wird kein Potential zur Erarbeitung kreativer Lösungen aufgebaut, es gibt keine Nutzung multipler Wissenskanäle. Vermeintlich globales allgemeingültiges Entwicklungswissen wird, wie z. B. durch Weltbankberichte, veröffentlicht, was dann die nationale Ebene wieder zu Anpassung zwingt. Jedes Verwaltungshandeln verlangt Datenerhebungen nach standardisierten vorgegebenen Konzepten, jedoch werden oft jeweils unterschiedliche und immer wieder neue Erhebungen propagiert, die „gültigen Zahlen“ sind häufig bei den internationalen Agenturen vorhanden, nicht bei den nationalen Behörden, die nur Teile zuliefern.

Die derzeitigen Debatten über Knowledge-Management beziehen nicht das Problem der unterschiedlichen Bezugssysteme und „Übersetzungen“/„Translationen“ (Rottenburg 2002) zwischen den verschiedenen Räumen der Wissensproduktion ein. Insbesondere geschlechtsspezifisches Wissen wird in Bürokratien nicht in dem allgemeinen Bereich verwendet, auch wenn (immer wieder) Studien in Auftrag gegeben werden, andererseits wird immer wieder gesagt, man wisse nicht genügend. Sogenannte Monitoring-Systeme beschäftigen Statistiker, jedoch verhindern sie konkrete Policy-Umsetzung.

3 Methodologische Herausforderungen

Die Produktion von (angewandtem) Wissen in der „Entwicklungswelt“ ist schon lange Gegenstand der „Entwicklungsländerforschung“. Gleichzeitig geht es bei letzterer um die Erforschung des „Anderen“, der „Fremden“, wobei in allen Phasen die Machtstrukturen weltweit betrachtet wurden. Kritik wurde einerseits an der Übertragung von Wissen geübt, ebenso wie an der Methodologie der Erforschung derselben. Die entsprechenden Debatten unter den

Stichwörtern Ethnozentrismus vs. Kulturalismus, Populismus und Essentialismus, Sozialtechnokratie (vgl. Shiva 1994; Olivier de Sardan 1990) wurden hinsichtlich ihrer methodologischen Kritikansätze kaum im Mainstream des Entwicklungswissens einbezogen. In der neuen Wirtschaftssoziologie wurden die Polanyi'schen Debatten (vgl. Lachenmann/Dannecker 2001) der Einbettung sehr fruchtbar aufgegriffen, die an frühere Analysen von Händlernetzwerken (frühe Translokalität), strategische Gruppen, soziale Organisation von Märkten ansetzten (vgl. Evers/Schrader 1994). Auf diese Weise wurde an mehreren Stellen und Enden Theoriebildung mittlerer Reichweite mit Konzepten von (auch transnationalen) Vernetzungen, Institutionalisierung, bis hin zu sozialen Bewegungen entwickelt.

Die kulturellen Globalisierungs- und Glokalisierungstheorien (vgl. Appadurai 2000; Hannerz 1998), waren bahnbrechend für neue sozialwissenschaftliche Horizonte, gerade vor dem Hintergrund der ökonomischen Engführung vieler globalisierungstheoretischer Debatten. Mit der Globalisierungsforschung kam es zu der oben angeführten „Globalisierung der Soziologie“, nachdem teilweise streng die Wissensproduktion nach verschiedenen Regionen, Kulturen, Gemeinschaften getrennt worden war. Beachtenswerterweise stammten aus der Sozialanthropologie hier die innovativsten Ansätze, die dann entsprechende soziologische Ansätze der interpretativen Soziologie passend aufgriffen und zu gemeinsamen epistemischen Communities führten. Nicht zuletzt stärkte die aufkommende globale Debatte über Wissensgesellschaft, die im Feld der Entwicklungsforschung ganz unterschiedlich – als lokales bzw. Expertenwissen (vgl. Evers/Kaiser/Müller 2003) bis hin zu Systemen des Nichtwissens im Rahmen der postmodernen und postkolonialen grundlegenden Entwicklungskritik – geführt wird, die Einbeziehung konstruktivistischer und wissenssoziologischer Ansätze. Im Bereich der Entwicklungs- und besonders auch Geschlechterforschung wurde sehr früh die Analyse globaler Bewegungen, globaler Zivilgesellschaft, sozialer Räume zum Gegenstand, bis hin zum Thema der Translokalität. Daraus ergab sich der in unseren Forschungen vertretene Ansatz einer wissenssoziologischen Orientierung bezüglich der Aufschichtung der Lebenswelt (vgl. Schütz/Luckmann 1979/1984), der empiriegeleiteten Theoriebildung in einem neu definierten Kontext der „globalen Ethnographie“. Die Annäherung an die Untersuchung erfolgt über das Konzept mittlerer Reichweite (vgl. Merton 1968) an „encounters at the interface“ (Long 2001), d. h. inter-, besser: transkulturellen Begegnungen. Die Interaktion von Wissenssystemen und sozialen Welten in Form von Aushandlung von Sinn und Bedeutung wird untersucht an relevanten „Schnittstellen“. Es wird gefragt, wie Entwicklungskonzepte in verschiedenen Arenen auf unterschiedlichen Ebenen der Wissensproduktion einschließlich der epistemischen communities der globalen „Entwicklungswelt“ ausgehandelt werden, und damit eine Lokalisierung erfolgt. Angenommen wird daher nicht eine Übertragung von „travelling concepts“, deren „impact“ dann zu untersuchen wäre.

Nach Überwindung einer anfänglichen Skepsis und der Befürchtung, dass es möglicherweise zur Aberkennung eines Universalitätsstatus z. B. afrikanischen Wissens kommen würde, wird inzwischen auch in gemischten Nord-Süd-Forschungszusammenhängen so genanntes traditionelles, populärwissenschaftliches Wissen untersucht und behandelt, wobei es zunächst vor allem um Heil- und Gesundheitswissen ging (vgl. Hountjondji 1987; 1995). Dabei besteht natürlich die Gefahr der Mythenbildung hinsichtlich der Reichhaltigkeit von „traditionellem Wissen“, insbesondere im Umwelt- und/oder Frauenforschungsbereich. Derzeit arbeitet z. B. Macamo (2012) über die aktuelle Wissensproduktion in afrikanischen Gesellschaften unter anderem hinsichtlich der Konzeption von Katastrophen.

Nederveen Pieterse führte die Idee der „globalizations in the plural“ (Nederveen Pieterse/Parekh 1995, S. 45) ein, wie auch schon von verschiedenen, weltweit sich herausbildenden „multiple modernities“ (Eisenstadt 1999) gesprochen wird, um so den ewig-westlichen Blick zu überwinden, wobei Randeria (2002) den entscheidenden Aspekt der Verflechtung der Veränderungsgeschichte („entanglement“) hinzugefügt hat. Es gibt eine interessante Debatte über neue Formen des Vergleichs, wobei zum einen der „methodologische Nationalismus“ (Wimmer/Glick Schiller 2003) überwunden wird (vgl. Kaelble/Schriewer 2003), dieser jedoch zum anderen wieder in der Form des neuen Institutionalismus, sprich der Übertragung von Lösungen und Organisationsmodellen auflebt (vgl. Meyer/Krücken 2005). Dieser geht nach der gleichen Logik vor, und es werden globale Standards entwickelt, die die Machtverhältnisse beiseitelassen.

Dagegen will der hier vertretene Ansatz die empirische Realität der interface-Situationen zwischen globaler und lokaler Entwicklungspolitik in den Mittelpunkt stellen und nicht zuletzt geschlechterdifferenzierende Erklärungsmöglichkeiten herausarbeiten. Hier können die handlungstheoretischen Betrachtungen aus der Entwicklungssoziologie (Handlungslogiken von Projekten vs. lebensweltliche Handlungslogik, etwa Bierschenk/Chauveau/Olivier de Sardan 2000) mit einem auf Institutionalisierung, Grenzziehung sowie Strukturbildung ausgerichteten Ansatz (vor allem bezogen auf Orte und Räume) zusammengeführt werden: „Hybrid formations (are) constituted by the interpenetration of diverse logics“ (Nederveen Pieterse/Parekh 1995, S. 51). In dem interaktiven entwicklungssoziologischen Ansatz ist die Verwendung des Begriffs des sozialen Raumes, auch als Handlungsfelder, Arenen, in denen Bedeutungen von Politik (policy) ausgehandelt werden, eine wichtige Grundlage zur methodologischen Überwindung der Mikro-/Makroproblematik.

4 Soziale Bewegungen, Öffentlichkeit und translokale epistemische Gemeinschaften

Es stellt sich die Frage, inwieweit Zivilgesellschaft als Produktionsraum gültigen und legitimen Wissens angesehen werden kann, und inwieweit es eine kritische Öffentlichkeit zur Aushandlung von Wissen gibt. Nichtregierungsorganisationen (NROs) und soziale Bewegungen stellen Foren für einen gewissen Austausch von Wissen und Erfahrung dar, der für handlungsrelevantes Veränderungswissen entscheidend ist. Jedoch besteht oft Misstrauen gegenüber der Wissenschaft einerseits, andererseits werden sie als „die Zivilgesellschaft“ apostrophiert, und ihnen wird Zuständigkeit für partizipatorisch erhobenes sozialwissenschaftliches Wissen von der internationalen Geber-Community gemäß deren populistischen sozialwissenschaftlichen Ansatz zugewiesen, z. B. für die Erarbeitung von Armutsbekämpfungsprogrammen etc. Dies erfolgt ohne wissenschaftliche Maßstäbe, oft ohne offengelegte gesellschaftliche Legitimation, mit geringerem Status als Expertenwissen.

Die entscheidende Frage ist die nach einer kritischen Öffentlichkeit, in der die Bedeutung von Entwicklungswissen und eine Vorstellung von gesellschaftlicher Veränderung ausgehandelt werden. Eine solche ist tatsächlich nur sehr eingeschränkt vorhanden, und die Frage ist, inwieweit sie durch die neuen Interaktionen im Rahmen von Globalisierung, einschließlich neuer Medien, hergestellt werden kann bzw. einen Strukturwandel erfährt.

Die lokale Relevanz des anzuwendenden Entwicklungswissens wird, so die These, tendenziell von sozialen Bewegungen vertreten, die sich von unten mit lokaler Verankerung aufgebaut hatten, im Gegensatz zu sogenannten Nichtregierungsorganisationen (NROs), die oft einen top-down-Ansatz vertreten, und auf technokratisches Planungswissen im Sinne von Mainstreaming Bezug nehmen.

Hier interessiert insbesondere die geschlechtsspezifische Analyse weiblicher Räume, z. B. Frauenökonomie/Frauenöffentlichkeit, die sich jeweils in komplexer Art und Weise übereinander schieben, nicht nur ergänzen oder grundsätzlich ausschließen. Die Verflechtung der unterschiedlichen Ebenen wird über Netzwerke konstituiert. Die Aushandlung und Umsetzung (globaler) Entwicklungskonzepte auf nationaler Ebene kann als Kontext einer translokalen Arena im Hinblick auf ihre Besonderheiten betrachtet werden. Mit diesem interaktionistischen Ansatz der Aushandlung von Bedeutung wird der herkömmliche Ansatz überwunden, Konzepte, Strategien sowie Instrumente herkömmlicher Weise vor allem auf der globalen Ebene zu behandeln und zu kritisieren, und auf der nationalen Ebene die „Umsetzung“, den „impact“ zu untersuchen, der von jeglichen „entanglements“ oder – trotz Einführung des Akteursbegriffes in der Entwicklungspolitik – „knowledgeable actors“ abstrahiert.

In unseren eingangs erwähnten Forschungen haben wir versucht, die oben dargestellten wissenssoziologischen Ansätze komparativer Soziologie und Ent-

wicklungsforschung weiterzuentwickeln und so die Konstitution von translokalen sozialen Räumen, in denen Entwicklung ausgehandelt wird, zu erschließen. Unser Projekt strebte an, neue relationale Strukturformen aufzufinden, zu analysieren und im Sinne einer empiriegeleiteten Theoriebildung auf mittlerer Ebene zu erfassen. Damit sollte die geschlechtsspezifische Differenzierung in ihrer Erklärungskraft genutzt und theoretisch verallgemeinert werden. Wir untersuchten transnationale Vernetzungen und Bewegungen vor allem anhand von Ereignis-Analysen z. B. von lokalen, nationalen, regionalen Treffen von Frauenorganisationen zu globalen Konzepten wie Gleichberechtigung, oder von Tagungen und Anlässen der Aushandlung über islamische, afrikanische oder westliche Feminismen. Dazu kommt vernetzte Forschung (vgl. Teherani-Krönner/Wörteler 2008), die oft durch Aktivistinnen, Mitglieder von sozialen Bewegungen und globalen zivilgesellschaftlichen Gruppierungen stattfindet und die mit den in internationalen Organisationen und Arenen zusammenarbeitenden Personen oft als kosmopolitische epistemische Gemeinschaften anzusehen sind. Allerdings können sie oft in den eigenen Herkunftsländern keine Stimme in der Öffentlichkeit bzw. keine Autorität des Wissens für sich reklamieren.

Zur Frage von Transformation zeigte sich die Konstitution von translokalen Räumen als Institutionalisierung der Globalisierung. Zwar kam es zu keiner grundlegenden Transformation der Geschlechterordnung, dennoch vergrößerten sich in Teilbereichen die Handlungsspielräume. Geschlechtsspezifische Räume konstituieren eine heterogene Öffentlichkeit, ohne Einigung auf eine Definition von Gemeinwohl, zugleich ergibt sich eine Diversifizierung geschlechtsspezifischer Ansätze. Es kann von einem Kampf um Autorität des Wissens in der Öffentlichkeit sowie der unmittelbaren Auseinandersetzung mit dem Staat in allen drei untersuchten muslimischen Gesellschaften Malaysia, Sudan und Senegal (vgl. Spiegel 2010; Nageeb 2008a; 2008b; Sieveking 2008), gesprochen werden. Die Autorität von Wissen steht jeweils zur Debatte. Am Beispiel der Islamdiskurse (z. B. Abaza 2002) und der Aushandlung der Bedeutung von Frauenrechten kann gezeigt werden, wie diese auch in bestimmten Arenen durch Einbeziehung von anerkannten Wissensträgern, auch der Unterstützung durch internationale Agenturen und durch Erwerb eigenen Wissens hergestellt werden kann, und damit Zugang zu neuen translokalen Arenen, Interaktionen, mit entsprechender Lokalisierung des Wissens geschaffen wird. Es kommt eindeutig zu einer Stärkung der lokalen Wissensproduktion durch die Beteiligung an globalen Wissensarenen.

Literatur

- Abaza, Mona (2002): *Debates on Islam and Knowledge in Malaysia and Egypt. Shifting worlds.* Abingdon: Routledge
- Albrow, Martin/King, Elizabeth (Hrsg.) (1990): *Globalization, Knowledge and Society. Readings from International Sociology.* London und Newbury Park und Neu Delhi: Sage
- Appadurai, Arjun (1991): *Global Ethnoscapes: Notes and Queries for a Transnational Anthropology.* In: Fox, Richard G. (Hrsg.): *Interventions: Anthropologies of the Present.* School of American Research, Santa Fe, NM., S. 191–210
- Appadurai, Arjun (2000): *Grassroots Globalization and the Res Imagination.* In: *Public Culture* 12, H. 1, S. 1-19
- Beck, Ulrich (2004): *Der kosmopolitische Blick oder: Krieg ist Frieden.* Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Bierschenk, Thomas/Chauveau, Jean-Pierre/Olivier de Sardan, Jean-Pierre (2000): *Courtiers en développement. Les villages africains en quête de projets.* Paris: Karthala
- Burawoy, Michael (2000a): *Introduction: Reaching for the Global.* In: Burawoy, Michael (Hrsg.): *Global Ethnography. Forces, Connections, and Imaginations in a Postmodern World.* Berkeley und Los Angeles: University of Californian Press, S. 1–40
- Burawoy, Michael (2000b): *Grounding Globalization.* In: Burawoy, Michael (Hrsg.): *Global Ethnography. Forces, Connections, and Imaginations in a Postmodern World.* Berkeley und Los Angeles: University of Californian Press, S. 337–350
- Eisenstadt, Shmuel N. (1999): *Multiple Modernities in the Age of Globalization.* In: Honegger, Claudia/Hradil, Stefan/Traxler Franz (Hrsg.): *Grenzenlose Gesellschaft.* Opladen: Leske & Budrich, S. 37-50
- Evers, Hans-Dieter/Schrader, Heiko (Hrsg.) (1994): *The Moral Economy of Trade. Ethnicity and Developing markets.* London: Routledge
- Evers, Hans-Dieter/Kaiser, Markus/Müller, Christine (2003): *Entwicklung durch Wissen: eine neue globale Wissensarchitektur.* In: *Soziale Welt* 54, H. 1, S. 49-70
- Faist, Thomas (2000): *Grenzen überschreiten. Das Konzept der transstaatlichen Räume und seine Anwendungen.* In: Faist, Thomas (Hrsg.): *Transstaatliche Räume.* Bielefeld: transcript, S. 9-57
- Freitag, Ulrike/von Oppen, Achim (2010): *Introduction: ‚Translocality‘: An Approach to Connection and Transfer in Area Studies.* In: Freitag, Ulrike/von Oppen, Achim (Hrsg.): *Translocality. The Study of Globalising Processes from a Southern Perspective.* Leiden und Boston: Brill, S. 1-21
- Geertz, Clifford (1983/1987): *Local Knowledge. Further Essays in Interpretive Anthropology.* New York: Basic Books
- Goetz, Anne-Marie (1994): *From Feminist Knowledge to Data for Development: The Bureaucratic Management of Information on Women and Development.* In: *IDS Bulletin* 25, H. 2, S. 27-36
- Hannerz, Ulf (1998): *Transnational Research.* In: Bernard, H. Russell (Hrsg.): *Handbook of Methods in Cultural anthropology.* Walnut Creek: Altamira Press, S. 235–256
- Hobart, Mike (Hrsg.) (1993): *An Anthropological Critique of Development. The Growth of Ignorance.* London, New York: Routledge
- Hountjonji, Paulin J. (1987): *On the Universality of Science and Technology.* In: Lutz, Burkhard (Hrsg.): *Technik und sozialer Wandel. Verhandlungen des 23. Deutschen Soziologentages in Hamburg 1986.* Frankfurt a.M., New York: Campus, S. 382-389.
- Hountjonji, Paulin J. (1995): *Producing Knowledge in Africa Today.* In: *African Studies Review*, 38 (3), S. 1-10.
- Joekes, Susan/Kabeer, Naila (Hrsg.) (1991): *Researching the Household: Methodological and Empirical Issues.* In: *IDS Bulletin* 22, H. 1, S. 1-4
- Kaelble, Hartmut/Schriewer, Jürgen (Hrsg.) (2003): *Vergleich und Transfer. Komparatistik in den Sozial-, Geschichts- und Kulturwissenschaften.* Frankfurt am Main: Campus
- Knorr Cetina, Karin (2002): *Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen.* Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Lachenmann, Gudrun (1994): *Systeme des Nichtwissens. Alltagsverstand und Expertenbewusstsein im Kulturvergleich.* In: Hitzler, Ronald (Hrsg.): *Expertenwissen. Die institutionalisierte Kompetenz zur Konstruktion von Wirklichkeit.* Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 285-305

- Lachenmann, Gudrun (2004): Researching Local Knowledge for Development: Current Issues. In: Schareika, Nikolaus/Bierschenk, Thomas (Hrsg.): Lokales Wissen – sozialwissenschaftliche Perspektiven. Münster: LIT, S. 115-139
- Lachenmann, Gudrun (2008): Researching Translocal Gendered Spaces: Methodological Challenges. In: Lachenmann, Gudrun/Dannecker, Petra (Hrsg.): Negotiating Development in Muslim Societies: Gendered Spaces and Translocal Connections. Lanham: Lexington Books, S. 13-36.
- Lachenmann, Gudrun (2010): Globalisation in the Making: Translocal Gendered Spaces in Muslim Societies. In: Freitag, Ulrike/von Oppen, Achim (Hrsg.): Translocality. The Study of Globalising Processes from a Southern Perspective. Leiden und Boston: Brill, S. 335-36
- Lachenmann, Gudrun (2011): Die translokale Produktion von Wissen über gesellschaftliche Transformation in Entwicklungsforschung und -praxis. In: Schareika, Nikolaus/Spies, Eva/LeMeur, Pierre Yves (Hrsg.): Auf dem Boden der Tatsachen. Festschrift für Thomas Bierschenk. Köln: Rüdiger Köppe Verlag, S. 217-240.
- Lachenmann, Gudrun (2012): „Globale Ethnographie“ und die Rechtfertigung entwicklungssoziologischer/sozialanthropologischer Forschung im Alltag. In: Schröer, Norbert/Hinnenkamp, Volker/Kreher, Simone/Poferl, Angelika (Hrsg.): Lebenswelt und Ethnographie. Essen: Oldib, S. 101-118
- Lachenmann, Gudrun (2014): Wissenssoziologie und Geschlechterforschung in Entwicklungswelt und translokalen sozialen Räumen. In: Bender, Désirée/Duscha, Annemarie/Hollstein, Tina/Huber, Lena/Klein-Zimmer, Kathrin/Schmitt, Caroline (Hrsg.): Orte transnationaler Wissensproduktionen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Schnittmengen. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 153-174
- Lachenmann, Gudrun/Dannecker, Petra (Hrsg.) (2001): Die geschlechtsspezifische Einbettung der Ökonomie. Empirische Untersuchungen über Entwicklungs- und Transformationsprozesse. Münster: LIT
- Lachenmann, Gudrun/Dannecker, Petra (Hrsg.) (2008): Negotiating Development in Muslim Societies: Gendered Spaces and Translocal Connections. Lanham: Lexington Books
- Long, Norman (2001): Development Sociology: Actor Perspectives. Abingdon: Routledge
- Macamo, Elisio (2012): Afrikanische Moderne und die Möglichkeit(en), Mensch zu sein. In: Joas, Hans (Hrsg.): Vielfalt der Moderne – Ansichten der Moderne. Frankfurt am Main: Fischer, S. 137-170
- Merton, Robert K. (1968): Social Theory and Social Structure. New York: Free Press
- Meyer, John W./Krücken, Georg (2005): Weltkultur – Wie die westlichen Prinzipien die Welt durchdringen. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Mkandawire, Thandika (1998): Notes on Consultancy and Research in Africa. (Working Paper) Copenhagen: Centre for Development Research
- Moore, Henrietta L. (1996): The Changing Nature of Anthropological Knowledge. An Introduction. In: Dies. (Hrsg.): The Future of Anthropological Knowledge. London und New York: Routledge, S. 1-15
- Moore, Henrietta L./Vaughan, Megan (1994): Cutting Down Trees. Gender, Nutrition, and Agricultural Change in the Northern Province of Zambia 1890 – 1990. London: Portsmouth Heinemann
- Nageeb, Salma A. (2008a): Negotiating Peace and Rights in Sudan: Networking for the Agenda of 'Violence Against Women'. In: Lachenmann, Gudrun/Dannecker, Petra (2008): Negotiating Development in Muslim Societies: Gendered Spaces and Translocal Connections. Lanham: Lexington Books, S. 193-222
- Nageeb, Salma A. (2008b): Diversified Development: Constituting Translocal Spaces through Agency. In: Lachenmann, Gudrun/Dannecker, Petra (2008): Negotiating Development in Muslim Societies: Gendered Spaces and Translocal Connections. Lanham: Lexington Books, S. 223-247
- Nederveen Pieterse, Jan/Parekh, Bhikhu (Hrsg.) (1995): The Decolonization of Imagination. Culture, Knowledge and Power. London und New Jersey: Zed Books
- Olivier de Sardan, Pierre (1990): Populisme développementiste et en sciences sociales: idéologie, action, connaissance. Cahiers d'Etudes Africaines 120 (30), S. 475-492

- Randeria, Shalini (2002): „Entangled Histories of Uneven Modernities: Civil Society, Caste Solidarities and Legal Pluralism in Post-Colonial India“. In: Elkana, Yehuda et al. (Hrsg.): *Unrevealing Ties: From Social Cohesion to New Practices of Connectedness*. Frankfurt und New York: Campus, S. 285-311
- Rottenburg, Richard (2002): *Weit hergeholte Fakten. Eine Parabel der Entwicklungshilfe*. Stuttgart: Lucius & Lucius
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1979/1984): *Strukturen der Lebenswelt*. 2 Bände. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Shiva, Vandana (1994): *Close to home. Women Reconnect Ecology, Health and Development*. London: Earthcan Publication
- Sievekings, Nadine (2008): *Negotiating Women's Rights from Multiple Perspectives: The Campaign for the Reform of the Family Law in Senegal*. In: Lachenmann, Gudrun/Dannecker, Petra: *Negotiating Development in Muslim Societies. Gendered Spaces and Translocal Connections*. Lanham: Lexington Books, S. 145-170.
- Spiegel, Anna (2010): *Contested Public Spheres. Female Activism and Identity Politics in Malaysia*. Wiesbaden: Springer VS
- Strauss, Anselm L. (1994): *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*. München: Fink
- Teherani-Krönner, Parto/Wörteler, Brigitte (Hrsg.) (2008): *Gender Research and Networking. You Can't Clap with One Hand. Vol. A: Gender Studies*. Herbolzheim: Centaurus
- Wimmer, Andreas/Glick Schiller, Nina (2003): *Methodological Nationalism, the Social Sciences, and the Study of Migration: An Essay in Historical Epistemology*. In: *International Migration Review* 37, H. 3, S. 576-610
- World Bank (1999): *Knowledge for Development. World Development Report 1998/1999*. New York: Oxford University Press

Methodische Inspiration durch Interdisziplinarität

Wiederentdeckung des qualitativen Experiments als gegenstandsadäquate Methode der qualitativen Forschung im Labor

Juliane Haus¹

1 Einleitung: Gegenstandsangemessenheit und methodologische Begrenzung

Eine grundlegende Forderung der qualitativen Sozialforschung besteht in der Gegenstandsadäquanz angewandter Methoden für die Erforschung eines empirischen Gegenstandes (vgl. Steinke 2000; Flick et al. 1995; Lamnek 1988). Zentrales Anliegen ist es, eine passende Methode für das Forschungsdesign, die Erhebung und die Datenanalyse zu finden, die den Eigenheiten des zu untersuchenden Forschungsgegenstandes entspricht. Die Fokussierung der qualitativen Forschung auf natürliche Situationen geht damit einher, dass Eingriffe in die Erhebungssituation diesem Prinzip zuwiderlaufen. Doch die Forderung der qualitativen Sozialforschung, Phänomene in einer natürlichen Situation mittels einer gegenstandsadäquaten Erhebungsmethode zu untersuchen, stößt dort an ihre Grenzen, wo sich der interessierende Forschungsgegenstand einer direkten Beobachtung entzieht. Die Frage ist, welche Konsequenz sich daraus ergibt. Gibt es im Gegenstandsbereich der Sozialwissenschaften Phänomene, die sich der Perspektive der qualitativen Sozialforschung systematisch entziehen oder mangelt es gegebenenfalls an diesen Stellen nur an einer ausreichend kreativen Anwendung der zur Verfügung stehenden Methoden?

Meine praktische Forschungserfahrung im verhaltensökonomischen Experimentallabor zeigte mir, dass die etablierten qualitativen Datenerhebungsverfahren hier tatsächlich an ihre Grenzen stoßen. In der Zusammenarbeit mit den verhaltensökonomischen ForscherInnen, die in diesem Labor üblicherweise computergestützte Experimente mit ProbandInnen durchführen, kam es zu

1 Aufgrund einer Namensänderung sind frühere Arbeiten der Verfasserin im Folgenden unter dem Namen Juliane Böhme zitiert und im Literaturverzeichnis angegeben.

vielfältigen wechselseitigen Irritationen durch das Aufeinanderprallen gängiger Arten des qualitativen einerseits und quantitativen Forschens andererseits. Diese Reibungen regten mich zu einer Auseinandersetzung mit der Idee des Experiments und zu einer Reflexion der Selbstbeschränkung qualitativer Sozialforschung an.²

2 Das wirtschaftswissenschaftliche Experimentallabor als Forschungsfeld

Die Problematik soll anhand des empirischen Beispiels diskutiert werden, mit welchem ich mich im Rahmen meiner Dissertation beschäftige. Thema der Dissertation ist das Framing im Experimentallabor im Rahmen von verhaltensökonomischen Experimenten. Aus einer soziologischen Perspektive, die sich an Goffman (1977) orientiert, wird Framing von mir als ein Prozess verstanden, in welchem die Teilnehmenden die Situation, in der sie sich befinden, definieren und auf diese Weise zugleich eine Orientierung für ihre Anschlusshandlungen schaffen. Mittels der qualitativen empirischen Analyse der Geschehnisse im Labor gilt es nun herauszufinden, welche Aspekte dafür von Relevanz sind und wie die unterschiedlichen Elemente in der Situation des Experiments zusammenspielen. Einerseits soll dabei betrachtet werden, wie die ökonomischen ForscherInnen durch die Konzeption und Durchführung der Experimente einen spezifischen Frame für die Situation des Experiments konstruieren bzw. induzieren. Andererseits gilt es nachzuvollziehen, wie sich die spezifische Situation des Experiments für die Probanden darstellt und wie der Prozess des Framings aus dieser Perspektive zu verstehen ist. Während beispielsweise Böhme (2015) thematisierte, welche performative Wirkung die Handlungen der ExperimentatorInnen auf die situativen Konstruktionen von Regeln und Ordnung im Labor ausüben, fokussiert der hier vorliegende Beitrag die Frage, wie die Seite der Teilnehmenden im Labor empirisch detaillierter erhoben werden kann.

Die dargestellten Daten stammen aus einem interdisziplinären Projekt, welches zusammen mit VerhaltensökonomInnen am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) durchgeführt wird. Zielstellung dieses Projektes ist es, detaillierter zu untersuchen, ob und wie Kultur das Framing der ProbandInnen in verhaltensökonomischen Experimenten beeinflusst. Kultur wurde von uns dabei als ein gesellschafts- oder gruppenspezifischer Wissens- und Erfahrungshintergrund verstanden, auf den die Handelnden in der Bewältigung ihrer

2 Mein Dank gilt René Wilke für die hilfreichen Kommentare und anregenden Diskussionen, die diesen Text stark bereichern haben.

Angelegenheiten zurückgreifen. Es wurden aus diesem Grund verschiedene Reihen von Experimenten im Labor durchgeführt, um zu vergleichen, ob die Einbeziehung kulturell aufgeladener Aspekte und Symboliken zu einer Veränderung der Ergebnisse im Labor führen würde. Während sich die VerhaltensökonomInnen, mit denen ich zusammenarbeite, auf die Auswertung der quantitativen Daten konzentrieren, bin ich als qualitativ arbeitende Soziologin an Daten anderer Art interessiert.

Es zeigten sich deutliche Ressentiments der ökonomischen Forscher gegenüber meinem qualitativen Vorgehen und der Anwendung für sie ungewöhnlicher Datenerhebungsmethoden. Diese sollen jedoch nicht als Ablehnung hinsichtlich einer Zusammenarbeit mit mir als qualitative Forscherin missgedeutet werden. Betrachtet man die Differenz hinsichtlich der methodologischen Grundannahmen, denen die quantitative Laborforschung folgt, werden vielfältige Selbstbeschränkungen nachvollziehbar.³ Ein Beispiel dafür stellt der unten geschilderte Fall des Einsatzes von Videokameras dar, der sich aus Gründen der „Laborhygiene“ als problematisch herausstellte.

Bei den von mir beobachteten Experimenten handelt es sich vorrangig um Laborexperimente, welche an der TU Berlin in einem wirtschaftswissenschaftlichen Labor durchgeführt wurden. Der Pool der ProbandInnen in dem von mir beobachteten Labor umfasst aktuell etwa 4000 Personen. Vorrangig handelt es sich dabei um Studierende. Es wird stetig versucht, neue ProbandInnen zu akquirieren. Die große Anzahl durchgeführter Experimente bedingt allerdings, dass viele ProbandInnen bereits an verschiedenen Experimenten teilgenommen haben. Laborexperimente sind durch ein spezielles räumliches Setting charakterisiert. Die eingeladenen ProbandInnen sitzen üblicherweise einzeln an optisch separierten Arbeitsplätzen. Hohe Trennwände versperren ihnen die Sicht auf die anderen Teilnehmenden. Die einzelnen Sitzplätze sind jeweils mit einem Computerbildschirm, einer Tastatur und einer Maus ausgestattet. Für die MitarbeiterInnen des Laborteams, die die Experimente vor Ort betreuen und durchführen, ist an der Fensterseite des Labors ein eigener Arbeitsplatz vorgesehen. Von dort aus werden die benötigten Programme gestartet. Abbildung 1 und 2 vermitteln einen Eindruck vom Aufbau des Labors und der Ausstattung der Arbeitsplätze.⁴

3 Mein herzlicher Dank gilt Michael Hutter, Dorothea Kübler, Rustam Hakimov und den Mitgliedern des Laborteams, die mir trotz dieser Befremdung bei der Auseinandersetzung mit dem Feld hilfreich zur Seite standen, unermüdlich meine Fragen beantworteten und mich in die Praxis des Laborexperiments einführten.

4 Durch den Einsatz der Deckenkamera ergibt sich eine optische Verzerrung der Perspektive.

Abb. 1: Labor als Ganzes



Abb. 2: Laborarbeitsplätze



Zu Beginn der Experimente erhalten die Teilnehmenden einige Seiten mit schriftlichen Instruktionen, in denen ihnen das folgende Experiment erklärt wird. Da es sich um verhaltensökonomische Experimente handelt, beziehen sich auch die Inhalte der Entscheidungssituationen gängiger Weise auf ökonomische Entscheidungen. So müssen die Teilnehmenden beispielsweise Entscheidungen über den Kauf von Aktien auf einem fiktiven Aktienmarkt treffen, den Wert für den Kauf eines Produktes festlegen oder sich zwischen Lotterien mit unterschiedlichem potentiellen Gewinnmöglichkeiten entscheiden. Die Teilnehmenden werden für ihre Teilnahme am Experiment mit einer Geldzahlung entlohnt. Die Bezahlung ist nicht durch einen fixen Betrag vorher festgelegt, sondern erfolgt entscheidungsabhängig. Dies bedeutet, dass es keinen Festbetrag gibt, der am Ende des Experiments allen Teilnehmenden ausgezahlt wird. Der erspielte Gewinn wird durch die eigenen Entscheidungen der ProbandInnen und häufig auch durch die Entscheidungen anderer MitspielerInnen beeinflusst.

Die Situationen, in denen die ProbandInnen Entscheidungen treffen müssen, werden ihnen mittels des Computerbildschirms präsentiert. Mit Maus und Tastatur geben die Teilnehmenden ihre Entscheidungen in die vorgegebenen Felder auf dem Bildschirm ein oder führen andere Aktionen aus, zu denen sie aufgefordert werden. In den von mir beobachteten Experimenten wurde das Softwareprogramm *z-tree* genutzt, das eigens für die Durchführung computergestützter Laborexperimente konzipiert wurde (vgl. Fischbacher 2007). Dieses Programm dient der Kontrolle und Standardisierung der Kommunikation mit den Teilnehmenden und der Abläufe im Labor. Eine der „Goldenen Regeln“ des Laborexperiments ist zudem das Kommunikationsverbot der ProbandInnen. Die ProbandInnen sind während des gesamten Experiments dazu angehalten, nicht miteinander zu kommunizieren. Ein Verstoß gegen die Regel des

Kommunikationsverbots oder andere Regeln, die im Rahmen der spezifischen Experimente erklärt werden, wird von den Experimentatoren scharf geahndet und kann zum Ausschluss aus dem Experiment und zum Verlust aller bisher erspielten Gewinne führen.

Die allgemeine Prämisse der qualitativen Sozialforschung, Menschen in natürlichen Situationen zu untersuchen, scheint einer Betrachtung in einer künstlich geschaffenen Laborsituation entgegenzustehen. Meine Untersuchung zielt allerdings nicht darauf ab, allgemeine Aussagen über Framingprozesse oder Entscheidungshintergründe von Menschen zu generieren, sondern fokussiert den Prozess des Framings innerhalb des Labors. Die natürliche Situation, in der das interessierende Phänomen auftaucht, ist somit das artifizielle Setting des Labors selbst.

Aus einer qualitativen Perspektive stellt das eine Herausforderung dar, denn die Forderung, der Natürlichkeit des Phänomens und zugleich der Gegenstandsadäquanz der Forschungs- und Erhebungsmethode Rechnung zu tragen, bedingt in diesem Fall eine starke Restriktion der Möglichkeiten. Die Grenzen einer fruchtbaren Datenerhebung ergeben sich zum einen durch das materielle Setting des Labors und auf der anderen Seite durch zentrale Regeln bei der Durchführung von Experimenten. Zudem erschwerten paradigmatisch und methodologisch begründete Aspekte der Laborhygiene die Anwendung bestimmter technischer Hilfsmittel der Datenerhebung. Die Auseinandersetzung mit diesen Problemen führte zu einer Suchbewegung hinsichtlich eines passenden Vorgehens zur Datenerhebung, welches im Folgenden detailliert geschildert wird.

3 Theoretische Perspektive und methodisches Vorgehen

Dieser Abschnitt widmet sich der Darstellung meines methodologischen Vorgehens, das sich zum einen an den Erkenntnissen der Ethnomethodologie, zum anderen am explizit empirisch fundierten kommunikativen Konstruktivismus orientiert. Im Zentrum meiner Untersuchung stehen auf dieser Grundlage die situierten „accounting practices“ oder „Ethnomethoden“ der Akteure (vgl. Garfinkel 1967), die ich mit Knoblauch (2013) als „kommunikatives Handeln“ verstehe.

Das allgemeine Vorgehen meiner Untersuchung kann als eine fokussierte Ethnographie (vgl. Knoblauch 2001) bezeichnet werden. Im Unterschied zur klassischen Ethnographie zielt sie nicht auf eine möglichst holistische Darstellung des Feldes ab. Die Fokussierung bezieht sich auf die bewusste Konzentration auf bestimmte Aspekte der beobachteten Felder. Die Untersuchung relevanter Aspekte, die den Framingprozess im Labor beeinflussen, stellt dabei den Fokus meiner Untersuchung und Analyse dar. Hinsichtlich der Anwendung

methodologischer Konzepte handelt es sich vorrangig um eine Kombination der Forschungsperspektive der Ethnomethodologie und der Grounded Theory.⁵

Um die Natürlichkeit der Situation zu erhalten, wurden zu Beginn teilnehmende Beobachtungen verschiedener Laborexperimente durchgeführt. Der allgemeine Ablauf der Experimente, von der Ankunft der ProbandInnen vor dem Labor bis hin zum Abholen des von ihnen erspielten Gewinns, ließ sich dabei aus der Position einer teilnehmenden Beobachterin recht gut erfassen. Das räumliche Setting des Labors erschwerte die Beobachtung *während* des Experiments. Aufgrund der hohen Trennwände war eine detaillierte Beobachtung einzelner ProbandInnen nur möglich, wenn man sich genau hinter ihrem Arbeitsplatz befand. Meine dauerhafte Positionierung an dieser Stelle führte bei den so Beobachteten zu erheblicher Reaktanz. Die ProbandInnen verharrten, drehten sich mehrfach zu mir um und zeigten sichtliche Irritation. Die auf diese Weise erhobenen Daten ermöglichten es daher nicht, die Forschungsfrage in zufriedenstellendem Maße zu beantworten. Es wurde zwar ersichtlich, dass die Abläufe im Labor einer gewissen Ordnung folgten, die Details aber blieben verborgen. Die anfänglichen Beobachtungen waren jedoch ein erster Schritt zur Sammlung ethnographischen Feldwissens im Labor und führten so im Sinne der Grounded Theory zu einer zunehmenden theoretischen Sensibilität (vgl. Strauss/Corbin 1996) gegenüber dem Forschungsfeld.

Als alternative Möglichkeit Beobachtungsdaten zu erheben, sollte der Einsatz von Videokameras erprobt werden. Geplant war zu diesem Zweck eine Videokamera an der Decke des Labors zu installieren und parallel an einigen Arbeitsplätzen Aufnahmen der ProbandInnen mittels Webcams zu machen.

Die verhaltensökonomischen ForscherInnen standen dieser Idee zu Beginn sehr kritisch gegenüber, da sie im Einsatz von Videokameras im Experimentallabor einen potenziellen Störfaktor bzw. Einflussfaktor in der Datenerhebung befürchteten. Die Frage, ob oder ob nicht Videokameras als Datenerhebungsmittel eingesetzt werden konnten, war somit eine Frage der „Laborhygiene“. Die Diskussion dauerte über sechs Monate an, endete jedoch abschließend erfolgreich, so dass eine erste Erhebungsreihe von drei Experimenten durchgeführt werden konnte.

Trotz Bedenken von Seiten der VerhaltensökonomInnen zeigten und berichteten die ProbandInnen keine starke Irritation auf Grund des Einsatzes der Videokameras. Die so generierten Videodaten boten einige entscheidende Vorteile gegenüber den üblichen ethnographischen Feldnotizen und Protokollen, da sie ForscherInnen im Zuge der Datenerhebung weit weniger zu einer Reduktion und Auswahl der relevanten Aspekte nötigen. Sicher muss auch bei einer Erhebung

5 Das Potential einer Kombination aus Grounded Theory und Ethnomethodologie wird in Böhme (2016) dargestellt.

von Videodaten geklärt werden, wer, wo und wann gefilmt werden soll. Doch ist diese Auswahl getroffen, übersteigen die festgehaltenen Details der Erhebungssituation in ihrer Datenintensität deutlich die Möglichkeiten einer einfachen Beobachtung. Durch die Aufzeichnung von „natürlichen“ Daten ergibt sich die Möglichkeit einer detaillierteren Rekonstruierbarkeit der ablaufenden Prozesse und der einhergehenden kommunikativen Konstruktion der situativen Wirklichkeit.⁶ Das Format der Datensitzung, in dem ausgewählte Videodaten mit anderen ForscherInnen gemeinsam betrachtet werden, stellt zudem eine Chance dar, die Validität der Interpretationen des Datenmaterials zu erhöhen.

Doch auch die so erhobenen Daten ermöglichten es nicht, die eigentliche Forschungsfrage in zufriedenstellendem Maße zu beantworten. Aufgrund des Mangels an beobachtbaren Formen kommunikativen Handelns im Labor (wie Sprechakte und körperliche Interaktionen) konnte aus den Beobachtungsdaten nicht darauf geschlossen werden, welche praktischen Methoden die ProbandInnen bei ihrer Entscheidungsfindung nutzen. Wegen der zentralen Regel des Kommunikationsverbots im Labor war es andererseits auch nicht möglich, die ProbandInnen während des Experiments zu befragen oder sie im Sinne der Think-Aloud Methode zu bitten, ihre Handlungen verbal zu kommentieren.

Aus diesem Grund wurde die empirische Situation des Laborexperiments verlassen, um leitfadengestützte Interviews mit den Teilnehmenden zu führen. Diese verfolgten das Ziel, mehr Informationen über ihre Entscheidungshintergründe zu erheben und das ethnographische Wissen über die Situationsdeutung aus Sicht der ProbandInnen zu vertiefen. Zugleich wurden einige aus den Beobachtungen gewonnene Hypothesen im Dialog mit den Beforschten überprüft. Dies führte zu Variationen der Interviewsituation (1–5 Personen) und auch des Interviewleitfadens. Im Forschungsprozess wurden schließlich insgesamt 140 ProbandInnen interviewt.

Zudem wurden offene Interviews und Gespräche mit ökonomischen Forschern und Mitgliedern des Laborteams geführt, in denen sie über ihre praktischen Erfahrungen mit der Durchführung von Experimenten und den Umgang mit krisenhaften Zwischenfällen sprachen. Als besonders aufschlussreich erwiesen sich die Diskussionen in den gemeinsamen Sitzungen im Rahmen der Projektarbeit. Hier wurde über Experimente diskutiert, die für die Projektfragestellung – die Wirkung kultureller Aspekte im Labor – eine geeignete Grundlage bieten könnten. Es wurden Serien von Experimenten konzipiert, in ihrer Durchführung minutös geplant und die erhobenen quantitativen Ergebnisse gemeinsam diskutiert.

6 Allerdings bedeutet dies nicht, dass Videodaten ein Abbild der ablaufenden Interaktionssituation darstellen. Es handelt sich dabei um einen theoretisch gesetzten Ausschnitt, in dem der Forschende darüber bestimmt, aus welcher Perspektive das Geschehen gefilmt wird (vgl. Tuma/Schnettler/Knoblauch 2013, S. 34).

Hinsichtlich der Frage des Framings im Labor stellte sich deutlich heraus, dass die verhaltensökonomischen ForscherInnen ein ganz spezifisches Verständnis des Framingbegriffes besitzen. Im Anschluss an die Psychologen Kahneman und Tversky erkennt man in der Verhaltensökonomie an, dass die Semantik einen Einfluss auf die Entscheidungsfindung der ProbandInnen haben kann. Aus ökonomischer Perspektive wird Framing in Anlehnung an Tversky und Kahneman (1981) als ein Darstellungseffekt verstanden, der beschreibt, dass ökonomisch-rational gleichartige Situationen auf Grund ihrer semantischen Präsentation von den ProbandInnen in Experimenten unterschiedlich bewertet werden. Da die Entscheidungssituationen in den Experimenten mittels der schriftlichen Instruktionen präsentiert und diese von den WissenschaftlerInnen ausgearbeitet werden, nehmen die Forschenden an, dass sie eine Kontrolle über die Darstellung der Entscheidungssituation im Labor besitzen. Das Framing der Situation wird als etwas Gesetztes verstanden, das aktiv gesteuert werden kann, indem die Forschenden die schriftlichen Instruktionen oder das Set-up der Experimente variieren.

Es zeigt sich durch die Interviews mit den ProbandInnen deutlich, dass die Annahme der VerhaltensökonomInnen, dass das Framing der ProbandInnen vorrangig durch die schriftlichen Instruktionen gelenkt werden könne, einer empirischen Untersuchung nicht standhalten konnte. Weitere Aspekte wie eine Erwartung über einen möglichen Gewinnbetrag sowie Vorerfahrungen aus anderen Experimenten scheinen ebenfalls zu wirken. Es blieb allerdings unklar, ob und wie diese in der Situation des Experiments zusammenspielen. Es könnte sich bei den Aussagen in den Interviews auch um nachträgliche Rationalisierungen der ProbandInnen handeln, da es den Interviewten sichtlich schwerfiel, die Hintergründe ihrer situativen Handlungen zu rekonstruieren. Aussagen über die situativen Praktiken und Methoden, die die ProbandInnen nutzen, um sich den Rahmen ihrer Entscheidungssituation zu bilden, ließen sich auch durch diese Interviews nicht in gesichertem Maße gewinnen.

Eine deutliche Vertiefung meines Feldwissens ergab sich durch den Wandel meiner spezifischen Feldrolle. Aufgrund des Projektzusammenhangs war ich aktiv in die Konzeption, Vorbereitung und Durchführung verschiedener Serien von Experimenten zum Thema des Endowment-Effektes eingebunden. Während ich anfangs als teilnehmende Beobachterin die durchgeführten Experimente begleitete, ergab es sich, dass sich meine Rolle stärker hin zu einer beobachtenden Teilnahme verschob und ich im Laufe des Projektes selbst mit der praktischen Durchführung der Experimente betraut wurde. Die Tiefe des Eintauchens in das Phänomen des Laborexperiments wurde durch diesen Prozess deutlich erhöht. Situative Aspekte, die mir vorher recht belanglos erschienen, wie das Schauen der Labormitglieder auf ihren Bildschirm oder das Laufen durch den Laborraum, bekamen eine völlig neue Bedeutung. Dem ethnomethodologischen Postulat des „unique adequacy requirements“ (Garfinkel 2002,

S. 175), das besagt, dass die Erfassung eines Phänomens nur durch eine dem Gegenstand angemessene Methode und den Nachvollzug der natürlichen (Ethno-)Methoden der Handelnden erfolgen kann, konnte auf diese Weise Rechnung getragen werden. Aus ethnomethodologischer Perspektive ist das „Mitgliedewissen“ (membership knowledge) das zentrale Moment für die Analyse des interessierenden Phänomens (vgl. Ten Have 2004; Ten Have 2005).

Neben einer Vertiefung des Feldwissens führte dies auch dazu, dass ich im Labor selbst freier agieren konnte, da ich Kompetenzen in der Durchführung von Experimenten gewonnen hatte. Die Veränderung meiner Feldrolle bedingte somit maßgeblich eine Erleichterung meiner Datenerhebung und ermöglichte es auch, dass es mir im Folgenden gestattet wurde, eigene Daten im Labor zu erheben und diese per Video aufzuzeichnen.

Wie der Abschnitt zeigte, wurde die Kombination unterschiedlicher Methoden der Datenerhebung eingesetzt, um sich dem Forschungsgegenstand schrittweise explorativ anzunähern. Die unterschiedlichen Verfahren der Datenerhebung führten zu Ergebnissen, die stark voneinander differierten und zugleich auf eine Leerstelle verweisen. Was das Framing der ProbandInnen ausmacht und welchen Einfluss die verhaltensökonomischen ForscherInnen und ihre typischen Handlungen im Labor auf das Framing im Experiment ausüben, ließ sich nicht eindeutig ergründen. Dies bedarf weiterer Klärung, entzieht sich jedoch auf Grund der spezifischen Besonderheiten des Forschungsgegenstandes einer Erhebung mittels der „üblichen“ qualitativen Forschungsmethoden.

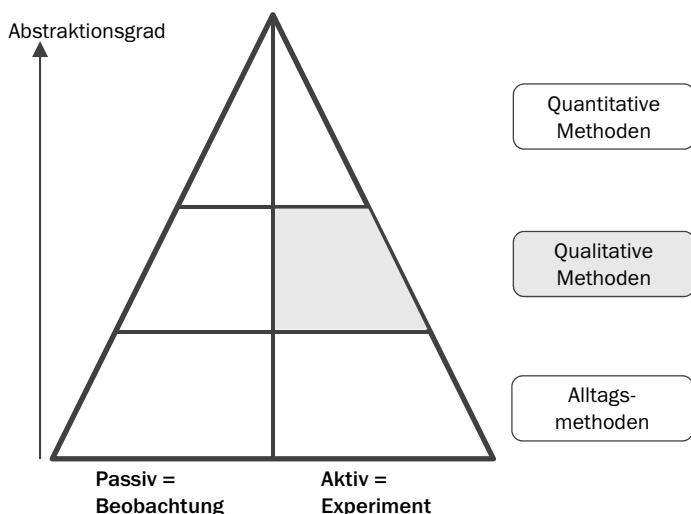
4 Das alternative Vorgehen: Das qualitative Experiment

Wiederholt stellte sich nun die Frage, ob es möglich sei, dichter an das interessierende Phänomen des Framings im Labor heranzukommen, ohne die natürliche Situation des Laborexperiments so weit zu verändern, dass das beobachtete Phänomen nicht mehr dem interessierenden Forschungsgegenstand entsprochen hätte. Zudem waren zwar einige Hypothesen und Ideen durch die Beobachtungen und die Interviews mit den Teilnehmenden gesammelt worden, doch was das Framing der ProbandInnen im Labor strukturell ausmachte bzw. welche Beziehung und Gewichtungen zwischen den verschiedenen Aspekten in der situativen Konstruktion im Labor wirkten, war weiterhin unklar. In meiner Auseinandersetzung mit den methodischen Grundlagen des Experiments und der Suche nach einer gegenstandsangemessenen Methode für mein Forschungsvorhaben stieß ich auf die in Vergessenheit geratene Methode des „qualitativen Experiments“ nach Gerhard Kleining (1986), die vielen meiner forschungspraktischen Bedürfnisse zu entsprechen schien.

Bereits in seinem Aufsatz von 1986 sprach Kleining von einer Wiederbelebung dieser Forschungsmethode, doch scheinbar ist ihm dies nicht geglückt.

Sehr vereinzelt wird in Methodenlehrbüchern oder Überblickswerken auf diese Verfahren verwiesen, doch das qualitative Experiment scheint nicht zum üblichen Kanon der Methoden zu gehören (vgl. Mayring 2002; Flick et al. 1995; Lamnek 2010; Mey/Mruck 2010; Fuchs-Heinitz et al. 1994). Dies war nicht immer so. Das qualitative und das quantitative Experiment waren zunächst verbunden. Zu Zeiten von Newton und Galilei war es auch in der naturwissenschaftlichen Forschung üblich, qualitative Formen des Experiments anzuwenden (vgl. Kleining 1986, S. 729). Auch in der Würzburger Schule, der Gestaltpsychologie und der Entwicklungspsychologie Jean Piagets wurde auf qualitative Experimente zurückgegriffen (vgl. Burkhart 2010, S. 252).

Abb. 3: System der Methoden (nach Kleining 1995, S. 137)



Kleinings Überlegungen fußen auf der Annahme, dass alle sozialwissenschaftlichen-empirischen Methoden, denen das Kriterium der Wissenschaftlichkeit zugeschrieben wird, auf Alltagsmethoden zurückgehen. Diese Alltagsmethoden werden für wissenschaftliche Untersuchungen in eine objektivere bzw. stärker intersubjektive Form überführt. Kleining verdeutlicht den Zusammenhang der Methoden in einer Pyramide (siehe Abbildung 3). Die Basis dieser Pyramide stellen die Alltagsmethoden dar. Durch zunehmende Abstraktion von der einzelnen Situation entwickeln sich qualitative Methoden und durch weitere Steigerung des Abstraktionsgrades quantitative Methoden. Eine zusätzliche Ausdifferenzierung erfolgt durch die Unterscheidung zwischen aktiver und rezeptiver Auseinandersetzung mit dem interessierenden Gegenstand. Die aktiven Handlungsformen fasst Kleining unter dem Begriff Experiment, die eher passiven bzw. rezeptiven als Beobachtung. Beide sind für ihn Alltagstechniken. Sie sind

„Ausdruck beider Seiten der naturwüchsigen Form der Verbindung des Menschen mit seiner Umwelt: Einerseits des Eingriffs in sie, ihrer Veränderung durch Handeln, andererseits des Aufnehmens oder Rezipierens ihrer Wirkung“ (Kleining 1986, S. 726). Von den meisten Methoden gibt es sowohl qualitative als auch quantitative Verfahren. Eine Leerstelle stellt allerdings die qualitative Form des Experiments dar.

Das zentrale Definitionskriterium des Experimentes ist die aktive Variation der Erhebungssituation und nicht die Suche nach kausalen Zusammenhängen. So schreibt schon Ernst Mach (1917/2004), den Kleining als Begründer der Methode des qualitativen Experiments ausweist: „Die Grundmethode des Experimentes ist die Methode der Variation“ (Mach 1917/2004, S. 201).

Kleining definiert das qualitative Experiment wie folgt: „Das qualitative Experiment ist der nach wissenschaftlichen Regeln vorgenommene Eingriff in einen (sozialen) Gegenstand zur Erforschung seiner Struktur. Es ist die explorative, heuristische Form des Experiments“ (Kleining 1986, S. 724).

Der Eingriff in den sozialen Gegenstand ist eine notwendige Bedingung für die aktive Vorgehensweise des Experiments. Das qualitative Experiment „geht nicht von Bekanntem, von Hypothesen aus, sondern zielt auf Neues, auf Entdeckungen. Es verwendet nicht Variablen, sondern sucht und findet Strukturen. Dies sind alle Arten von Abhängigkeiten, Beziehungen, Relationen nicht nur kausale“ (Kleining 1986, S. 725). Es zielt dabei auf die Erforschung der sozialen Struktur des Forschungsgegenstandes ab. Gemeint ist das für den empirischen Gegenstand Besondere, Typische und Spezifische, was ihn in seiner Eigenheit ausmacht. Kleining beschreibt dies als „das Finden, das Aufdecken von Verhältnissen, Relationen, Beziehungen und Abhängigkeiten“ (Kleining 1986, S. 725). Diese Relationen sind qualitativer Art und lassen sich meist nicht quantitativ messen, weil „sie nicht nur Verläufe, sondern auch Negationen, Widersprüche, instabile Abhängigkeiten, Umspringbeziehungen und Brüche einbeziehen“ (Kleining 1986, S. 725).

Vergleicht man das quantitative und das qualitative Experiment, werden die Differenzen zwischen beiden Methoden offensichtlich. Das quantitative Experiment geht hypothesenprüfend vor und ist auf die Aufdeckung kausaler Zusammenhänge ausgerichtet. Das qualitative Experiment hingegen geht nicht von Bekanntem und Hypothesen aus. Es ist explorativ und zielt auf die Entdeckung der Struktur des Forschungsgegenstandes. Da das qualitative Experiment der Methodologie qualitativer Forschung folgt, sind Wiederholbarkeit, Vergleichbarkeit und Standardisierung keine Bedingungen für seine Durchführung. Es zielt auf die Ebene des Konkreten, Besonderen und Situativen und nicht auf Abstraktion der einzelnen Erhebungssituationen ab.

Das qualitative Experiment ist in der Methodologie der qualitativen Heuristik verankert (Kleining 1982, S. 227 f.). Der Forschungsprozess wird dabei als dialogisch bestimmt. Wie bei Kleining's Kategorisierung der Methoden handelt

es sich auch hier um ein Zusammenspiel von passiven und aktiven Handlungsformen. Der Dialog ist gesteuert durch Fragen, die Forschende an ihren Gegenstand richten (aktiv) und durch die Antworten, die sich durch die Befunde des empirischen Materials ergeben. Aus den Antworten ergeben sich wieder neue Fragen, die wiederum in der Analyse des empirischen Materials zu neuen Antworten führen. Hinsichtlich des qualitativen Experiments bedeutet dies, dass die Fragen an den Forschungsgegenstand in Experimente überführt werden. Die Antworten ergeben sich wiederum durch die Befunde der Experimente und deren Analyse und bieten Anstoß für neue experimentelle Eingriffe (Fragen) (vgl. Burkart 2010, S. 257).

Es gibt nun verschiedene Möglichkeiten, durch einen gegenstandsadäquaten Eingriff eine Variation des Untersuchungsbereiches zu produzieren (siehe unten). Die erzeugten Variationen werden anschließend miteinander in Beziehung gesetzt, um etwas über die Struktur des Phänomens zu erfahren. Forschungsgegenstand ist somit die Gesamtheit der Veränderungen in der Struktur eines Gegenstandes, die durch diese Variation erzielt werden. Stück um Stück wird in aufeinander folgenden Variationen und Vergleichen überprüft, welche Variationen zu welchen Veränderungen des Forschungsgegenstands führen. Durch Offenlegung der Methoden, Intersubjektivität und Nachprüfbarkeit der Ergebnisse grenzt sich das qualitative Experiment damit deutlich von der Alltagstechnik des Experimentierens ab.

Kleining schlägt sechs konkrete Techniken vor, die zur Erzeugung eines gegenstandsadäquaten Eingriffes genutzt werden können (vgl. Kleining 1986, S. 736 ff.; Kleining 1991, S. 265):

1. *Segmentation* und *Separation* beziehen sich auf die Teilung des Gegenstandes. Der Gegenstand wird untergliedert (*Segmentation*) oder einzelne Bereiche werden abgetrennt (*Separation*).
2. Bei der *Kombination* werden die vorgefundenen Elemente des Gegenstands auf neue Weise zusammengesetzt.
3. *Reduktion* und *Abschwächung* folgen der Frage, welche Elemente eines Gegenstandes entfernt (*Reduktion*) oder reduziert (*Abschwächung*) werden können, ohne dass sich maßgeblich etwas ändert bzw. welche Elemente sensibel auf Eingriffe dieser Art reagieren und sich deutliche Konsequenzen zeigen.
4. *Adjektion* und *Intensivierung* beziehen sich auf eine Veränderung des Gegenstandes durch das Hinzufügen (*Adjektion*) oder das Verstärken (*Intensivierung*). Auch hier gilt es zu betrachten, ob es Teile des Gegenstandes gibt, die mehr oder weniger sensibel auf Veränderungen dieser Art reagieren.
5. *Substitution* bezieht sich auf das Auswechseln einzelner Teile des Gegenstandes und das Ersetzen durch andere, um ihre strukturelle Bedeutung für den Forschungsgegenstand zu untersuchen.

6. *Transformation* bezeichnet die Umwandlung des gesamten Gegenstandes in einen anderen Gegenstand, der jedoch noch Merkmale des ersten Gegenstandes enthält. Möglichkeiten dies umzusetzen, bestehen im Einsatz von Negationen oder Umkehrungen.

Die hier vorgestellten Techniken werden auch von Kleinig nur als mögliche Optionen betrachtet. Es gilt jeweils in Auseinandersetzung mit dem spezifischen Gegenstand die geeigneten Eingriffe zu bestimmen und Stück um Stück unterschiedliche Variationen zu testen. Vor und nach dem Eingriff wird der Gegenstand deskriptiv beschrieben. Im Sinne von Kleinings Dialogprinzip stellt, wie oben ausgeführt, der experimentelle Eingriff die Frage an den Forschungsgegenstand dar. Die deskriptive Beschreibung des Gegenstandes, in den eingegriffen wurde, bildet wiederum die Antwort auf den manipulativen Eingriff.

Die unterschiedlichen von mir bereits erhobenen Daten lassen sich dabei auf verschiedene Weise für die weitere Analyse nutzbar machen. So können sie im Sinne variierender Beschreibungen des Gegenstandes in die vergleichende Analyse eingebunden werden. Zudem erlauben die aus der Beobachtung und den Interviews gewonnen Erkenntnisse, weitere Variationen des Settings im Labor auszumachen, die der Forderung der Gegenstandsadäquanz entsprechen.

5 Anwendungsbeispiel einer ersten Variation

Ein erster Anwendungsversuch des Forschungsdesigns des qualitativen Experiments wurde empirisch getestet. Es ging dabei maßgeblich darum, einen Eingriff vorzunehmen, der möglichst angemessen für die typischen Geschehnisse im Labor ist. Im Zusammenhang mit der Nutzung der Videokameras wurde darauf verwiesen, dass die VerhaltensökonomInnen methodologisch nachvollziehbare Bedenken hinsichtlich einer bleibenden Beeinflussung ihres ProbandInnenpools hegen. Aus diesem Grund waren alle Techniken ausgeschlossen, die zu einer starken Störung und Irritation im Labor geführt hätten. Stattdessen entschied ich mich für Variationen auf der Ebene der Instruktionen. Es handelt sich dabei um einen Aspekt, der für das Laborexperiment sehr charakteristisch ist und dem feldintern ein hoher Stellenwert beigemessen wird.

Aus ökonomischer Perspektive stellen die Instruktionen und die Art der Informationspräsentation einen zentralen Framingfaktor dar. Diese Idee wurde aufgegriffen und für eine erste Reihe von Variationen im Sinne des qualitativen Experiments genutzt. Die Technik, die für die Hervorbringung der Variationen eingesetzt wurde, kann im Sinne Kleinings als Reduktion oder Abschwächung verstanden werden. Die Informationsvermittlung durch die Instruktionen wurde unterschiedlich intensiv gestaltet. Die Variationen können in besonderem

Maße als gegenstandsadäquat betrachtet werden, da sich in den unterschiedlichen von mir beobachteten Experimenten ähnliche Ausprägungen hinsichtlich der Informationspräsentation zeigten. Da das quantitative Experiment (wie bereits ausgeführt) eine möglichst vollständige Standardisierung der Erhebungsbedingungen anstrebt, konnte in den unterschiedlichen Serien von Experimenten jeweils nur eine Art der Variation beobachtet werden.

Die Methoden, die von mir zur Datenerhebung eingesetzt wurden, blieben in allen vier Fällen gleich. Auch die Darstellung der Entscheidungssituationen, die die Teilnehmenden am Computer bewerten mussten, änderte sich in den vier Variationen nicht. Alle vier Experimente wurden von mir zusammen mit einem geschulten Labormitarbeiter durchgeführt. Inhaltlich handelt es sich dabei um ein Experiment zum Thema Endowment-Effekt, welches maßgeblich auf einer Replikation eines Experiments von Plott und Zeiler (2005) aufbaut und zuvor bereits im Rahmen einer Serie von Experimenten in meiner Projektgruppe genutzt wurde.

Die Sitzungen im Experimentallabor wurden dabei jeweils mit einer Deckenkamera gefilmt. Zugleich wurden an jeweils vier Arbeitsplätzen Aufnahmen der vor den Computern sitzenden ProbandInnen mit Webcams gemacht. Die Experimente beinhalteten zudem einen Fragebogen mit neun offenen Fragen, den alle ProbandInnen im Labor ausfüllten. Direkt nach den Experimenten wurden mit jeweils sechs ProbandInnen pro Experiment leitfadengestützte Interviews geführt. Die Interviews wurden zeitlich parallel jeweils in Zweiergruppen durchgeführt und mittels Diktiergeräten aufgezeichnet. Ziel ist es, mit den erhobenen Daten zu einer dichten Beschreibung des Phänomens zu gelangen. Diese Beschreibungen der unterschiedlichen Variationen des Phänomens wurden dann miteinander verglichen und in Beziehung gesetzt, um genauere Kenntnis über die innere Struktur des Forschungsgegenstandes zu erhalten. Die vier Variationen sollen im Folgenden kurz dargestellt werden:

Variation 1



Die Instruktionen wurden verteilt und die Teilnehmenden erhielten Zeit, die Instruktionen selbstständig zu lesen. Es wurde erwartet, bis alle ProbandInnen mit dem Lesen fertig waren. Im Anschluss erfolgte noch einmal die Erklärung der zentralen Entscheidungsregeln, die mit Hilfe eines Whiteboards zusätzlich visualisiert wurde. Nach Beendigung der Erklärung er-

hielten die Teilnehmenden Zeit Fragen zu stellen. Nachdem alle Fragen beantwortet waren, wurde das Experiment am Computer gestartet und die Teilnehmenden begannen mit der Bewertung der dargestellten Entscheidungssituationen.

Variation 2



Die Instruktionen wurden verteilt und die Teilnehmenden erhielten Zeit, die Instruktionen selbstständig zu lesen. Es wurde gewartet, bis alle ProbandInnen mit dem Lesen fertig waren. Im Anschluss erfolgte eine verbale Erklärung der zentralen Entscheidungsregeln mit Hilfe von Beispielen. Nach Beendigung der Erklärung erhielten die Teilnehmenden Zeit Fragen zu stellen. Nachdem alle Fragen

beantwortet waren wurde das Experiment am Computer gestartet und die Teilnehmenden begannen mit der Bewertung der dargestellten Entscheidungssituationen.

Variation 3



Die Instruktionen wurden verteilt und die Teilnehmenden erhielten Zeit, die Instruktionen selbstständig zu lesen. Es wurde gewartet, bis alle ProbandInnen mit dem Lesen fertig waren. Anschließend wurden die Instruktionen den Teilnehmenden noch einmal laut vorgelesen. Nun erhielten die Teilnehmenden Zeit Fragen zu stellen. Nachdem alle Fragen beantwortet waren, wurde das Experiment

am Computer gestartet und die Teilnehmenden begannen mit der Bewertung der dargestellten Entscheidungssituationen.

Variation 4



Die Instruktionen wurden verteilt und die Teilnehmenden erhielten Zeit, die Instruktionen selbstständig zu lesen. Es wurde gewartet, bis alle ProbandInnen mit dem Lesen fertig waren. Nach dem dies erfolgt war, erhielten die Teilnehmenden Zeit, Fragen zu stellen. Nach der Beantwortung auftauchender Fragen begannen sie mit der Bewertung der am Computer dargestellten Entscheidungssituationen.

Während Variation 1 die Ausgangssituation darstellt, wurde in der Variation 2 also eine Reduktion hinsichtlich der zusätzlichen Erklärung um die visuelle Darstellung auf dem Whiteboard vorgenommen. Die Variation 3 stellt eine weitere Abschwächung dar. Während Variante 1 und 2 in ihren Erklärungen zusätzliche Beispiele heranziehen, um den zentralen Entscheidungsmechanismus anschaulicher zu verdeutlichen, wurden in diesem Fall nur betont die Instruktionen vorgelesen. Diese beinhalteten zwar ebenfalls Beispiele, aber nur in geringerem Umfang. Bei der Variation 4 wurde keine weitere Verdeutlichung oder Erklärung unternommen. Dies stellt im Zuge der getätigten Variationen das höchste Maß der Reduktion dar.

Im Folgenden werden nun die ersten vorläufigen Analyseergebnisse dargestellt, die sich aus diesen Variationen ziehen ließen. Es zeigt sich, dass die Variationen des Forschungsgegenstandes durch die Technik der Reduktion auf der Ebene des Informationsgehaltes nicht genügen, um darauf zu schließen, wie die ProbandInnen die Rahmung der Laborsituation vollziehen.

Die rein visuellen Beobachtungsdaten zeigen gewisse Unterschiede. In der Variation 1, in der die Erklärung am Whiteboard präsentiert wurde, verlassen einige der ProbandInnen den abgeschirmten Raum ihrer Arbeitsplätze. Sie stehen auf, um über die Trennwände zu schauen oder rücken mit ihrem Stuhl nach hinten, um an den Wänden der Kabine vorbeizuschauen.

In der Variante 2, in der sprachlich und körperlich kommuniziert wurde, wenden sich nur zwei ProbandInnen der Sprecherin zu, dies allerdings auch nur durch ein Drehen ihres Stuhls innerhalb ihrer Kabine. Es handelt sich um die Teilnehmenden, die allein durch diese Veränderung ihres Schwinkels die Sprechende sehen konnten. Alle anderen Personen verbleiben in ihren Kabinen.

In der dritten Variante zeigte sich keine körperliche Zuwendung zur Sprecherin, die die Instruktionen vorliest. Auch in der vierten Variante verbleiben alle Teilnehmenden in ihren Kabinen.

Die hier dargestellten Variationen verfolgten das vorrangige Ziel, darzustellen, auf welche Weise das qualitative Experiment in der Forschung angewendet werden kann. Die Triangulation der Daten mittels der Interviews bleibt weiterhin von zentralem Stellenwert. Die experimentellen Variationen können für sich allein betrachtet auch nicht das Erhebungsproblem überwinden. Sie erlauben es jedoch, gezielt strukturelle Variationen zu beobachten. In der Kombination mit den Interviews zeigte sich ein interessanter Effekt, auf den ohne dieses Vorgehen nicht ohne weiteres hätte geschlossen werden können. Denn auch in den Variationen 3 und 4, in denen den Teilnehmenden weit weniger zusätzliche Erklärungen des Entscheidungsmechanismus geboten wurden, nahm die Anzahl der gestellten Frage oder auftauchenden Probleme im Experiment nicht markant zu.

Im Rahmen des Leitfadenterviews wurden die ProbandInnen zu ihrer Wahrnehmung der Regeln im Experiment und zur Verständlichkeit der Instruktionen befragt. Es zeigte sich, dass die Instruktionen am Bildschirm von weit größerer Bedeutung sind als angenommen wurde, da bei geringem Informationsgehalt der Instruktionen darauf gebaut wird, dass die relevanten Informationen noch einmal am Bildschirm präsentiert werden. An diese Erkenntnis schließen sich recht schnell weitere Fragen an, die im Sinne von Kleinings Methode durch weitere experimentelle Eingriffe überprüft werden müssten. Folgt man dieser Idee, so könnten sich nachfolgende experimentelle Eingriffe beispielsweise auf den Informationsgehalt der am Bildschirm dargestellten Informationen beziehen.

6 Resümee und Ausblick

Dieser Artikel widmete sich der Darstellung einer methodologischen Suchbewegung, die sich im Zuge meiner Forschungstätigkeit ergab. Der Projektzusammenhang stellt dabei einen Rahmen dar, der das Forschungsfeld vorbestimmt. Ansprüche an die Gegenstandsadäquanz der angewendeten Methoden und der Versuch, sowohl natürliche Daten zu erheben als auch die Eigenheiten des Feldes und die Bedenken der „einheimischen“ Forschenden zu achten, leiteten dabei diesen Prozess. Die Triangulation unterschiedlicher Daten und das Eintauchen in das Feld des Laborexperiments durch meine Mithilfe bei der Durchführung von Experimenten ließ mich ein zunehmendes Verständnis für das Feld entwickeln. Die Auseinandersetzung mit den Differenzen zwischen der Vorgehensweise der quantitativen Laborforschenden und den Ansprüchen qualitativer soziologischer Forschung führte zu vielfältigen Diskussionen mit

meinen ProjektkollegInnen. Zugleich verhalf sie mir jedoch zu einer Reflexion über die Frage, warum ein experimentelles Vorgehen in der qualitativen Forschung eher „verpönt“ ist.

Von zentraler Bedeutung ist der Anspruch der qualitativen Forschung, lebensweltliche Zusammenhänge in natürlichen Situationen zu erforschen. Das Problem der Künstlichkeit einer Situation, die sich durch den Eingriff von ForscherInnen ergibt, scheint mit diesem Anspruch nur schwer vereinbar. Im spezifischen Fall meines Forschungsfeldes des wirtschaftswissenschaftlichen Labors ist die Künstlichkeit der Situation jedoch ein zentrales und naturwüchsiges Element des Phänomens selbst. Die Herstellung von Variationen des Forschungsgegenstandes durch einen aktiven Eingriff erscheint für die ProbandInnen aus diesem Grund nicht als ungewöhnlich und irritierend, da es im Rahmen der Experimente üblich ist, dass sie sich mit verschiedenartigen Situationen auseinandersetzen müssen. Die Variationen der Experimente, die sich durch die Eingriffe ergeben, sind dabei nicht beliebig, sondern in besonderem Maße gegenstandsadäquat, da sie aus einer intensiven Auseinandersetzung mit dem Feld und dem gängigen Vorgehen der LaborforscherInnen entnommen wurden. Das qualitative Experiment erweist sich hier als eine gegenstandsadäquate Methode für die qualitative Erforschung einer experimentellen Laborsituation und bereichert die Analyse über den Prozess des Framings im Labor.

Dass Forschende in die Erhebungssituation eingreifen, ist jedoch kein Alleinstellungsmerkmal des qualitativen Experiments. Es entspricht dem Standard der Methodendiskussion, anzuerkennen, dass Forschende durch ihre Forschung ihre Erhebung beeinflussen können, weshalb es stets notwendig ist, dies zu reflektieren und in der Darstellung der Ergebnisse offenzulegen. Das qualitative Experiment sieht dies nicht als Mangel an, sondern versucht, die aktive Veränderung der Situation positiv zu wenden und für die qualitative Forschung analytisch nutzbar zu machen.

Das Interesse an einer aktiven Produktion von Situationen scheint mir für die qualitative Soziologie von enormem Wert. Es soll damit in keiner Weise die Notwendigkeit relativiert werden, den aktiven Eingriff des Forschenden in eine Situation forschungsethisch ernst zu nehmen. Studien wie das Stanford-Prison-Experiment oder das Milgram-Experiment gelten noch immer als mahnende Beispiele für einen Mangel an Forschungsethik. Gerade im Rahmen des qualitativen Experiments gilt es, die möglichen Eingriffe feld- und gegenstands-sensibel zu gestalten und die Beteiligten vor negativen Konsequenzen des forscherschen Handelns zu bewahren.

Literatur

- Böhme, Juliane (2015): ‚Doing‘ Laborexperimente: Eine ethnomethodologische Betrachtung der Praxis experimenteller Wirtschaftsforschung im Labor. In: Berliner Journal für Soziologie 25, H. 1–2, S. 33–59
- Böhme, Juliane (2016): Kombination von Grounded Theory und Ethnomethodologie. In: Equit, Claudia/Hohage, Christoph (Hrsg.): Handbuch Grounded Theory. Von der Methodologie zur Forschungspraxis. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 342–360
- Burkart, Thomas (2010): Qualitatives Experiment. In: Mey, Günter/Mruck, Katja (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 252–262
- Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Keupp, Heiner/Rosenstiel, Lutz von/Wolff, Stephan (1995). Handbuch qualitative Sozialforschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. 2. Auflage. München und Weinheim: Beltz, Psychologie Verlagsunion
- Fischbacher, Urs (2007): z-Tree: Zurich toolbox for ready-made economic experiments. In: Experimental Economics 10, H. 2, S. 171–178
- Fuchs-Heinritz, Werner/Lautmann, Rüdiger/Rammstedt, Otthein/Wienold, Hanns (Hrsg.) (1994): Lexikon zur Soziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs: Prentice Hall
- Garfinkel, Harold (2002): Ethnomethodology's program: Working out Durkheim's aphorism. Lanham: Rowman & Littlefield Publishers
- Goffman, Erving (1977): Rahmen-Analyse. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Kleining, Gerhard (1982): Umriss zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 34, H. 2, S. 224–253
- Kleining, Gerhard (1986): Das qualitative Experiment. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38, H. 4, S. 724–750
- Kleining, Gerhard (1991): Das qualitative Experiment. In: Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Keupp, Heiner/Rosenstiel, Lutz von/Wolff, Stephan (Hrsg.): Handbuch qualitative Sozialforschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. München und Weinheim: Beltz, Psychologie Verlagsunion
- Kleining, Gerhard (1995). Lehrbuch entdeckende Sozialforschung. 1. Von der Hermeneutik zur qualitativen Heuristik. Weinheim und Basel: Beltz, Psychologie Verlagsunion.
- Knoblauch, Hubert (2001): Fokussierte Ethnographie. Sozialer Sinn 2, H. 1, S. 123–143
- Knoblauch, Hubert (2013): Grundbegriffe und Aufgaben des kommunikativen Konstruktivismus. In: Keller, Reiner/Knoblauch, Hubert/Reichert, Jo (Hrsg.): Kommunikativer Konstruktivismus. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 25–47
- Lamnek, Siegfried (1988): Qualitative Sozialforschung. Band 1: Methodologie. München: Psychologie Verlagsunion
- Lamnek, Siegfried (2010): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. Weinheim und Basel: Beltz, Psychologie Verlagsunion
- Mach, Ernst (1917/2004): Erkenntnis und Irrtum. Leipzig: Elibron Classics
- Mayring, Philipp (2002): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. Weinheim und Basel: Beltz, Psychologie Verlagsunion
- Mey, Günter/Mruck, Katja. (Hrsg.) (2010): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Plott, Charles/Zeiler, Kathryn (2005): The Willingness to Pay-Willingness to Accept Gap, the „Endowment Effect“, Subject Misconceptions, and Experimental Procedures for Eliciting Valuations. In: American Economic Review 95, H. 3, S. 530–545
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz
- Steinke, Ines (2000): Gütekriterien qualitativer Forschung. In: Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt, S. 319–331
- Ten Have, Paul (2004): Understanding Qualitative Research and Ethnomethodology. Los Angeles: Sage

- Ten Have, Paul (2005): The Notion of Member is the Heart of the Matter: On the Role of Membership Knowledge in Ethnomethodological Inquiry. In: Historical Social Research/Historische Sozialforschung 30, H. 1, S. 28–53
- Tuma, René/Schnettler, Bernt/Knoblauch, Hubert (2013): Videographie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Tversky, Amos/Kahneman, Daniel (1981): The Framing of Decisions and the Psychology of Choice. Science 211, H. 4481, S. 453–458

Wissensarbeit auf der Schreibfläche

Anne-Marie Weist

1 Einleitung

Wie werden soziologische Wissensobjekte hergestellt und fixiert? Und welche Rolle spielen dabei spezifische Praktiken und Instrumente? Fragen nach der Produktion von Wissen und epistemischen Dingen mit Fragen nach personellen und sozialen Faktoren sowie Infrastrukturen zu verknüpfen, ist nicht neu. Seit dem „practical turn“ und dem „material turn“ sind die materiellen Arbeitsumfelder und der Arbeitsalltag wissenschaftlicher Unternehmungen in den Fokus des Erkenntnisinteresses von u. a. Soziologen, Technikhistorikern und Wissenschaftsforschern gerückt. Durch die Beschäftigung mit der wissenschaftlichen Forschungspraxis konnte gezeigt werden, inwiefern die materielle Beschaffenheit der wissenschaftlichen Räumlichkeiten oder der technischen Artefakte die Arbeit am Wissensobjekt mitgestalten.¹ Konzepte wie „tacit knowledge“ (vgl. Polanyi 1966/1985; Turner 1994) oder „boundary object“ (vgl. Leigh/Griesemer 2010) verlängerten darüber hinaus die Beobachtung der wissenschaftlichen Arbeit im Hinblick auf verborgene Rationalitäten und Wege der Materialbeschaffung. In den Worten Michael Hagners geht es seit der „praktischen Wende“ in den Wissenschaften „nicht mehr so sehr darum, was Wissenschaftler sagen und was sie als ihre wissenschaftlichen Resultate präsentieren, sondern wie sie dorthin gelangen, was sie machen“ und ferner „um das Abschreiten des unübersichtlichen, von Nebenwegen und Unvorhersehbarkeiten gesäumten Geländes der wissenschaftlichen Praxis.“ (Hagner 1997, S. 341)

Das dabei vor allem den Naturwissenschaften eine erhöhte Aufmerksamkeit zuteilwurde, erwirkte in den letzten Jahren, den Forschungsfokus auch auf die Geistes- und Sozialwissenschaften auszuweiten. Als Ergebnis liegen nun einige historische und gegenwartsbezogene Studien vor, die der Frage nach den Produktionsbedingungen etwaiger Erkenntnisgegenstände nachzugehen suchen.²

1 Zu den wichtigen Arbeiten zählen vor allem: Daston (2000); Latour (1987; 1990); Latour/Woolgar (1986); Knorr Cetina (1999); Pickering (1992); Rheinberger (1992); Shapin/Schaffer (1985); Shapin (1992). Vgl. ferner jüngere Beiträge beispielsweise von Berg (1996); Bollig (2008); Bruni (2005); Malafouris (2008); Wansleben (2007). Für einen konzisen Überblick zu den „Dingen der Wissenschaft“ siehe Passoth (2012).

2 Siehe beispielweise Tollebeek (1998) oder Trüper (2007).

Gerade im Bereich der Sozialwissenschaften zeigt sich aber, dass größere Beiträge zu rezenten Arbeitsverfahren und -techniken nach wie vor ausbleiben.³ Das mag eventuell dem Umstand geschuldet sein, dass die Annahme vorherrscht,⁴ „dass der Alltag der Sozialwissenschaften schwieriger zu beobachten und als fremd vorzustellen ist. Die eigentliche Arbeit scheint im Geiste zu passieren, während das Sichtbare – Besprechungen, stundenlange Lektüren, Schreibarbeiten – zu profan und zu alltäglich wirkt, um der Beobachtung wert zu sein.“ (Wansleben 2007, S. 281)

Verabschiedet man sich jedoch von dem Bild zweier unterschiedlicher Arbeitsvorgänge – der wissenschaftlichen Kopfarbeit auf der einen, der banalen Lese- und Schreibarbeit auf der anderen Seite – und denkt beide Prozesse zusammen, dann bietet auch der sozialwissenschaftliche Arbeitsalltag eine Fülle bemerkenswerter und beobachtbarer Szenen, die für die Frage nach der Herstellung von soziologischen Wissensobjekten von Interesse sind. Die Unterscheidung zwischen wissenschaftlicher Kopfarbeit auf der einen und profaner Handarbeit auf der anderen Seite verstellt letztlich den Blick darauf, wie viel Aufwand betrieben wird, um die Grundlagen für die vermeintliche Kopfarbeit zu schaffen. Anders gesagt: Die Wissensarbeit – und das gilt für die Sozialwissenschaften wie für alle anderen Wissenschaften – beginnt nicht erst bei der Analyse des Forschungsmaterials. Die händischen Prozesse der Materialkonstitution bilden einen wesentlichen Teil des wissenschaftlichen Tuns, denn sie sind die Grundvoraussetzung für jedwede Forschungsaktivität. Fragen nach der Produktionsbedingung und Herstellung von soziologischen Wissensobjekten verknüpfen sich daher unmittelbar und immer mit Fragen der Materialkonstitution und -zusammensetzung innerhalb eines Forschungsprojekts. Dieser Aspekt erhält insofern Gewichtung, als dass speziell für die Soziologie gilt, dass Forschungsmaterial nicht per se zur Verfügung steht. Es muss beschafft und aufbereitet werden. Es müssen Techniken der Materialzurichtung und -konstruktion entwickelt werden, damit Wissenschaftler ihre Forschungsfrage daran richten und diese bearbeiten können. In dem Sinne gilt für die Sozialwissenschaftler genau das, was Adele Clarke bereits für die amerikanischen Reproduktionsbiologen Anfang des 20. Jahrhunderts beschrieb: „In order to observe or produce the phenomena they study, all working scientists must obtain and manage Research materials.“ (Clarke 1995, S. 190)

3 Wenige Ausnahmen bilden Camic/Gross/Lamont (2011); Garforth (2012); Kray und Engert (2013); Wansleben (2007).

4 Diese Annahme wird auch in der angelsächsischen STS Literatur perpetuiert: Siehe vor allem die Darstellung von Garforth (2012, im Besonderen S. 271 f.). Eine bemerkenswerte Ausnahme stellen hingegen die Arbeit von Krey und Engert (2013) dar.

Wenn wir uns nun dafür interessieren, wie soziologisches Wissen hergestellt wird, muss also vor allem nach der Materialgrundlage gefragt und diese untersucht werden. Welcher Art ist das Forschungsmaterial der Sozialwissenschaften? Welche explorativen Taktiken in der Materialkonstitution werden angewendet? Was sind die idiosynkratischen Momente und die jeweiligen Rahmen- und epistemischen Randbedingungen der wissenschaftlichen Anstrengungen?

Im Folgenden möchte ich diesen Fragen exemplarisch nachgehen. Es interessiert, wie innerhalb der Umfrageforschung Forschungsmaterial beschafft und aufbereitet wird. Die Beobachtungen und Überlegungen, die sich ergeben, basieren auf meiner ethnografischen Arbeit an einem Umfrage-Institut an einer Schweizer Hochschule, in dem bis 2016 Umfrage- und Panelstudien durchgeführt wurden. Der damalige Leiter des Instituts gilt seit Jahren als etablierter Experte im Bereich der quantitativen Umfrageforschung und führte mithilfe seiner wissenschaftlichen Mitarbeiter regelmäßig Untersuchungen durch. Seit Anfang 2014 durfte ich einige Mitarbeiter bei der Arbeit begleiten, um der Frage nachzugehen, woraus und wie sich das Forschungsmaterial innerhalb der empirischen quantitativen Soziologie konstituiert.⁵ Darüber hinaus habe ich Einblicke in das institutseigene Archiv erhalten, in denen Dokumente aller Art, wie Verträge, Forschungspläne, Sitzungsprotokolle, Fragebogen und Anschreiben-Entwürfen sowie persönliche Rückmeldung der Befragten an die Umfragerforscher in mehreren Ordnern abgelegt wurden. Einige archivierte Dokumentenmappen bieten eine ungewöhnliche Dokumentation und Sammlung von sozialwissenschaftlichen Arbeitsprozessen, die für die Soziologen sonst als schwer beschreib- und für die Ethnografen in situ als schwer beobachtbar gelten, deren materieller Niederschlag aber auf konstitutive und somit wichtige epistemische Praktiken verweist.

2 Schriftgut als Forschungsmaterial

Was die Sozialforschung anbelangt, gilt, dass Schriftgut das primäre Forschungsmaterial bildet: Egal ob Lehrbücher oder wissenschaftliche Artikel, Notizen oder Protokolle, Interviewtranskripte oder Fragebögen – in allen Etappen der Forschungspraxis hantieren und arbeiten Sozialwissenschaftler mit Papier. Wenn man etwas über die Herstellung soziologischen Wissens erfahren möchte, gilt es also Schriftgut und die jeweiligen Schriftgut-konstituierenden Schreibpraktiken in den Fokus zu rücken – auch wenn die Konzentration auf

5 Alle Namen der Interviewpartner_Innen und der von ihnen namentlich genannten Personen wurden zur Wahrung der Anonymität verändert.

Schriftgut zunächst befremdet. Noch immer wird das Schreiben und Notieren, das Erstellen von Dokumenten oder das Fertigstellen von Texten zumeist als eine kulturelle Praxis des Fixierens bereits gegebener Wissensobjekte verstanden. Zwar mag die Gestaltung der Formulierungen schwanken und die finale Gestaltung eines Textkörpers von Anbeginn durchaus offen sein; grundsätzlich werden aber nicht die Produktionsprozesse von, sondern höchstens die Qualität der Reproduktion bereits etablierter Wissensbestände in Frage gestellt (vgl. Auer/Bassler 2007). Allerdings haben bereits der Wissenschaftsforscher Hans-Jörg Rheinberger (2010) und Christoph Hoffmann (2010) am Beispiel von Notiz- und Labortagebüchern zeigen können, wie wichtig Schreibpraktiken und die Arbeit am Papier für die wissenschaftliche Arbeit sind. Vor allem Christoph Hoffmanns Arbeiten gehen dezidiert der Frage nach dem Status und der Rolle von Schreibprozessen innerhalb der Forschungspraxis nach. Dabei versteht dieser Schreiben und Zeichnen als epistemische Verfahren, in denen „nicht nur Wissensbestände bewahrt und übermittelt [werden]“, sondern „die im Akt der Aufzeichnung an der Entfaltung von Gegenständen des Wissens teilhaben“ (Hoffmann 2008a, S. 7). Notieren und Anordnen, Festhalten und Fixieren, Zeichnen und Skizzieren – in diesen Tätigkeiten „ergeben sich zugleich spezifische Möglichkeiten, Erfahrungen und Überlegungen neu anzuordnen“ (Hoffmann 2008a, S. 7). Im Prozess des Schreibens wird demnach konfiguriert, manipuliert, angeordnet und bewerkstelligt. Daher nehmen Schreiben und Zeichnen eine grundlegende epistemische und nicht nur begleitende Funktion im wissenschaftlichen Arbeitsprozess ein (vgl. Hoffmann 2008b, S. 181 f.).

Fragt man die Umfrageforscher nach ihrem Verständnis von Forschungsmaterial, dann überrascht es nicht, dass diese vor allem an das Material denken, dass durch die Umfrage erhoben wurde. Wahlweise ist hier von den „Antworten“, den „Rohdaten“ oder auch den „Daten“ als Forschungsmaterial die Rede. Gemeint sind die Inskriptionen, die die Befragten auf den von den Umfrageforscher versandten Fragebögen als Kreuze oder Kringlel in einzelnen Kästchen geschlossener Aussagen-Antworten-Komplexe, den Items, hinterlassen haben. Etwas später im Forschungsprozess, in der Phase der Analyse des Datensatzes, geraten hingegen vor allem Variablen und numerische Entitäten als Forschungsmaterial in den Blick. Was Forschungsmaterial jeweils ist, darin sind sich auch die Umfrageforscher im Verlauf meiner Interviews weitestgehend einig, kann also variieren und entscheidet sich im jeweiligen Arbeitsschritt. Umso überraschender ist es, dass diese Flexibilität im Verständnis nicht bereits vorher greift: Wie zu zeigen sein wird, beginnt die Forschungsarbeit nicht erst im Moment der Datenauswertung. Bereits vorab stellt der unbeschriebene Fragebogen als Schriftgut das primäre Forschungsmaterial der Umfrageforscher dar.

3 Der Fragebogen als Forschungsmaterial in der Umfrageforschung

Denn nicht nur im spezifischen Fall der Umfrageprojekte an der Schweizer Hochschule liegt ein Fragebogen vor der Erhebung nicht einfach vor. So wenig wie der Fragebogen „von außen“ an die Forschenden herangetragen wird, so wenig entsteht der Fragebogen in dem Moment der Inskription durch die Befragten. Im Gegensatz zum vermeintlichen Alltags- und sozialwissenschaftlichen Verständnis handelt es sich hierbei vielmehr um Schriftgut, das bereits vor dem Prozess der Erhebung in einem spezifischen raum-zeitlichen Setting durch bestimmte habituelle Fähigkeiten – in der Sprache Karin Knorr Cetinas: in einer „Wissenskultur“ – mehrfach zugerichtet wurde, um später als Forschungsmaterial dienlich zu sein. Im speziellen Falle der Umfrageprojekte am Schweizer Umfrage-Institut nimmt die Gestaltung der jeweils neuen Fragebögen zwar immer wieder Bezug auf vormalige Untersuchungen – sowohl in der Wahl des Papiers, wie auch in typographischer Hinsicht. Doch ganz so einfach ist es nicht. Es wird eben nicht altes Papier neu versendet, es handelt sich nicht um alten Wein in neuen Schläuchen, sondern vielmehr werden Umfrage für Umfrage neue Fragebögen erarbeitet. Dadurch werden dem Instrument Konturen eines Forschungsmaterials und also eines späteren Wissensgegenstandes eingeschrieben. Der Fragebogen wird vorab epistemisch imprägniert.

Dass zuerst die Antworten der Befragten als primäres Forschungsmaterial in den Blick geraten, hängt vor allem damit zusammen, dass alle Arbeitsschritte vor der Erhebung – Studienplanung, Literaturrecherche und Fragebogen-Konstruktion und Pretests – von den involvierten Akteuren als „nicht-wissenschaftlich im eigentlichen Sinne“ (Interview-transcript 1, R.Z., 21.07.2014) verstanden werden. Sie gelten der Erhebungsvorbereitung und sind, folgt man den Ausführungen der Akteure, reserviert für die Optimierung der Versuchsanordnung. Die Einordnung wird dabei nicht nur von den Schweizer Umfrageforschern vorgenommen. Sie entspricht den kanonisierten Beschreibungen in den Hand- und Einführungsbüchern der quantitativen Sozialforschung, in denen bereits die Unterteilung und Bezeichnung der einzelnen Arbeitsschritte eine Unterscheidung zwischen Vorarbeit einerseits und Forschungsarbeit andererseits vornehmen. Ein Beispiel: Als Andreas Diekmann 1995 erstmalig das Werk *Empirische Sozialforschung – Grundlagen, Methoden, Anwendungen* herausgab, unterteilte es die Durchführung einer Umfrage in mehrere Abschnitte und Phasen, die sich auch in den neueren Auflagen nicht wesentlich verändert hat: Phase I „Formulierung und Präzisierung des Forschungsproblems“, Phase II „Planung und Vorbereitung der Erhebung“, Phase III „Datenerhebung“, Phase IV „Datenauswertungen“, Phase V „Berichterstattung“.

Die Gewichtung der Tätigkeiten findet ihren Niederschlag auch in der Beschreibungsdichte der einzelnen Phasen. Diese unterscheiden sich im Grad der

Ausführlichkeit erheblich. So fallen die Beschreibungen der Phasen vor der Erhebung – d. h. vor dem Versenden eines Fragebogens an die Bevölkerung resp. die Testpersonen – deutlich knapp aus und bleiben extrem theoretisch bzw. verschwinden unter der Fülle von Beispielen, die *en passant* als Umsetzung des Gesagten eingeführt werden. Was die Konstruktion des Fragebogens anbelangt, werden dem Leser und Umfrage-Interessierten zwar einige Regeln an die Hand gegeben, wie sich Studien-verzerrende Fehler in der Konstruktion von Items vermeiden lassen, eine genaue Anleitung oder die Beschreibung konkreter Fallbeispiele bleibt aber aus. Gleiches gilt für die Pretest-Phase. In der 2007er Ausgabe der *Empirische Sozialforschung: Grundlagen, Methoden, Anwendungen* finden sich im Register unter dem entsprechenden Stichwort „Pretest“ nur ganze vier Seitenverweise in diesem insgesamt 784 Seiten starken Buch. Drei davon nehmen Bezug auf verschiedene Stellen im Fließtext, einer auf ein Unterkapitel mit dem Titel „Forschungsvorbereitende Phase“, in dem sich eine detailliertere Beschreibung des zugehörigen Verfahrens findet:

„Der Pretest:

Ein Fragebogen sollte unbedingt einem oder mehreren Pretests unterzogen werden. Bei Umfragen mit z. B. 2000 Befragten ist eine Pretest-Stichprobe von 100 Personen nicht unüblich. Der Zweck von Pretests ist:

die Ermittlung der durchschnittlichen Befragungszeit,

die Prüfung der Verständlichkeit von Fragen,

eventuell die Prüfung von Itembatterien mit der Itemkonsistenzanalyse, Faktorenanalyse u. a. m.

eventuell die Prüfung von Fragekontexteffekten und alternativen Frageformulierungen mit Fragesplits.

[...] Im Pretest sollten die Befragten ermuntert werden, weniger verständliche Fragen zu kritisieren. [...] Die Pretest-Informationen werden in der Regel auch die Kürzung des Fragebogens nahelegen. Bei umfangreichen Modifikationen, und das ist der Regelfall, ist es erforderlich, einen zweiten, eventuell noch einen dritten Pretest zu arrangieren.“
(Diekmann 2007, S. 416)

Vergleicht man diese Passage mit sonstigen Erklärungen über die sozialwissenschaftliche Arbeits- und Vorgehensweise in einem Umfrageprojekt, mutet die halbe Seite gegenüber den insgesamt 784 Seiten also verhältnismäßig knapp an. Diese Knappheit aber kann in gewisser Weise als paradigmatisch für den Stellenwert des Pretests und der Arbeit am Material in der sozialwissenschaftlichen Methodenreflexion betrachtet werden: Dem Pretest wird im Vergleich zu anderen Arbeitsschritten der Umfrageforschung von Seiten der Wissenschaftler nur eine marginale Rolle zugesprochen. Es scheint der Gestus der sozialwissenschaftlichen Methodenreflexion, die Komponenten des „Bastelns“ und der

„Zurichtung“ auszuschließen. Das zeigt sich auch in der Annahme, beim „Pre-test“ ginge es darum, ein *Instrument* – zumal ein bereits bestehendes – zu testen und gegebenenfalls zu optimieren, und nicht Forschungsmaterial her- und bereitzustellen. All die Arbeitsschritte, die auf habituelle Fähigkeiten der Forschenden verweisen, werden nur insofern mitgedacht, als dass es die Aufgabe der Forschenden ist – metaphorisch gesprochen – einen rohen Diamanten zu schleifen bzw. das Gerät zu „tunen“. Die Darstellung der Momente der Modifikation reiht sich in den Topos ein, das Instrument auf Präzision einzustellen und nicht an dem vermeintlichen Gerät an sich zu arbeiten. Es wird mehr oder minder als immer schon gegeben betrachtet und muss im „Vorfeld“ der Untersuchung daher nur kalibriert werden, um möglichst genaue Daten über als objektiv vorhandene Sachverhalte unterstellte soziale Größen liefern zu können. In solch einem Szenario stellt der Fragebogen ein neutrales Hilfsmittel in der Erkenntnisproduktion dar, so dass die eigentliche wissenschaftliche Arbeit tatsächlich erst nach der Retour der Bögen beginnt – und zwar dann, wenn die Inskriptionen der Befragten als primäres Forschungsmaterial analysiert werden. Dass der Fragebogen jedoch bereits vor seinem Einsatz in epistemische Praktiken eingebunden ist, kommt dabei nicht zur Sprache.

Wie zu zeigen sein wird, ist der Status des Fragebogens als technisches Instrument zunächst nicht gegeben. Vielmehr gerät der Fragebogen als epistemisches Ding in den Forscher-Blick – nämlich genau dann, wenn es darum geht, diesen zu konstruieren bzw. vorzutesten. Eine paradigmatische Funktion kommt der Knappheit der Lehrbuchausführungen und, damit verbunden, dem Selbstverständnis der in der Umfrageforschung arbeitenden Wissenschaftler also zumal dann zu, wenn wir sie nun mit einer anderen Version, mit einer anderen Beschreibung des Pretests kontrastieren. Und um deutlich zu machen, wie diese andere Version der Rollenbeschreibung sozialwissenschaftlicher Pretests und eben die Praxis der Materialkonstitution aussieht, sollen einige, denkbar schlichte Schriftstücke ins Zentrum unsere Aufmerksamkeit rücken, die sich zwischen den Klemmbügeln eines roten Leitz-Ordners erhalten haben. Dort haben sich einig Arbeitsschritte am Material erhalten – sie haben sich quasi „materialisiert“ –, die Aufschluss über die Bemühungen und Anstrengungen geben, Forschungsmaterial bzw. den Fragebogen bereitzustellen.

4 Arbeit auf der Schreibfläche, Arbeit am Material

Im Oktober 2009 beginnt die Umfrageforscherin Regula Z. ihre Arbeit am Pre-test P0 für die Nachbefragung einer zwei Jahre zuvor erhobenen Umfrage.⁶ Es

6 Die geschilderten Arbeitsschritte beruhen neben der Aufarbeitung des „roten Ord-

ist ihr Anliegen, eine erste Fragebogenversion, einen „Fragebogen-Prototyp“ an circa 20 Personen aus dem näheren Familien- und Bekanntenkreis zu verteilen. Ebendiese bittet sie darum, den Fragebogen möglichst detailliert auszufüllen und dabei auf Unstimmigkeiten in der Formulierung etwaiger Frage-Antwort-Möglichkeiten zu achten, das Arrangement der Fragen sowie das allgemeine Layout kritisch zu überblicken und allgemeine Verständnisprobleme festzuhalten. Als letzte Bitte fügt sie noch an, die Bearbeitungszeit des Fragebogens zu notieren. Die Befragten versehen die Vorder- und Rückseite ihres Fragebogens dementsprechend mit der Uhrzeit vor Beginn und nach Abschluss der Befragung. Ermittelt werden soll, wie viele Minuten Befragte durchschnittlich brauchen, um den Bogen auszufüllen. Während Freunde und Bekannte ihre Fragebögen in den folgenden vierzehn Tagen per Post erhalten, werden die Fragebögen an die Familienmitglieder persönlich ausgehändigt. Im Laufe der darauffolgenden elf Monate wird sich dieser Ablauf im Rahmen mehrerer Pretest-Phasen wiederholen, wobei der Bekanntenkreis immer weiter ausgebaut wird: Freunde von Freunden, Arbeitskollegen und Eltern, die der Forscherin mehrheitlich unbekannt sind und bleiben, werden ihrem Anliegen nachkommen und für sie Fragebogenversionen im Pretest ausfüllen, einschätzen, kommentieren und retournieren. Ihr Vorgehen scheint sich also zunächst ganz mit dem Kanon der Beschreibungen zur Funktion von Pretests zu decken.

Bei näherem Hinsehen jedoch unterscheidet sich die konkrete Arbeitspraxis deutlich von den Darstellungen aus dem Lehrbuch. Denn anders als in der Beschreibung angedeutet, wird in den nächsten Monaten weder ein bestehendes „Erhebungsinstrument“ optimiert, noch wird „getestet“. Vielmehr wird in den nächsten Monaten zunächst arrangiert und bewerkstelligt, erste Teile der – im Rheinberger’schen Sinn – Versuchsanordnung im Test ent- und verworfen – und zwar auf Grundlage verschiedenster Bögen Papier. Erst im späteren Verlauf und auf Grundlage des angelegten Ordnungs- und Verwaltungssystems im roten Ordner werden sich erste Konturen eines Fragebogens als „Erhebungsinstruments“ und also Forschungsmaterials abzeichnen, welches retrospektiv – durch die Anlage eines Verwaltungssystems und die fortwährende Stabilität des Papierbogen-Formats – immer schon dagewesen zu sein schien.

„Um den Überblick zu behalten“, so die Mitarbeiterin, legt sie im Verlauf der elf Monate eine Mappe an und beginnt die verteilten und retournierten Fragebogen-Prototypen zu sammeln, zu ordnen und zu bearbeiten. Hält man den Ordner heute in den Händen, erlaubt schon die rein materielle Unterteilung des Arbeitsmaterials mit Hilfe von Register, Trennblättern und Trennstreifen dem Außenstehenden die Unterscheidung verschiedener Arbeitsschrit-

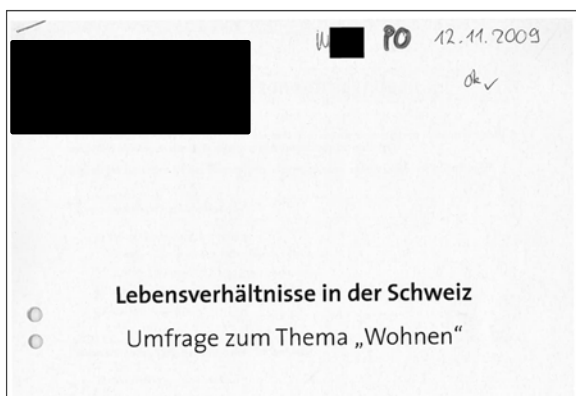
ners“ ferner auf Transkripten, die im Anschluss an die Interviews mit der wissenschaftlichen Mitarbeiterin Regula Z. im Juli 2014 entstanden sind.

te und Arbeitsabfolgen. Blaue DIN A4-große Trennblätter unterteilen die Materialfülle des Ordners zunächst in zwei Sektionen, mit handschriftlichem Vermerk gekennzeichnet als erstens „qualitative Pretests“ und zweitens „quantitative Pretests“.

Im Bürobedarf erhältliche unbeschriebene Trennstreifen sowie aussortiertes Schmierpapier – auf das Format der handelsüblichen Trennstreifen zugeschnitten – dienen in den jeweiligen Sektionen für weitere Zuordnungen und Sortierungen des Materials. Jedem bearbeiteten Fragebogen ist ein Notizblatt und/oder Schmierpapier zugeordnet, welches sich durch Zuordnungsziffer und -kürzeln an der rechten oberen Seitenhälfte zeigt.

Nach Auskunft der Mitarbeiterin haben wir es hier teils schlichtweg mit der Nummer des ausgehändigten Fragebogens, manchmal aber auch mit dem festgelegten Code einer im Fragebogen befindlichen Item-Batterie und immer wieder mit den Initialen oder Namen der Befragten zu tun. Die rechte Ecke aller Dokumente füllt eine mit rotem Filzstift geschriebene Kombination aus Buchstabe und Zahl (P0, P1, P2 usw.) aus (vgl. Abb. 1). Dabei handelt es sich um den jeweiligen Vermerk, zu welcher Pretest-Phase Fragebogen und Notizblatt gehören.

Abb. 1: Ausschnitt einer Titel-Seite des Fragebogen-Exemplars FB P0



Warum macht sie das? Warum werden im Falle retournierter Fragebögen entsprechende Bemerkungen festgehalten? Beim Blättern bzw. genauerem Hinsehen wird augenfällig: Es handelt sich nicht allein um individuelle archivarische Vorlieben, sondern um die Anfertigung eines Ordnungssystems. Der Einsatz und die Positionierung von Trennstreifen, klebenden Heftpflastern, von Kürzeln und farbigen Vermerken folgt einer spezifischen Logik.

Diese Feststellung einer sehr individuellen Arbeitstaktik mag banal anmuten, würde der operative Wert dieses Prozedere nicht viel über die Wirklichkeit

dieser spezifischen Wissensarbeit verraten: Das Ordnungssystem muss gewährleisten, dass die Dokumente für die Forscherin auffindbar, zugreifbar und vor allem identifizierbar bleiben. Und das im wahrsten Sinne des Wortes. Denn schon der erste bearbeitete und wiedergebrachte Fragebogen veranlasste die Forscherin, an einer neuen Fragebogenversion zu arbeiten. Dieser Arbeitsschritt stellte sich nachträglich jedoch als problematisch heraus, denn die ersten ausgehändigten Fragebögen – in Form und Inhalt identisch – wurden von Freunden und Bekannten nicht zeitgleich ausgefüllt, geschweige denn retourniert. Aus diesem Grund kommt es in den nächsten Wochen zu der paradoxen Situation, dass die eintreffenden Fragebögen und die bereits bearbeitete Fragebogenversion der Forscherin auf ihrem PC nun nur noch in Anteilen identisch sind. Der direkte Vergleich ist folglich schwieriger.

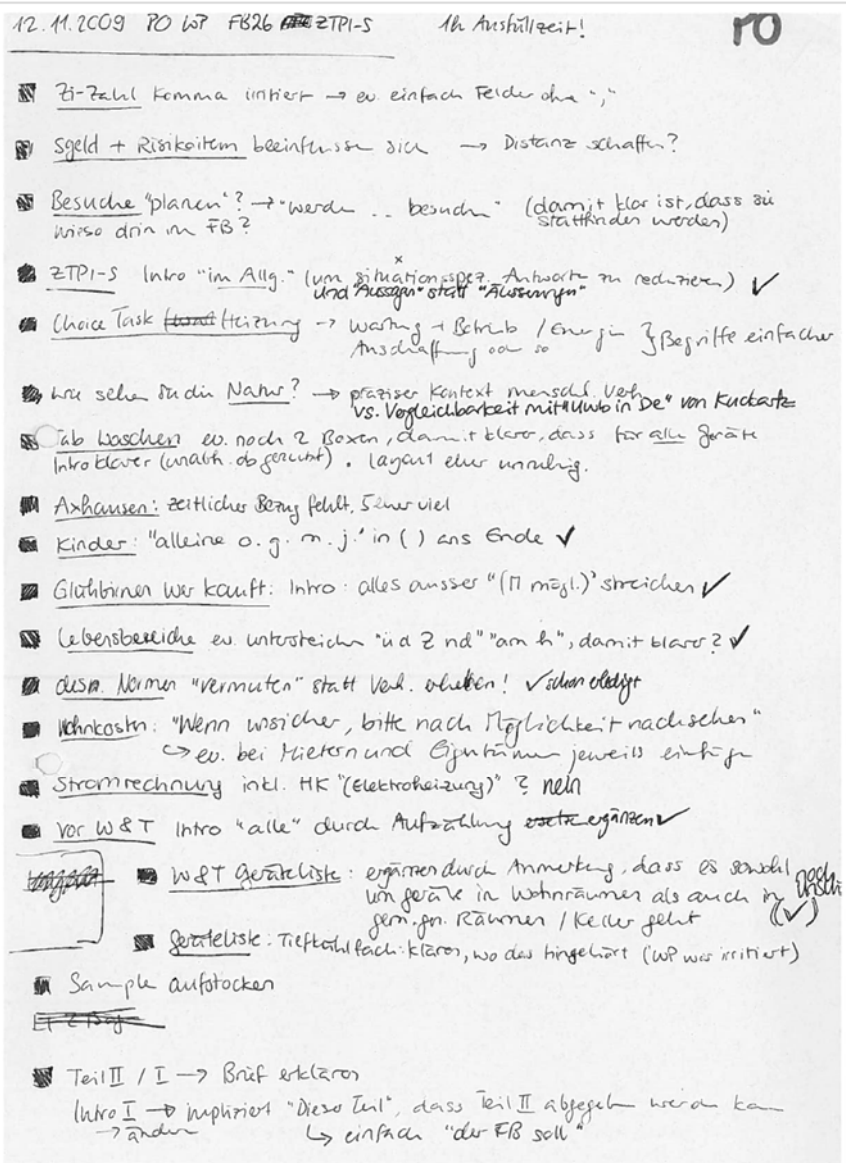
Interessant an dieser Stelle ist, dass sich die Bezeichnung des „Prototyps“ bzw. das Verständnis darüber, was wir mit „Prototyp“ meinen, verschoben hat. Zum Zeitpunkt der ersten Retour bezog sich „Prototyp“ auf die papierneren 20 Bögen, die Familie, Freunde und Bekannte in den Händen hielten. Doch nun – nach den ersten Korrekturversuchen – liegt der eigentliche Prototyp in einem anderen Trägermedium und Format vor: als elektronische Datei eines Textverarbeitungsprogrammes. Die Materialität und – wie ich meine – die Existenz eines Instrumenten-Prototyps haben sich somit im ersten Zugriff der Bearbeitung verflüchtigt. Denn was die Forscherin in den Händen hält bzw. von den Befragten ausgehündigt bekommt, sind nunmehr Entwürfe eines zukünftigen Fragebogens, der nun zunächst im Zuge der weiteren Bearbeitung den stabilen Status eines technischen Instrumenten-Prototyps zurückerlangen muss.

Dieses Phänomen zwingt die wissenschaftliche Assistentin zu einer neuen Handlung im Umgang mit der retournierten und nunmehr veralteten Fragebögen, um die Momente der Flüchtigkeit in Momente der Stabilität zu transformieren. Die Assistentin beginnt daher, jeden wiederkehrenden, bearbeiteten und mit Kommentaren versehenen Fragebogen nach relevanten Aspekten zu exzerpieren. Die ausgefüllten Fragebogen-Exemplare sind nun vor allem mehrseitige Dokumente über Fehlerquellen, Störfaktoren und allfällige Verbesserungsvorschläge. Welche Probleme traten auf? Welche Fragen und welche Antwortmöglichkeiten benötigen eine Überarbeitung? Gab es Probleme in der Filterführung? Sonstige Anmerkungen?

Mehrfach hat sie es hierbei mit längeren Texten zu tun, die die Befragten verfasst haben. Um all dieser Texte Herrin zu werden, bedient sie sich zunächst eines Markers. Stichworte, Phrasen oder Item-Nummern werden orange markiert. Im nächsten Schritt exzerpiert die Mitarbeiterin auf der Rückseite von Altpapier und anderen Zettelresten ihre Markierungen und ordnet die Exzerpte sogleich nach einer bestimmten Logik an: Wie eine Checkliste bietet sich die Übertragung der aufgetretenen Mängel am Instrument auf das Papier dar. Kleine Kästchen vor jedem Exzerpt erlauben, dass das Exzerpte-Dokument als Pen-

denzenliste gelesen werden kann (vgl. Abb. 2). Durch das Exzerpieren wird somit zugleich zweierlei bewerkstelligt: Die Forscherin verschafft sich einen Überblick auf einer überschaubaren und einfach zu handhabenden Fläche und bereitet sich ferner durch die Kennzeichnung der Exzerpte als unerledigte respektive noch zu erledigende Sachverhalte auf künftige Arbeitsschritte vor.

Abb. 2. Ausschnitt einer angelegten Liste durch die Umfrageforscherin



Auswahl und Ordnung entsprechen darüber hinaus einem Selektionsprozess, der auf produktive Reduktion ausgelegt ist. Im Vergleich mit der vorliegenden, bereits bearbeiteten Fragebogenversion auf ihrem Computer kann sie nun die Liste kontrollieren: Was hat sich bereits durch vorherige Bearbeitungsschritte erledigt? Was muss noch getan werden? Die Durchsicht der Notizblätter zeigt, dass die Kästchen nun mal ausgefüllt, mal angekreuzt, mal abgehakt wurden, und jeweils hinter den Zusammenfassungen gelegentlich ein weiteres Häkchen gesetzt wurde. Der Abgleich erfolgte in zwei Schritten: Zunächst erlauben die Kästchen zu bestimmen, welche Vermerke durch die vorherige Weiterbearbeitung seitens der Forscherin hinfällig geworden sind; das Markieren der Kästchen ordnet, welche Kommentare noch relevant sind und welche aus dem Aufmerksamkeitsbereich der Mitarbeiterin verschwinden können. Die verbliebenen leeren Kästchen nebst Anmerkungen führen die Mitarbeiterin ferner dazu, ihre Fragebogenversion weiter zu bearbeiten. Um auch später noch unterscheiden zu können, welche Punkte tatsächlich eingearbeitet wurden, wird – nach dem Schritt der Überarbeitung – ein Häkchen hinter dem Extrakt gesetzt. Die separate Auflistung der erfahrenen Widrigkeiten in Form von Checkboxes hilft also, den retournierten Fragebogen mit der aktuellen Fragebogenversion abzugleichen, schon Verändertes oder nicht mehr Existierendes abzuhaken und die bestehenden, noch unausgefüllten Checkboxes als nächste „Tüftel“-Anleitung für die jeweils aktuelle Fragebogenversion zu nehmen.

Worauf es mir hier ankommt ist, dass Kommentare bereits „veralteter“ Fragebogenversionen Modifikationen an einer noch ungetesteten Fragebogenversion veranlassen. Denn entgegen der Annahme, die beständige Arbeit am Fragebogen führe zur Veranlassung und folglich zur Verwaltung separater Pretest-Sektionen, handelt es sich beim Pretest P0 gleich um eine ganze Serie variierender Versionen. Nach einem Zeitraum von mehreren Wochen wird immer und immer wieder die elektronische Datei als vermeintlicher „Prototyp“ in eine gedruckte Version überführt und ausgehändigt. Dieser wird von den Befragten bearbeitet; Kommentare, Probleme und Widrigkeiten dann – es ist das gleiche Spiel – exzerpiert, notiert und in den formalen Aufbau der Liste übertragen. Titel, Fragen, Formulierungen und Filterführungen werden somit zwar immer wieder beständig ausgetauscht, getestet, verworfen oder bestätigt und wieder getestet. Wann aber die elektronische Datei in ein händisch bearbeitbares Format überführt und einem erneuten „Test“ außerhalb der wissenschaftlichen Arbeitsräume unterzogen wird, bleibt ohne erkennbare Regel. Was allerdings ausgetauscht, getestet, verworfen, bestätigt und wieder getestet wird, hängt stets damit zusammen, welche Anmerkungen seitens der Forscherin Beachtung finden und welche eben nicht. Damit zeigt sich, wie in subtilen und basalen Momenten einer „profanen“ Schreibtischarbeit nicht nur flüchtiges Material stabilisiert und konstituiert wird, sondern diese mit Prozessen der Materialkonstruktion parallel laufen.

Der Annahme, dass durch den Fragebogen Daten oder Wissensobjekte schlicht erhoben oder gesammelt werden, stehen insbesondere diejenigen abgefragten Themen entgegen, die sich gegen eine Quantifizierung sperren. Gerade sie machen darauf aufmerksam, dass es sich bei sozialwissenschaftlichen Praktiken nicht um die elaborierte Feststellung von Sachverhalten, sondern um komplexe epistemische Verfahren mit konstruktiven und explorativen Anteilen handelt. Das zeigt sich besonders gut an einem weiteren Beispiel: Der Fragebogen [FB 27test] beinhaltet zunächst einige deskriptive Fragen zur Person, also Geschlecht, Alter, Einkommen, gefolgt von der Frage, ob der Fragebogen an die ausfüllende Person persönlich adressiert war. Neben weiteren Fragen, die thematisch um die Beschaffenheit der Wohnsituation kreisen, finden sich auch Frageblöcke zum Energiesparverhalten, zur Zeitpräferenz und Risikoeinstellung sowie zum Umweltbewusstsein im Allgemeinen. Diese Fragenkataloge bzw. diese so genannten Fragebatterien haben allesamt eine Zieldimension: Energiesparverhalten, Zeitpräferenzen oder Umweltbewusstsein zu messen respektive messbar zu machen.

Der Einbezug solcher Fragebatterien aus vorangegangenen Erhebungen soll dabei zudem die Vergleichbarkeit von Umfrageergebnissen gewährleisten. Aus diesem Grund befindet sich im Fragebogen [FB 27test] des Pretests P0 nun auch eine Fragebatterie Umweltbewusstsein aus einer vorangegangenen Untersuchung. Was aber passiert, wenn eben jene Fragebatterien im Pretest selbst in Frage gestellt oder bisweilen nicht beantwortet werden, wenn der Befragte beispielsweise die Relevanz eines Themas kritisiert, folglich weder antworten will noch kann und seinen Fragebogen mit folgender Bemerkung versieht?

„Ich finde den Fragebogen insgesamt sehr gut. Da ich aber bei mir selbst sehe, wie kurz meine Aufmerksamkeitsspanne ist bzw. die zu große Bequemlichkeit meiner Generation (77-er), konkrete Nachforschungen bez. Rechnungen, sollten die Fragen noch mehr in ‚kleinen bekömmlichen Häppchen‘ formuliert sein. Traurig, traurig, ich weiß! Ich persönlich (und viele meiner Bekannten) sind ‚teilnahmslos‘. ‚Weiß-nicht‘-Antworten sind typisch. Ich mache mir Sorgen um die Zukunft, bin aber gleichzeitig zu faul und teilnahmslos, konkret etwas zu tun. Sehe mich persönlich aber auch nicht als größte Belastung der Natur an (fahre kein Auto, produziere wenig Abfall, benutze ÖV, schalte das Licht oft aus, wenn ich den Raum verlasse. Einzig bei der Heizung bin ich verschwenderisch. Ich hasse Kälte! Aber ich lüfte kaum...) Lebe insgesamt umweltbewusst.“ (Pretest Fragebogen [FB 27test] | Kollege von WP | M. Müller)

Obwohl der Befragte Umweltbewusstsein ausdrücklich thematisiert – wenn auch außerhalb der vorgegebenen Frage-Antwort-Möglichkeiten –, wird die handschriftliche Markierung, die nach Eingang des Fragebogens von der Mitarbeiterin vorgenommen wird, nur ein Wort im Text betreffen: „Aufmerksamkeitsspanne“. Insgesamt ergibt sich mit Blick auf die Prozesse der Fragebogen-

modellierung so zunächst eine gewissermaßen paradoxe Situation: Grundsätzlich versprach sich die Forschende, ein Abbild vom allgemeinen „Umweltbewusstsein“ durch den Einsatz eines Fragebogens erhalten zu können. Dafür setzte sie gefertigte Schablonen, hier: Item-Batterien vorheriger Untersuchungen, ein. Erhielt sie nun aber „Spuren“ eines Umweltbewusstseins, die nicht oder nicht mehr in die Schablonen passten, wurden ebendiese Spuren zugunsten des Abbildes ausgeblendet und lediglich der Aufmerksamkeitsspanne des Befragten Beachtung geschenkt. Es ist die Rückbindung des Gesamtprojekts, die hier eine andere Strategie der Bearbeitung fordert: Sowohl das vergleichende Interesse als auch die eingesetzte Fragebatterie legen der Forscherin an dieser Stelle zunächst gewisse Restriktionen auf und nehmen Einfluss auf die Bearbeitung des Feedbacks. Veränderungen in der Satzstruktur könnten die inhaltliche Vergleichbarkeit der Fragen in Zweifel ziehen. Vergleicht man andere pre-getestete Fragebögen und die darin enthaltenen Fragebatterien, zeigt sich, dass durchaus Spielraum in der inhaltlichen Modifikation solcher Frageblöcke zu bestehen scheint. Formulierungen wurden geändert, Fragen gekürzt und bisweilen sogar ganz entfernt.

Dass an dieser Stelle jedoch „nur“ die Aufmerksamkeitspanne des Befragten von der Umfrageforscherin aufgegriffen wird, hängt in diesem Fall nicht vom Status der Aussagen-Antworten-Komplexe ab. Vielmehr kommt hier die Logik der Pretest-Aufteilung zum Tragen. Wie ich im Interview erfahre, erhielt sie das Feedback zu einem Zeitpunkt, in dem es noch nicht darum ging, den Inhalt der Themenkomplexe zu diskutieren. Im ersten Pretest interessierte die Umfrageforscherin nicht, was ihre Testpersonen „wirklich“ sagen. Inhaltliche Fragen waren in dieser Forschungsphase schlicht nicht vorgesehen, da im qualitativen Pretest hauptsächlich die „Metakommunikation“ des Fragebogens interessierte. Eine inhaltliche Modifikation wäre, wenn überhaupt, nur in der quantitativen Pretest-Phase möglich. Erst hier werden die Items auch einer inhaltlichen Analyse unterzogen und zwar insofern, als dass die Frage- und Antwortmöglichkeiten möglichst vielfältige Antworten generieren. Erst wenn sich im quantitativen Pretest zeigt, dass 200 Personen ein und dieselbe Antwortmöglichkeit auswählen, kann (oder besser: muss) die Frage auch inhaltlich modifiziert werden.

Was heißt das nun für die Konstitution des Forschungsmaterials? Zunächst – und bezugnehmend auf die halbseitige Beschreibung aus dem Lehrbuch – kann man die Lehrbuch-Ausführungen als Beleg einer Forschungspraxis lesen, die die Reflexion der eigenen Forschungsarbeit immer schon von deren Resultat her denkt bzw. nur im Primat der Methoden thematisiert. Folgt man nämlich den Lehrbucharleitungen, dann kommen den Forschern in der Vorbereitungsphase im Allgemeinen und in der Pretest-Phase im Speziellen die Aufgaben zu, Versuchsanordnungen einzurichten und Erhebungsinstrumente zu kalibrieren sowie auf Präzision auszurichten. Das Material legt jedoch nahe, dass die Auswahl, welche Kommentare, Widrigkeiten und Probleme Beachtung finden, nicht

zwingend auf der Grundlage von Optimierungsbestrebungen und Testreihen fußt: Vielmehr haben wir es hier mit einer Situation zu tun, in der die Umfrageforscherin versucht, eine Materialgemengelage zu stabilisieren. François Jacob brachte dieses Phänomen auf den Punkt, als er die Wissenschaftswirklichkeit als Nachtwissenschaft von der Tageswissenschaft unterschied:

„Schaut man sich [...] näher an, was die Wissenschaftler tun, hält man sich also an ihre Taten und hört nicht auf ihre Worte, so stellt man erstaunt fest, daß [sic!] die Forschung in Wirklichkeit zwei Gesichter hat, die jemand einmal als Tagwissenschaft und Nachtwissenschaft bezeichnet hat. Wie ein Räderwerk greifen die Beweisführungen der Tagwissenschaft ineinander, und ihre Resultate haben die Kraft der Gewißheit [sic!]. [...] Die Nachtwissenschaft dagegen ist blindes Irren. Sie zögert, stolpert, weicht zurück, gerät ins Schwitzen, schreckt auf. An allem zweifelnd, sucht sie sich, hinterfragt sich, setzt immer wieder neu an. Sie eine Werkstatt des Möglichen, in der das künftige Material der Wissenschaft ausgearbeitet wird.“ (Jacob 1998, S. 164)

Konturen des Fragebogens als Instrumenten-Prototyp entstehen erst durch Entwurfsverfahren und Gestaltungsprozesse sowie fortlaufende Prozesse der Be- und Überarbeitung, wobei diese keinem vorgegebenen, klaren Schema folgen, sondern die Umfrageforscher sich vielmehr vorsichtig, explorierend dem finalen Entwurf nähern. Was dabei besonders offensichtlich wird: Das epistemische Ding, das Forschungsmaterial, an das die Umfrageforscher Forschungsfragen richten, ist der Fragebogen-Prototyp. Dass dennoch der Eindruck entsteht, es würde schon von vornherein ein Fragebogen existieren, geschweige denn ein Instrument getestet, hängt meines Erachtens vor allem damit zusammen, dass die materielle Grundlage des Fragebogens bestehen bleibt: nämlich circa 30 weiße Seiten, eingebunden von blauem Starkpapier.

5 Fazit

Was ist der Mehrwert solch einer Untersuchung des „Klein-Klein“ sozialwissenschaftlicher Arbeit? Es mag befremdlich erscheinen, sich mit Schmier- und Notizblättern aufzuhalten. Doch mindestens drei gute Gründe sprechen meines Erachtens dafür, dieser „Zettelwirtschaft“ ein besonderes Augenmerk zu schenken:

1. Das Interesse an jenen Arbeitsschritten, die also eng mit der Konstruktion und Zurichtung von Wissensobjekten verbunden sind, impliziert zugleich eine andere Perspektive als das Selbstverständnis der Umfrageforschung: Der Arbeit am Schriftgut im Allgemeinen und dem Schreiben im Besonderen kommt insofern eine besondere epistemische Funktion zu, als dass sich

Arbeitsschritte der Forschenden in das Material mit einschreiben. Anders als bspw. in der naturwissenschaftlichen Forschungspraxis, in denen die Beschaffung und Auswertung von Forschungsmaterial zwar gleichermaßen mit Bemühungen seitens der Forschenden verbunden ist, lässt sich innerhalb der sozialwissenschaftlichen Umfragepraxis gut zeigen, dass Forschende bereits in forschungsvorbereitenden Arbeitsschritten das spätere Forschungsmaterial konstituieren und nachhaltig prägen. Im spezifischen Fall meiner Untersuchung einer Umfrageerhebung finden sich diese Momente während der Schreib(-tisch-)arbeit mit und am Papier – und zwar innerhalb der qualitativen Pretest-Phase.

2. Daran anknüpfend zeigt sich, das Fragen nach der Wissensproduktion unmittelbar mit Fragen nach dem Herstellungsort, den dort herrschenden Bedingungen sowie mit den habituellen Fähigkeiten der Forschenden verschaltet sind. Daraus ergibt sich ein Bild, das der Idee eines „Wissens an sich“, das in der Sprache der quantitativen Soziologie in der Formulierung „Datenerhebung“ und „Datenanalyse“ unweigerlich mitschwingt, zuwiderläuft. Es ergeben sich schon vorab spezifische Möglichkeiten, spätere Erkenntnisgegenstände anzuordnen und durch die händische Arbeit der Materialaufbereitung spätere Erkenntnisgegenstände nachhaltig zu prägen.
3. Im spezifischen Fall der quantitativen Sozialwissenschaften müssen daher die explorativen Momente des Bastelns, die den methodisch fassbaren Arbeitsschritten vorangehen, als konstitutiv für den Erkenntnisgewinn rehabilitiert werden. Auch wenn es sich dabei um relativ banal anmutende Vorgänge wie das Schreiben handelt. Doch wenn man einmal einen Blick hinter die Kulissen der sozial- und geisteswissenschaftlichen Büros und Arbeitsräume geworfen hat, dann stellt man fest, dass die Kopf- und Denkarbeit schon vor der Analyse beginnt: durch die Arbeit am und mit dem Papier.

Literatur

- Auer, Peter/Bassler, Harald (Hrsg.) (2007): *Reden und Schreiben in der Wissenschaft*. Frankfurt am Main und New York: Campus Verlag
- Berg, Marc (1996): *Practices of Reading and Writing: The Constitutive Role of the Patient Record in Medical Work*. In: *Sociology of Health and Illness* 18, H. 4, S. 499–524
- Bollig, Sabine (2008): „Praktiken der Instrumentierung“. *Methodologische und methodische Überlegungen zur ethnografischen Analyse materialer Dokumentationspraktiken in kinderärztlichen Vorsorgeuntersuchungen*. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 28, H. 3, S. 301–315
- Bruni, Attila (2005): *Shadowing Software and Clinical Records: On the Ethnography of Non-Humans and Heterogeneous Contexts*. In: *Organization* 12, H. 3, S. 357–378
- Camic, Charles/Gross, Neil/Lamont, Michèle (Hrsg.) (2011): *Social Knowledge in the Making*. Chicago: University of Chicago Press
- Clarke, Adele E. (1995): *Research Materials and Reproductive Science in the United States, 1910–1940*. In: Leigh Star, Susan (Hrsg.). *Ecologies of Knowledge. Work and Politics in Science and Technology*. New York: Sony Press, S. 183–225

- Daston, Lorraine (2000): *The Coming into Being of Scientific Objects*. In: Daston, Lorraine (Hrsg.): *Biographies of Scientific Objects*. Chicago und London: University of Chicago Press, S. 1–14
- Diekmann, Andreas (1995): *Empirische Sozialforschung: Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. Reinbek: Rowohlt
- Diekmann, Andreas (2007): *Empirische Sozialforschung: Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. Reinbek: Rowohlt
- Garforth, Lisa (2012): *In/Visibilities of Research: Seeing and Knowing in STS*. In: *Science, Technology & Human Values* 37, H. 2, S. 264–285
- Krey, Björn/Engert, Kornelia (2013): *Das lesende Schreiben und das schreibende Lesen. Zur epistemischen Arbeit an und mit wissenschaftlichen Texten*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 42, H. 5, S. 366–384
- Hagner, Michael (1997): *Zwei Anmerkungen zur Repräsentation in der Wissenschaftsgeschichte*. In: Rheinberger, Hans-Jörg/Hagner, Michael/Wahring-Schmidt, Bettina (Hrsg.): *Räume des Wissens. Repräsentation, Codierung, Spur*. Berlin: Akademie Verlag, S. 339–355
- Hoffmann, Christoph (2008a): *Festhalten, Bereitstellen. Verfahren der Aufzeichnung*. In: Hoffmann, Christoph (Hrsg.): *Daten sichern. Schreiben und Zeichnen als Verfahren der Aufzeichnung*. Zürich: Diaphanes, S. 7–20
- Hoffmann, Christoph (2008b): *Schreiben als Verfahren der Forschung*. In: Camper, Michael (Hrsg.): *Experiment und Literatur. Theorien, Methoden, Themen*. Göttingen: Wallstein Verlag, S. 81–207
- Hoffmann, Christoph (2010): *Umgebungen. Über Ort und Materialität von Ernst Machs Notizbüchern*. In: Stinglin, Martin/Thiele, Matthias (Hrsg.): *Portable Media. Schreibszenen in Bewegung zwischen Peripatetik und Mobiltelefon*. München: Wilhelm Fink, S. 89–107
- Jacob, Francois (1998): *Die Maus, die Fliege und der Mensch. Über die moderne Genforschung*. Berlin: Berlin Verlag
- Knorr Cetina, Karin (1999): *Epistemic Cultures: How the Sciences Make Knowledge*. Cambridge: Harvard University Press
- Latour, Bruno (1987): *Science in Action: How to Follow Scientists and Engineers through Society*. Cambridge: Harvard University Press
- Latour, Bruno (1990): *Drawing Things Together*. In: Lynch, Michael/Wolgar, Steve (Hrsg.): *Representation in Scientific Practice*. Cambridge und London: The MIT Press, S. 19–68
- Latour, Bruno/Woolgar, Steve (1986): *Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts*. Princeton: Princeton University Press
- Leigh Star, Susan/Griesemer, James (2010): *Institutional Ecology, Translations and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley's Museum of Vertebrate Zoology, 1907-39*. In: *Social Studies of Science* 19, H. 3, S. 387–420
- Malafouris, Lambros (2008): *Material Agency*. In: Knapper, Lambros (Hrsg.): *Material Agency – Towards a Non-Anthropocentric Approach*. Boston: Springer, S. 19–37
- Passoth, Jan-Hendrik (2012): *Dinge der Wissenschaft*. In: Massen, Sabine/Kaiser, Mario/Reinhart, Martin/Sutter, Barbara (Hrsg.): *Handbuch Wissenschaftssoziologie*. Wiesbaden: Springer VS, S. 203–212
- Pickering, Andrew (1992): *Science as Practice and Culture*. Chicago und London: University of Chicago Press
- Polanyi, Michael (1966/1985): *The Tacit Dimension*. Chicago: University of Chicago Press
- Rheinberger, Hans-Jörg (1992): *Experimente, Differenz, Schrift: Zur Geschichte epistemischer Dinge*. Marburg: Basiliken-Press
- Rheinberger, Hans-Jörg (2010): *„Papierpraktiken im Labor“*. Hans-Jörg Rheinberger im Gespräch mit Karin Krauthausen und Omar W. Nasim. In: Krauthausen, Karin/Nasim, Omar W. (Hrsg.): *Notieren, Skizzieren: Schreiben und Zeichnen als Verfahren des Entwurfs*, Zürich: Diaphanes, S. 139–158
- Shapin, Steven (1992): *Why the Public Ought to Understand Science-in-the-Making*. In: *Public Understanding of Science* 1, S. 27–30
- Shapin, Steven/Schaffer, Simon (1985): *Leviathan and the Air-Pump: Hobbes, Boyle, and the Experimental Life*. Princeton: Princeton University Press

- Tollebeek, Jo (1998): *De ziel in de fabriek: Over de arbeid van de historicus*. Amsterdam: Bakker
- Trüper, Henning (2007): *Das Klein-Klein der Arbeit: Die Notizführung des Historikers François Louis Ganshof*. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 18, H. 2, S. 82–104
- Turner, Stephen (1994): *The Social Theory of Practices: Tradition, Tacit Knowledge, and Presuppositions*. Chicago: University of Chicago Press
- Wansleben, Leon (2007): *Laborexplorationen: eine inkongruente Perspektive auf den Alltag sozialwissenschaftlicher Praxis*. In: *Sozialwissenschaften und Berufspraxis* 30, H. 2, S. 279–290

Soziologie im Aufschreibesystem 1900

Eine andere Geschichte der Verstehenden Soziologie

Moritz Mutter

1 Einleitung

Die moderne Gesellschaft ist eine Gesellschaft der Symbole und der Symbolismen.¹ Das gilt nicht nur auf medien-, technik- und wissenschaftshistorischer Ebene (vgl. Hörl 2005), sondern allgemein gesellschaftstheoretisch; zumindest, wenn man, wie die Systemtheorie, davon ausgeht, dass die funktionale Differenzierung der modernen Gesellschaft ohne *symbolisch* generalisierte Kommunikationsmedien wie Geld, Macht, Wahrheit, etc. nicht existieren könnte. Geld, seit Parsons das Paradigma jener Medien, besticht und bestürzt, so der Medientheoretiker Jochen Hörisch, vor allem durch seine „skandalöse semantische Armut“ (Hörisch 1996, S. 66). Es funktioniert, aber es sagt nichts aus dabei. Moderne Gesellschaft ist auch der „Konkurs von mächtiger, souveräner Sprache vor dem numerischen Code, der im Geld seine früheste und bislang mächtigste Inkarnation gefunden hat.“ (Hörisch 1996, S. 12)

Aber funktionierende Symbolismen sind trotzdem nicht alles. Funktionssysteme sind, Niklas Luhmann hat deutlich darauf hingewiesen, keine Trivialmaschinen. Sie arbeiten sich an der eigenen Unbestimmtheit ab. Wie aber ist Unbestimmtheit überhaupt repräsentierbar? Eine beliebter werdende Antwort lautet: durchs Bildliche. Bilder, besonders in ihrer begrifflichen Fassung als „Imaginäres“, tragen, anders als operative Symbolismen, keine Forderung nach totaler Bestimmtheit in sich; zumindest scheint es auf den ersten Blick so. Petra Gehring spricht von der (zu) „einfachen Annahme einer organischen Unendlichkeit des Bildhaften“ (Gehring 2009, S. 86). Die Zweischneidigkeit dieser „einfachen Annahme“ zeigt sich z. B. an der aus mathematischer Sicht erstaunlichen Tatsache, dass die Chaostheorie ihren Eingang in die Populärkultur gerade über Bilder, nicht über die dahinterstehenden Gleichungen, fand. Das fraktale Wuchern der Mandelbrotmenge scheint im Populärdiskurs das Bild-

1 Die Forschung, die zu dieser Veröffentlichung geführt hat, wurde vom Europäischen Forschungsrat (*European Research Council*, ERC) durch das siebte EU-Forschungsrahmenprogramm (FP7/2007-2013) finanziert / ERC grant agreement n° 312454. Ich danke Tanja Prokić (Dresden) für ihre äußerst hilfreichen Anmerkungen.

hafte zu benötigen und wird oft genug darauf reduziert. So gesehen steckt hinter der Konjunktur der Metaphorologie und der Bildwissenschaft (und vielleicht auch der Erzähltheorie, z. B. Koschorke 2012) mehr als ein rein wissenschaftlicher Trend. Bilder scheinen eine Informationsoffenheit zu bieten, die die strenge Codierung von z. B. Geld unterlaufen soll.

In diesem Aufsatz soll diesem Trend bis zu einem gewissen Ausmaß gefolgt werden. Die Frage lautet: Was erfährt man über die Gründungsphase der Soziologie, wenn man sie in einem zweischrittigen Verfahren einerseits gegen ihre eigene Intention als Metaphern- und nicht als Rationalisierungsstrategie liest und andererseits fragt, wie sich diese Metaphorizität dem aufkommenden symbolistischen Wissenssystem der Jahrhundertwende einfügt. Dabei zeigt sich eine höchst interessante Konstellation, die nicht nur im engen Feld der Soziologiegeschichte, sondern auch wissenschaftsgeschichtlich ertragreich zu analysieren ist. Dazu ist es jedoch unerlässlich, auf Theorien zurückzugreifen, die im Bereich der Soziologiegeschichte bisher keine oder wenig Anwendung gefunden haben.² Dazu zählen die Medientheorie bzw. -geschichte, die Metapherntheorie und die Wissensgeschichte. Da die Wissensgeschichte sich selbst in expliziter Abgrenzung zur Sozialgeschichte versteht (sehr deutlich Sarasin 2011, S. 172), handelt es sich fraglos um eine *perspective by incongruity* auf die Soziologie, die mithin der notorischen Forderung nach einer *soziologischen* Soziologiegeschichtsschreibung zunächst einmal nicht zu folgen bereit ist.

In den letzten Jahrzehnten hat sich die *Wissenschaftsgeschichtsschreibung* an vielen ihrer Fronten in *Wissensgeschichtsschreibung* umgewandelt (vgl. Speich Chassé/Gugerli 2012, S. 90; Sarasin 2011, S. 165). Mit der Erweiterung der Perspektive über das enge Feld *wissenschaftlichen* Wissens hinaus wurde unter anderem auch die Fokussierung auf Einzeldisziplinen obsolet und mit dieser die scharfe Trennung von Kultur- und Naturwissenschaften. In ihren radikaleren Ausprägungen werden in dieser Bewegung auch die Grenzen zwischen fiktionalen und faktualen Formen eingerissen: „Wissenschaft und Poesie sind gleichermaßen Wissen“, formulierte Gilles Deleuze bereits vor dreißig Jahren (Deleuze 1987, S. 34). Daran anschließend hat in den Literaturwissenschaften in den letzten Jahren das Konzept der *Poetologien des Wissens* (vgl. Vogl 1999; Borgards/Neumeyer 2004) Karriere gemacht. Für die Soziologie wurde das Verhältnis zur Literatur bereits 1985 von Wolf Lepenies beschrieben – dies nur als Anmerkung, dass das *Thema* der Soziologiegeschichtsschreibung keineswegs fremd ist; jedoch beschreibt Lepenies dieses Verhältnis als *Differenzierungsgeschichte* (vgl. Lepenies 1985). Demgegenüber ist allen Formen der Wissensgeschichte eine Skepsis gegenüber traditionellen Grenzziehungen ei-

2 Siehe dazu den Band Moebius/Dayé (2015), der kaum eine der neueren Anregungen der Wissensgeschichte aufnimmt.

gen, gerade zwischen Disziplinen. Dieser Grenzskepsis entspricht der durchaus umfassende Anspruch (der darin an die Wissenssoziologie erinnert) „die gesamten Denk- und Sprechmöglichkeiten einer Epoche“ (Sarasin 2011, S. 167) rekonstruieren zu wollen.

Theoriehistorisch lässt sich die Wissensgeschichte in einen breiteren wissenschaftlichen Trend einordnen, zu dem die Begriffsgeschichte, die Historische Semantik, die Metaphorologie, die Diskursgeschichte und nicht zuletzt die *Science and Technology Studies* zählen. Ein weiterer Anknüpfungspunkt liegt in der von Friedrich Kittler (2003) angestoßenen Berliner Schule der Medientheorie und -geschichte. Von Kittlers Konzept des *Aufschreibesystems* ausgehend soll im Folgenden eine spezifische epistemische Konstellation der frühen deutschen Soziologie untersucht werden. Weil gerade eine Überfülle von Sekundärliteratur ihre blinden Flecken besonders ausstellt, wird es – wohlgermerkt natürlich: in exemplarischer Form – um Max Webers Idealtypenbegriff gehen.

2 Friedrich Kittlers Aufschreibesysteme 1800/1900

Für die Germanistik war die Habilitationsschrift Friedrich Kittlers eine Provokation; es bedurfte ganzer 13 Gutachten, bis sie an der Universität Freiburg angenommen wurde.³ Heute wirkt sie vor der Weiterentwicklung der Medientheorie bereits schon wieder leicht angestaubt und traditionell. Denn trotz allem Furor gegen den „Geist“ – ein Sammelband Kittlers trug den Titel *Die Ausbreitung des Geistes aus den Geisteswissenschaften* (vgl. Kittler 1980) – stellte Kittler unverkennbar die sogenannten Großen Fragen nach der Geschichte und dem Menschen; er stellte sie nur aus einem ungewohnten Blickwinkel. Die heutige Medientheorie hat diese Fragen größtenteils selbst überwunden. Trotzdem lässt sich von Kittler noch viel für eine innovative Soziologiegeschichte schreiben lernen.

Kittler übernimmt die Stoßrichtung seines Projekts von Michel Foucault. Im Nachwort der *Aufschreibesysteme* beschreibt Kittler sein Programm als eine Erweiterung der Diskursanalyse um nicht-textuelle Elemente, nämlich Medien und Techniken:

„Um solche Systeme als Systeme, also von außen und nicht bloß in interpretatorischer Immanenz zu beschreiben, entwickelte Foucault die Diskursanalyse als Rekonstruktion der Regeln, nach denen die faktisch ergangenen Diskurse einer Epoche organisiert sein mußten, um nicht Ausschüssen wie dem Wahnsinn zu verfallen. Sein Begriff vom Archiv

3 Diese Gutachten wurden nach Kittlers Tod in der Ausgabe 1/2012 der *Zeitschrift für Medienwissenschaft* abgedruckt.

– in Foucaults Forschungspraxis, wenn auch nicht in seiner Theorie deckungsgleich mit einer Bibliothek – bezeichnete jeweils ein historisches Apriori von Schriftsätzen. Deshalb diskursanalytische Arbeiten Nöte immer erst mit Zeiten hatten, deren Datenverarbeitung das alphabetische Speicher- und Übertragungsmonopol, diese Machtbasis Alt-europas, sprengte. Um 1850 endeten die historischen Untersuchungen Foucaults.

Nun sind zwar alle Bibliotheken Aufschreibesysteme, aber nicht alle Aufschreibesysteme Bücher. Spätestens seit der zweiten industriellen Revolution mit ihrer Automatisierung von Informationsflüssen erschöpft eine Analyse nur von Diskursen die Macht- und Wissensformen noch nicht. Archäologien der Gegenwart müssen auch Datenspeicherung, -übertragung und -berechnung in technischen Medien zur Kenntnis nehmen. Gerade die Literaturwissenschaft kann nur lernen von einer Informationstheorie, die den erreichten technischen Stand formalisiert anschreibt, also Leistungen oder Grenzen von Nachrichtennetzen überhaupt meßbar macht. Nach Sprengung des Schriftmonopols wird es ebenso möglich wie dringlich, sein Funktionieren nachzurechnen.“ (Kittler 2003, S. 501)

Es soll also die *episteme* einer Epoche nicht mehr, wie bei Foucault, anhand der faktischen Regelmäßigkeit von verstreuten Aussagen beschrieben werden; stattdessen geht es um die dahinterliegenden technischen Produktionsbedingungen, die die Regelmäßigkeit einer *episteme* erst anleiten. Verbunden mit dieser Ausweitung der *Quellen* ist für Kittler eine Ausweitung des Untersuchungszeitraumes: denn Foucault, so Kittler, musste seine Untersuchungen gerade deshalb im 19. Jahrhundert enden lassen, weil mit diesem Jahrhundert auch die Epoche der Schriftlichkeit endet. Wer danach etwas über Kultur wissen will, dem ist mit Schrift nicht mehr geholfen: ab jetzt geht es um *Grammophon Film Typewriter* (vgl. Kittler 1986), um einen weiteren Buchtitel Kittlers anzuführen. Dabei geht es gerade *nicht* um die Inhalte, also nicht um konkrete Musikstücke, konkrete Romane und konkrete Filme, sondern darum, wie die Faktizität der Existenz dieser Medien die Kultur formt. So hatte vor Kittler bereits die sogenannte Toronto School der Medientheorie um Harold Innis und insbesondere Marshall McLuhan argumentiert. Kombiniert wird das Ganze bei Kittler mit einer grob an Jacques Lacan orientierten psychoanalytischen Kulturtheorie. Als Ergänzung um kommunikationstheoretische Überlegungen (und damit als eine leichte Resozialisierung der Medientheorie) ließe sich noch Albrecht Koschorke *Körperströme und Schriftverkehr* (vgl. Koschorke 2003) nennen.

Soweit in groben Zügen die *methodische* Grundlegung des Kittler'schen Unternehmens. In *materialer* Hinsicht untersucht Kittler, auch hierin folgt er zumindest im Grundansatz Foucaults *Ordnung der Dinge* (vgl. Foucault 1974), zwei Epochen, die er diffus von einer Vorgeschichte abgrenzt. Diese Epochen erscheinen dabei eben nicht als Wissenssysteme, sondern als *Aufschreibesysteme*. Das *Aufschreibesystem 1800*, von Kittler auch „klassisch-romantisches Aufschreibesystem“ genannt (Klassik und Romantik werden also einem einzigen Diskurs zugeordnet), basiert auf Schrift. Seine Schriftlichkeit allein ist allerdings

nicht das Spezifikum des Aufschreibesystems. Vielmehr beschreibt Kittler die um 1800 aufkommenden Alphabetisierungsbemühungen als Techniken, die der Kulturtechnik Schrift erst die entscheidende Ausprägung geben. Dass nämlich um 1800 Alphabetisierung zur Sache von Müttern wird – wie es zahlreiche Fibeln der Zeit belegen: Mütter werden zur Alphabetisierungsagentur programmiert (vgl. Kittler 2003, S. 37 f.) –, produziert nach Kittler jenen Kurzschluss, der die Deutsche Klassik und Romantik auszeichnet: weil die Schrift (genauer: die Fähigkeit zu lesen) durch die Mutter eingeflößt wird und Schrift gleichzeitig der Urgrund des gesamten Diskurses ist, kommt es zur Gleichsetzung von Natur und Weiblichkeit: „Die Natur im Aufschreibesystem von 1800 ist ~~Die~~ Frau. Ihre Funktion geht darin auf, Menschen und d. h. Männer zum Sprechen zu bringen.“⁴ (Kittler 2003, S. 35) Die Alphabetisierungsfunktion *Mutter* spiegelt sich im Diskurs wieder als *Die Frau* und *Natur*. Frauen in der klassisch-romantischen Dichtung sind immer nur eine Frau, nämlich die, die den Lebensatem der Schrift eingehaucht hat.

Ein Zweites kommt hinzu: Die mütterliche Alphabetisierungstechnik schließt mit Natur und Schrift zugleich Signifikat und Signifikant zusammen. Dichtung um 1800 besitzt deshalb eine ganz und gar unwahrscheinliche Fähigkeit: Sie lässt Signifikanten unsichtbar werden und ruft mit jedem Signifikanten immer gleich das Signifikat auf. Deshalb ist das „Universalmedium“ des Aufschreibesystems 1800 die *Einbildungskraft*, die Filme in Köpfen ablaufen lässt, obwohl die Erfindung des Mediums Film noch weit in der Zukunft liegt. Alle Zentraldiskurse der Klassik lassen sich aus diesen kulturtechnischen Grundlagen ableiten, so Kittler: Bildung, Geist, Natürlichkeit, Weiblichkeit, Einbildungskraft, „Mensch“, Hermeneutik, Innerlichkeit.

Dieses System von Techniken und Diskursen zerbricht in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert aus zwei Gründen. Erstens zeigt sich, dass die Alphabetisierung zwar als Kulturtechnik den Diskurs der Deutschen Klassik hervorgebracht hat, dass aber ihre endgültige Durchsetzung diesen Diskurs auch schon wieder zerstört. Die „Leser“ haben dem Lesbaren nicht gut getan: „Noch ein Jahrhundert Leser – und der Geist selber wird stinken“ (Kittler 2003, S. 216), zitiert Kittler Nietzsches Zarathustra. „Kein Inhalt und keine Botschaft, sondern sein Medium macht den Geist, dieses Korpus aus Deutscher Dichtung und Deutschem Idealismus, zum stinkenden Kadaver.“ (Kittler 2003, S. 216) Dass aber das Medium des Geistes überhaupt als solches sichtbar wird, macht den zweiten Grund seines Absterbens aus. Während Schrift im Aufschreibesystem 1800 niemals als solche sichtbar war – dass immer schon durch Schrift hindurch auf

4 Die Durchstreichung findet sich im Original und bezieht sich auf Lacan; diese Schreibweise muss in einem kursorischen Überblick wie dem vorliegenden zunächst nicht weiter interessieren.

eine Bedeutung geblickt wurde, war ja das Charakteristikum des klassisch-romantischen Aufschreibesystems –, zwingt das Aufkommen technischer Medien die Schrift ins Offene der Medienkonkurrenz. Bei Nietzsche findet sich, so Kittler, die Urszene des neuen Schreibens, das zunächst Buchstaben und keine Bedeutung produziert: „Der einsame Schreiber ist Schreiber und sonst nichts: kein Übersetzer, kein Abschreiber, kein Interpret. Kahl und dürrtümlich kehrt das Federkratzen eine nie beschriebene Funktion heraus: Schreiben in seiner Materialität.“ (Kittler 2003, S. 220) In diesem einen Sinn (aber auch nur in diesem) ist das neue Aufschreibesystem einfach die Umkehrung des alten: es besteht zunächst aus Signifikanten und behandelt Signifikate als Abgeleitetes. Damit wird, um nur ein Beispiel zu nennen, eine Lyrik möglich, die sich ausschließlich im Geschriebenen bewegt: Morgensterns „Das große Lalula“ enthält Zeichenkombinationen, die schlicht nicht aussprechbar sind, z. B. „(;)!“ (Kittler 2003, S. 256). Auf kein innerliches Sprechen, keine Tiefe, keine Seele, keine Natur, keine Frau verweist hier noch irgendetwas, sondern nur noch auf die eigene Medialität und Materialität der Schrift. Wenn unaussprechbare und uninterpretierbare Zeichenketten ausgerechnet in der Lyrik, dieser paradigmatisch Sinn dekodierenden Gattung, auftauchen, dann hat sich die Frage nach dem Sinn und der Bedeutung erledigt. So beschreibt Kittler, in groben Zügen, die epistemisch-technische Situation um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert.

3 Das Aufschreibesystem der deutschen Soziologie um 1900

Und doch wissen Soziolog_innen: so ganz hat sich der „Sinn“ auch nach 1900 eben nicht erledigt. Sowohl bei Weber, als auch bei Simmel, als auch etwas später bei Schütz persistiert er und spielt geradezu eine methodische Zentralrolle. Und auch vom Menschen, der nach Kittler (auch hier zeigt er sich in den Bahnen Foucaults) gemeinsam mit dem Aufschreibesystem 1800, das ihn erst geschaffen hatte, verschwunden ist, hat man sich in der Soziologie eben nicht ganz verabschiedet.

Für Soziologie hat sich Friedrich Kittler kaum interessiert, sie schien ihm als Element genau jener inhaltsfixierten, medienvergessenen Wissenschaft, die er überwinden wollte. Noch dort, wo er sich der Soziologie einigermaßen nahe fühlte, nämlich bei Niklas Luhmann, kritisierte er vehement die Kaprizierung auf „Kommunikation“, wo eigentlich von deren technischen Medien zu sprechen sei. Kittler war überzeugt, dass „wir allen Soziologen zum Trotz keine Gesellschaft mehr sind, sondern eine Symbiose zwischen Leuten und Programmen, Kohlenstoff- und Siliziumsymbionten“ (Kittler 2005, S. 75). Dass sich (mindestens!) bei Luhmann ein posthumanistischer Gesellschaftsbegriff findet, scheint ihm dabei entgangen zu sein. Vor allem aber entgeht ihm, dass

Der Mensch in der Soziologie Webers nur noch ein Trick, eine Illusion zwischen Text- und Medienebene, ist, die sich nahezu perfekt in das von Kittler selbst beschriebene Transformationsgeschehen hin zum Aufschreibesystem 1900 einpasst. Um eine Einordnung Webers in dieses Geschehen soll es im Folgenden gehen.

Die einzige Erwähnung eines Soziologen in Kittlers *Aufschreibesystemen* bezieht sich auf Georg Simmel. So kurz sie auch ist, kann sie doch helfen, der Frage nach dem Sinn in der frühen deutschen Soziologie näher zu kommen. Bei Simmel nämlich, so Kittler, sei „Interpretation [...] nur ein Sonderfall der allgemeinen Technik Medientransposition.“ (Kittler 2003, S. 326) Es gehe nicht mehr darum, durch einen Signifikanten hindurch sein Signifikat zu sehen, sondern darum, „daß im Glücksfall, den nichts und niemand garantiert, Elemente und Verknüpfungsregeln eines Mediums *A* auf Elemente und Verknüpfungsregeln eines Mediums *B* abbildbar werden.“ (Kittler 2003, S. 326) Das lässt sich auf Webers Lehre vom idealtypischen Verstehen übertragen; allerdings nur, wenn man vorher eine Blindheit der Sekundärliteratur zur Idealtypenlehre beseitigt. Diese Blindheit betrifft die *Metaphorik* des Idealtypus.

3.1 Die Metaphorik des Idealtypus

Zwar ist es in den letzten Jahren beliebt geworden, alles Sprachliche als Metapher zu fassen und im Rahmen einer *Theorie der Unbegrifflichkeit* in losem Anschluss an Hans Blumenberg Metaphern für unersetzlich zu erklären (für andere: Lüdemann 2004; Schlechtriemen 2014; kritisch zur Entgrenzung der Metaphorologie Gehring 2010). Dieser metaphernhistorische Trend besitzt einen recht offensichtlichen Hang ins Große, d. h. zu Totalitätsmetaphern. Diese Metaphern werden von der Soziologie durchaus benutzt – und wie immer lautet der metaphorologische Grundverdacht: wer benutzt hier eigentlich wen? So untersucht Susanne Lüdemann in ihren *Metaphern der Gesellschaft* (vgl. Lüdemann 2004) die Metapher des Organismus bei Durkheim und stellt sie einer Metaphorik des Vertrags gegenüber, um so politische Implikationen der jeweiligen Theorien zu diskutieren. Lüdemanns Schlussfolgerungen wurden von soziologischer Seite teilweise als pauschalisierend wahrgenommen (vgl. Nassehi 2009, S. 383). Dabei fällt dreierlei auf: Es wird erstens ein sehr enger Ausschnitt der Soziologie, nämlich Gesellschaftstheorien, als das Ganze gesetzt. Zweitens geht dadurch der Blick auf eine andere metaphorologische Herangehensweise verloren, eine Herangehensweise nämlich, die in der Entscheidung für eine Analyse von Metaphern nicht schon gleich die Entscheidung für Totalitätsmetaphern mitgetroffen hat. Ansätze zu einer solchen *operativen* Metaphorologie finden sich eher im Umfeld der Bildwissenschaft, insbesondere bei Sybille Krämer, die dafür den Begriff der „operativen Bildlichkeit“ (Krämer

2009) prägte. Drittens wird ein durchaus problematischer Schluss als evident angesetzt, nämlich die These von der *Sichtbarmachung durch Metaphern*: Metaphern der Gesellschaft evozierten, so formuliert es Tobias Schlechtriemen, „eine Präsenz, die wirkt, als sei das Dargestellte real anwesend“ (Schlechtriemen 2014, S. 70). Eine solche Vorstellung mag sich vage (aber wirklich nur vage) auf neuere Präsenztheorien beziehen können (z. B. Gumbrecht 2010). Es lassen sich aber gewichtige Einwände gegen diese Präsenzthese formulieren. Wäre ein tatsächlicher, mentaler Präsenzeffekt der Gesellschaftsmetaphern nicht wissenschaftlich unbrauchbar und kognitiv überfordernd? Die Eigenart von Metaphern ist ja gerade eine *selektive* Übertragung, und diese Selektion kann selbst niemals im Ganzen bildgesteuert sein.⁵ Nicht einmal Herbert Spencer hat behauptet, dass in den „Adern“ der Gesellschaft tatsächlich Blut fließt, sondern eben Geld und Waren; und das bei weitem nicht so methodisch naiv, wie man es ihm gern vorwirft,⁶ denn der metaphorische Austausch wird hier bereits über den Funktionsbegriff geregelt.

In Webers Fall liegt es nahe, zunächst das in der Übersetzung von Parsons zum „iron cage“ gewordene „stahlharte Gehäuse“ (vgl. Kaesler 2012) auf seine Metaphorik hin zu befragen, und das wurde auch immer wieder getan (vgl. Tiryakian 1981; Turner 1982; Kent 1983; Klagge 1997; Baehr 2001). Auch die aus der Chemie (über den Umweg Goethe) entlehnten „Wahlverwandtschaften“ drängen sich einer metaphorologisch orientierten Untersuchung geradezu auf (auch hier übrigens mit den bekannten Parsons'schen Übersetzungsungenauigkeiten: McKinnon 2010). Der *methodische* Zentralkomplex in Webers Werk jedoch hat bisher keinerlei metaphorologische Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Es finden sich zwar ab und zu vereinzelte Anmerkungen zur Metaphorik in Bezug auf die Idealtypenlehre (vgl. Janoska-Bendl 1965, S. 42), typischer ist allerdings eine Übernahme der metaphorischen Gestalt des Begriffs (z. B. Dieckmann 1967, S. 30), ohne dass dabei die Metaphorik auch nur bemerkt würde.

Weber beschreibt die Funktion der idealtypischen Begriffe folgendermaßen:

„Er [der Idealtypus] ist ein Gedankenbild, welches nicht die historische Wirklichkeit oder gar die ‚eigentliche‘ Wirklichkeit ist, welches noch viel weniger dazu da ist, als ein Schema zu dienen, *in* welches die Wirklichkeit als ein *Exemplar* eingeordnet werden sollte, sondern welches die Bedeutung eines rein idealen *Grenzbegriffes* hat, an welchem die Wirklichkeit zur Verdeutlichung bestimmter bedeutsamer Bestandteile ihres empiri-

5 So sehr deutlich die von Schlechtriemen auch im Forschungsüberblick vollkommen ignorierte Petra Gehring (z. B. Gehring 2009, 2010; dazu auch Friedrich 2012, S. 8 f.),

6 Die Naivitätsvorwürfe gegen Spencer gesammelt hat Michael Beetz (2010, S. 23).

schen Gehaltes *gemessen*, mit dem sie *verglichen* wird.“ (Weber 1968a, S. 194; im Original gesperrt)

Was der Idealtypus *nicht* ist, ist also klar niedergeschrieben. Wie aber wird er operativ konstruiert? „[D]urch *gedankliche* Steigerung bestimmter Elemente der Wirklichkeit“ (Weber 1968a, S. 190). Zunächst wird also die Wirklichkeit übertrieben und so der Idealtypus gebildet, um dann festzustellen, dass er – was ja a priori klar war – mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmt. Das *Maß, in dem er nicht übereinstimmt*, soll dann aber die Erkenntnisleistung des idealtypischen Begriffs sein. Das klingt tautologisch und ist es auch (vgl. Schmid 1979, S. 24), was freilich Generationen von Soziolog_innen (zuletzt mit großem Anspruch: Gerhardt 2001) nicht davon abgehalten oder vielleicht gerade dazu gezwungen hat, dieser seltsamen Konstruktion ihr angeblich tieferes Geheimnis abzulauschen. Dieses Geheimnis liegt aber gar nicht in der Methodologie – erst recht nicht als Klassikerarkanum, aus dem allein eine methodische Begründung der Soziologie zu ziehen sei (vgl. Gerhardt 2001, S. 15) –, sondern allein in der Metaphorik der Messung.

3.2 Idealtypisch axiomatisiertes rationales Verstehen: der untote Mensch der Soziologie

Seit einiger Zeit gibt es explizite Versuche, die Handlungstheorie zu kalkülisieren (vgl. Koppl/Whitman 2004; Tutic 2015). In einem gewissen Sinn kehrt die Verstehende Soziologie damit zu einer ihrer Wurzeln zurück. Diese Wurzel ist die Axiomatisierung menschlichen Verhaltens als „Handeln“, wie man sie bei Weber findet. Blickt man auf die Begründung der verstehenden Methode bei Weber, so zeigt sich, dass es ihm um nichts anderes geht: „Die Konstruktion eines streng zweckrationalen Handelns also dient in diesen Fällen der Soziologie, seiner evidenten Verständlichkeit und seiner – an der Rationalität haftenden – Eindeutigkeit wegen, als *Typus* („Idealtypus“), um das reale, durch Irrationalitäten aller Art (Affekte, Irrtümer) beeinflusste Handeln als ‚Abweichung‘ von dem bei rein rationalem Verhalten zu gewärtigenden Verlaufe zu verstehen.“ (Weber 1980, S. 3)

Hier sind alle Elemente der Axiomatisierung überdeutlich ausgesprochen: dass erstens die „Verständlichkeit“ nicht am Menschen haftet, sondern an der Rationalität; und dass zweitens Rationalität auch nicht am Menschen haftet, sondern am Idealtypus, also einer sich selbst validierenden gedanklichen Konstruktion. Ein und erst recht nicht „Der“ Mensch kommt also, entgegen einer vielzitierten Aussage Webers – „um nur eins zu erwähnen – hinter der ‚Hand-

lung⁷ steht: der Mensch“ (Weber 1968b, S. 530)⁷–, gar nicht vor. Weber rettet einen Diskurs, den Des Menschen, bis weit ins 20. Jahrhundert hinein, den sein Text objektiv gar nicht mehr tragen kann. Das kann auch gar nicht anders sein, denn methodisch unternimmt Weber den klugen Schachzug, einem bereits säuberlich ausdifferenzierten Funktionssystem zu folgen, nämlich der Jurisprudenz (vgl. Quensel 2007; Treiber 2008).

Wie sich ein Mensch, der doch, nach dem totzitierten Ende von Foucaults *Ordnung der Dinge*, längst verschwunden sein sollte „wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand“ (Foucault 1974, S. 462), in der Soziologie bis in die Gegenwart hält, lässt sich an beinahe jedem handlungssoziologischen Entwurf auf die gleiche Art und Weise nachvollziehen. Das folgende Beispiel ist deshalb einigermaßen willkürlich herausgegriffen.⁸ Die grundlegende Operation ist immer die Inferenz von der Empirie in die Logik oder von der Ontologie in die Epistemologie. So schreibt Sebastian Tegethoff in einem neueren Werk zu Habermas und Weber: „Es sind schlichtweg Handelnde, welche logisch die Konstitution einer Sozialwelt leisten.“ (Tegethoff 2012, S. 19) Nun ist es für eine *Logikerin* „schlichtweg“ evident, dass das schlechthin nicht sein kann. Denn die Aussage ist dermaßen mit empirischen, offensichtlich nicht aufeinander reduzierbaren Termen durchsetzt, dass ein *logischer* Beweis ihres Gehalts vollkommen ausgeschlossen scheint; außerdem ist sie sehr offensichtlich gar nicht *logisch intendiert*, sondern *empirisch*. Es geht ihr um eine Aussage über die Wirklichkeit. Der Diskurs des Menschen in diesen Texten ist dennoch so stark, dass er die klaffende Lücke zwischen Logik und Empirie einfach überbrücken kann. Logik kann zwar prinzipiell alles; die Existenz des Menschen beweisen kann sie nicht. Was Existenzen angeht, beweisen Kalküle nur ihre eigene. Wo die Kalkülisierung des Handelns zur nicht einmal mehr bemerkten Selbstverständlichkeit geworden ist, muss der Mensch aus dem absoluten Nichts einer leerlaufenden Maschine auftauchen. Das scheint seit Weber über Popper bis in die Gegenwart für jede Handlungstheorie zu gelten.

7 Bei Wagner (1990, S. 20, Fn. 22) wird dem Ganzen noch ein „bekanntlich“ eingefügt, um die Fraglosigkeit des Diskurses gleich mitauszusagen.

8 Äquivalente Beispiele wären: Greshoff (1999; 2008; 2011). Letzterer Text sogar mit der interessanten Wortschöpfung von den „Prozessoren“ des Sozialen. In direktem (aber keineswegs klar ausgeflaggtem) Anschluss an Webers Idealtypenkonzeption: Popper (1972), dazu kritisch Schmid (1979). Auf Poppers *logic of the situation* baut heute wesentlich auf: Esser (2002). Popper charakterisiert seine Methode folgendermaßen: „Die hier beschriebenen Erklärungen der Situationslogik sind rationale, theoretische Rekonstruktionen. Sie sind über-vereinfacht und über-schematisiert und daher im allgemeinen *falsch*.“ (Popper 1972, S. 121; Hervh. im Orig.) Offenbar sei es Poppers Auffassung, so Michael Schmid, dass „es [...] in jedem Falle akzeptabler [sei], eine falsche Theorie zu besitzen, *als gar keine*.“ (Schmid 1979, S. 24; Hervorh. im Orig.)

3.3 Vom Idealtypus zur Welt

Wie aber kommt man von einem Idealtypus, also einem anschauungslosen Kalkül, zu einer Welt? Dafür gibt es eine Operation: *Messen*. Messungen organisieren die Zuordnung von Zeichen und Welt; die „konkrete Handlung“ der Messung (vgl. Schlaudt 2009) bestimmt erst, was ein symbolischer Ausdruck wie $7m$, $3s$ usw. bedeutet: „Quantitative Begriffe vermitteln zwischen der sinnlichen Fülle der Welt und einem System von algebraischen Zeichen, in denen die naturwissenschaftlichen Theorien mathematisch formuliert werden.“ (Schlaudt 2009, S. 12) In genau diesem Sinn fungiert der Begriff der Messung auch in Max Webers Idealtypenkonzeption: Der Idealtypus ist ein Begriff, „an welchem die Wirklichkeit zur Verdeutlichung bestimmter bedeutsamer Bestandteile ihres empirischen Gehaltes *gemessen*, mit dem sie *verglichen* wird.“ (Weber 1968a, S. 194; im Original gesperrt) Nun kann es immer noch Zufall sein, dass Weber diese Vergleichsoperation als *Messung* bezeichnet. Folgt man jedoch Kittler und seinem Schüler Erich Hörl (vgl. Hörl 2005) und sieht in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Transformation einer Anschaulichkeitskultur in eine der Symbolismen am Werk, dann fällt ein Aufeinandertreffen zweier Achsen des Wissens ins Auge, das die Beweislast umkehrt. Sowohl in synchroner wie auch in diachroner Hinsicht reguliert der Idealtypus einen Übergang vom Anschaulichen ins Symbolische, vom Bild zum Kalkül.

Um 1900 hat der theoretisch-physikalische Diskurs um Messungen eine besondere Virulenz, auf die Weber im Kontext der Idealtypendiskussion selbst verweist: „Aber im Gegensatz zu naturwissenschaftlichen Hypothesen tangiert die Feststellung, daß sie im konkreten Fall eine gültige Deutung *nicht* enthalten, ihren Erkenntniswert nicht, ebensowenig wie z. B. die empirische Nichtgeltung des pseudosphärischen Raumes die ‚Richtigkeit‘ seiner Konstruktion.“ (Weber 1968c, S. 131) Ein pseudosphärischer Raum ist eine Instanz einer nicht-euklidischen Geometrie, das heißt einer Geometrie, in der das sogenannte Parallelenaxiom, nach dem es durch einen Punkt zu einer Gerade *genau eine* Parallele gibt, nicht gilt. Dass solche Geometrien prinzipiell widerspruchsfrei *konstruierbar* sind, wurde 1826 durch Nikolai Lobatschewski erstmals bewiesen (vgl. Lobatschewski 1898, russische Erstveröffentlichung 1829, erstmalig präsentiert im Jahr 1826). Aus diesem Möglichkeitsbeweis ergibt sich eine intrikate Frage: Nämlich, ob wir in einer solchen Welt leben oder nicht. Intrikat ist diese Frage, weil es einerseits eine empirische Frage ist, sie aber andererseits auf rein empirischer Basis gar nicht beantwortet werden kann.⁹ Um sie zu beantworten,

9 So sehen es zumindest der damalige messtheoretische sogenannte „Konventionalismus“ mit seinen Hauptprotagonisten Hermann von Helmholtz und Henri Poincaré (vgl. Schlaudt 2009, S. 100–104).

muss zunächst *definiert* werden, wie eigentlich genau zu messen sei. Und je nach dem, wie das definiert wird, ergibt sich dann für die und in der Realität ein euklidischer oder ein nicht-euklidischer Raum. Diese Definitionen sind in gewissen Grenzen prinzipiell frei wählbar; sie unterscheiden sich nicht nach ihrer „Wahrheit“, sondern nur danach, wie *ökonomisch* die aus ihnen folgenden Beschreibungen der Welt sind. So lässt sich die Gravitation als Kraft im Raum anschreiben (wie in der Newton'schen Mechanik) – oder (wie in Einsteins Allgemeiner Relativitätstheorie) als Krümmung des Raumes selbst. Genau darauf bezieht sich Weber, wenn er in Bezug auf den pseudosphärischen Raum zwischen *empirischer* Geltung und Richtigkeit *der Konstruktion* unterscheidet. Und Gleiches soll auch für den Idealtypus gelten.

4 Federkratzen

Dass Kalküle um 1900 endgültig anschauungslos werden, verdanken sie jedoch nicht sich selbst oder der Mathematik, sondern einem allgemeineren Autonomwerden der Signifikanten. Das ist die These von Friedrich Kittler und Erich Hörl. Der hinterrücks auftretende Schrecken eines Federkratzens lässt, als Beginn eines neuen Aufschreibe- und damit Wissenssystems, alle Signifikanten opak werden und erledigt so Deutsche Dichtung und Philosophie. Auf vielen Feldern lässt sich das um 1900 beobachten: in der Lyrik, der Literatur, der Sprachwissenschaft, der Psychologie, der Philosophie. Ob man diesen *Ab-* (für die Signifikate) oder *Auflösungsprozess* (für die alteuropäische Semantik) als *episteme*-Wechsel zwischen Anschauung und Symbolismen (wie Erich Hörl) oder als Medienwechsel vom Universalmedium Einbildungskraft zu technischen Einzelmedien (wie Friedrich Kittler) beschreibt, macht zwar einen Unterschied in den Begriffen, einen weit kleineren aber in der Sache selbst. Jedenfalls müssen sich alle Begriffe der Jahrhundertwende, sofern sie nicht das Kunststück vollbringen, keine Signifikanten zu engagieren, zu diesen Transformationen in der einen oder anderen Weise verhalten. Webers Idealtypenbegriff tut das, indem er ein Rationalitätskalkül simuliert und dieses, in genauer und von Weber selbst so dargestellter Parallele zum messtheoretisch-geometrischen Diskurs seiner Zeit, über die Metapher der „Messung“ an die Wirklichkeit anschließt. Das Kalkül lässt Signifikanten miteinander spielen, die Messmetapher schließt das Spiel an die Leute an. Aber Medientranspositionen sind nie vollständig (vgl. Kittler 2003, S. 321), und wenn sie sich einer solchen verdankt, ist es auch die Zweckrationalität nicht. Die Methode der Soziologie, so Weber, ist idealtypisch-rationalistisch; die Leute aber sind irrational (vgl. Weber 1968d, S. 429). Wo *Der Mensch* eine Totalität versprach, weil er sich nur einem einzigen Medium verdankte, lautet der Name des Spiels mit den *Leuten*, die das neue Aufschreibesystem nach Kittler an die Stelle *Des Menschen* gesetzt hat, nur noch: Unvoll-

ständigkeit. Ein angeblicher Alleszerstörer namens Kurt Gödel hat es einige Jahre später auch logisch bewiesen (vgl. Gödel 1931), aber Weber und sein Aufschreibesystem haben es vor ihm gewusst. Feiner, säuberlicher als Weber kann man jedenfalls nicht ausbuchstabieren, was Hegels Geist und das gesamte Aufschreibesystem 1800 erledigt hat: „Eine leblose Maschine ist geronnener Geist.“ (Weber 1980, S. 835)

5 Medien-, Metaphern-, Wissensgeschichte der Soziologie?

Soziologische Texte enthalten Metaphern. Aus dieser kaum zu bestreitenden Tatsache muss man keineswegs schließen, die Soziologie sei keine Wissenschaft (so aber Junge 2010, S. 277). Genauer: Man muss es nur dann, wenn man von vornherein von den *Texten* dieser Wissenschaft zu viel erwartet hat – nämlich dass sie nicht *wie Texte* funktionieren. Texte sind aber immer Texte, da lässt sich nicht viel machen. Je nachdem, wie weit man den Begriff der Metapher fasst und wie scharf man den Blick auf die Etymologie der Worte stellt, ist es wohl noch niemandem je gelungen, einen gänzlich unmetaphorischen Text zu schreiben. Dass aber die Frage nach der Ausdifferenzierung eines Wissenschaftssystems gar nicht allein an den einzelnen Texten hängt, sondern an deren Codierung und Verknüpfung in einem rekursiven Netz von Anschlusskommunikationen, lässt sich u. a. an der differenzierungstheoretischen Debatte zwischen den *Science and Technology Studies* und der Systemtheorie lernen (vgl. Knorr Cetina 1992; Nassehi 2004). Auch wenn ich also in diesem Text zu zeigen versucht habe, dass die Soziologiegeschichtsschreibung durchaus von neueren Tendenzen der Theoriegeschichtsschreibung lernen kann, muss dabei eine spezifisch *soziologische* Reflexion auf diese Methoden keinesfalls ausbleiben. Aber dies wird im Dialog geschehen müssen.

Gleiches gilt für eine Medien- und Wissensgeschichte der Soziologie. Was Kittler und Hörl angeht, so ist es durchaus vorstellbar – aus soziologischer Sicht vielleicht geradezu imperativ –, ihre theoretisch-historischen Modelle gesellschaftstheoretisch wieder einzuholen. Bei allem Verständnis für den Widerstand gegen eine Soziologie, die in der Gründungszeit beider Forschungsrichtungen vielleicht zu Recht als erdrückend, hypertroph und arrogant empfunden wurde (dazu auch Koschorke 2003, S. 10), wird eine totale Ablehnung sozialstruktureller Argumente heute nicht mehr überzeugen können. Bei Kittler war der Treibstoff dieser Ablehnung zu sehr großen Teilen die Lust an der Provokation – und vor allem eine Lust an den berechenbar erbosten Reaktionen. Bei genauem Hinsehen zeigt sich, dass zumindest die frühe Argumentationsweise Kittlers nicht so radikal antisozologisch war, wie er selbst glauben machen wollte.

Gleichzeitig gilt jedoch: egal, wie man die *Funktion* der Soziologiege-

schichtsschreibung für die Soziologie bestimmen mag – sie ist und bleibt eine Form der Geschichtsschreibung, genauer der Wissenschaftsgeschichtsschreibung (vgl. Tenbruck 2015, S. 26). Dass sie eine Funktion für die *Identität* der Soziologie haben mag, berechtigt nicht dazu, die Standards der Wissenschaftsgeschichtsschreibung einfach durch soziologische zu ersetzen, und ebenso wenig, neue Forschungsrichtungen oder Rahmentheorien im anderen Feld einfach zu ignorieren. Die Soziologie kann keinen Anspruch auf eine soziologische Behandlung ihrer selbst stellen. Das liefe nur auf eine dauernde selbstreferentielle Selbstbestätigung hinaus. Als eine sich davon absetzende Betrachtungsweise *by incongruity* fasse ich auch den Versuch einer Beschreibung „soziologischer Wissenskulturen“ auf. Hier können die Wissens- und Mediengeschichte sowie die Metaphorologie wichtige Dienste leisten.

Literatur

- Baehr, Peter (2001): The „Iron Cage“ and the „Shell as Hard as Steel“: Parsons, Weber, and the stahlhartes Gehäuse Metaphor in The Protestant Ethic and the Spirit of Capitalism. In: History and Theory 40, H. 2, S. 153–169
- Beetz, Michael (2010): Das unliebsame System. Herbert Spencers Werk als Prototyp einer Universaltheorie. In: Zeitschrift für Soziologie 39, H. 1, S. 22–37
- Borgards, Roland/Neumeyer, Harald (2004): Der Ort der Literatur in einer Geschichte des Wissens. In: Erhart, Walter (Hrsg.): Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung? Stuttgart: Metzler, S. 210–222
- Deleuze, Gilles (1987): Foucault. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Dieckmann, Johann (1967): Die Rationalität des Weberschen Idealtypus. In: Soziale Welt 18, H. 1, S. 29–40
- Esser, Hartmut (2002): Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 1: Situationslogik und Handeln. Frankfurt am Main und New York: Campus
- Foucault, Michel (1974): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Friedrich, Alexander (2012): Meta-metaphorologische Perspektiven: Zur technotropischen Geschichte des Metaphernbegriffs. In: Forum Interdisziplinäre Begriffsgeschichte 1, S. 1–18
- Gehring, Petra (2009): Das Bild vom Sprachbild. Die Metapher und das Visuelle. In: Danneberg, Lutz/Spoerhase, Carlos/Werle, Dirk (Hrsg.): Begriffe, Metaphern und Imaginationen in Philosophie und Wissenschaftsgeschichte. Wiesbaden: Harrassowitz, S. 81–100
- Gehring, Petra (2010): Erkenntnis durch Metaphern? Methodologische Bemerkungen zur Metaphernforschung. In: Junge, Matthias (Hrsg.): Metaphern in Wissenskulturen. Wiesbaden: VS, S. 202–211
- Gerhardt, Uta (2001): Idealtypus. Zur methodischen Begründung der modernen Soziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Gödel, Kurt (1931): Über formal unentscheidbare Sätze der Principia Mathematica und verwandter Systeme. In: Monatshefte für Mathematik und Physik 38, S.173–198
- Greshoff, Rainer (1999): Die theoretischen Konzeptionen des Sozialen von Max Weber und Niklas Luhmann im Vergleich. Opladen: VS
- Greshoff, Rainer (2008): Ohne Akteure geht es nicht! Oder: Warum die Fundamente der Luhmannschen Sozialtheorie nicht tragen. In: Zeitschrift für Soziologie 37, H. 6, S. 450–469
- Greshoff, Rainer (2011): Was sind die aktiv-dynamischen Kräfte der Produktion des Sozialen? In: Lüdtke, Nico/Matsuzaki, Hironori (Hrsg.): Akteur – Individuum – Subjekt. Fragen zu „Personalität“ und „Sozialität“. Wiesbaden: VS, S. 83–106

- Gumbrecht, Hans Ulrich (2010): *Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Hörisch, Jochen (1996): *Kopf oder Zahl. Die Poesie des Geldes*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Hörl, Erich (2005): *Die heiligen Kanäle. Über die archaische Illusion der Kommunikation*. Zürich und Berlin: diaphanes
- Janoska-Bendl, Judith (1965): *Methodologische Aspekte des Idealtypus. Max Weber und die Soziologie der Geschichte*. Berlin: Duncker & Humblot
- Junge, Matthias (2010): *Der soziale Gebrauch der Metapher*. In: Junge, Matthias (Hrsg.): *Metaphern in Wissenskulturen*. Wiesbaden: VS, S. 266–279
- Kaesler, Dirk (2012): „Ein „stahlhartes Gehäuse“ ist kein „Iron Cage“. Über Forscher, die kein Deutsch können“. www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=16239 (Abfrage: 31.10.2015).
- Kent, Stephen A. (1983): Weber, Goethe, and the Nietzschean Allusion: Capturing the Source of the „Iron Cage“ Metaphor. In: *Sociological Analysis* 44, H. 4, S. 297–319
- Kittler, Friedrich A. (1980): *Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften. Programme des Poststrukturalismus*. Paderborn: Schöningh
- Kittler, Friedrich A. (1986): *Grammophon, Film, Typewriter*. Berlin: Brinkmann & Bose
- Kittler, Friedrich A. (2003): *Aufschreibesysteme 1800/1900*. 4. Auflage. München: Fink
- Kittler, Friedrich A. (2005): Buchstaben -> Zahlen -> Codes. In: Brüning, Jürgen/Knobloch, Eberhard (Hrsg.): *Die mathematischen Wurzeln der Kultur. Mathematische Innovationen und ihre kulturellen Folgen*. München: Fink, S. 65–76
- Klagge, Jay (1997): *Approaches to the Iron Cage: Reconstructing the Bars of Weber's Metaphor*. In: *Administration and Society* 29, H. 1, S. 63–77
- Knorr Cetina, Karin (1992): *Zur Unterkomplexität der Differenzierungstheorie. Empirische Anfragen an die Systemtheorie*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 21, H. 6, S. 406–419
- Koppl, Roger/Whitman, Douglas Glen (2004): *Rational-Choice Hermeneutics*. In: *Journal of Economic Behavior & Organization* 55, H. 3, S. 295–317
- Koschorke, Albrecht (2003): *Körperströme und Schriftverkehr*. 2. Auflage. München: Fink
- Koschorke, Albrecht (2012): *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer allgemeinen Erzähltheorie*. Frankfurt am Main: Fischer
- Krämer, Sybille (2009): *Operative Bildlichkeit. Von der „Grammatologie“ zu einer „Diagrammatologie“? Reflexionen über erkennendes Sehen*. In: Hessler, Martina/Mersch, Dieter (Hrsg.): *Logik des Bildlichen. Zur Kritik der ikonischen Vernunft*. Bielefeld: transcript, S. 94–123
- Lepénies, Wolf (1985): *Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft*. München: Hanser
- Lobatschewski, Nikolai Iwanowitsch (1898): *Zwei geometrische Abhandlungen*. Leipzig: Teubner.
- Lüdemann, Susanne (2004): *Metaphern der Gesellschaft. Studien zum soziologischen und politischen Imaginären*. München: Fink
- McKinnon, Andrew M. (2010): *Elective Affinities of the Protestant Ethic: Weber and the Chemistry of Capitalism*. In: *Sociological Theory* 28, H. 2, S. 108–126
- Moebius, Stephan/Dayé, Christian (Hrsg.) (2015): *Soziologiegeschichte. Wege und Ziele*. Berlin: Suhrkamp
- Nassehi, Armin (2004): *Die Theorie funktionaler Differenzierung im Horizont ihrer Kritik*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 33, H. 2, S. 98–118
- Nassehi, Armin (2009): *Der soziologische Diskurs der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Popper, Karl Raimund (1972): *Die Logik der Sozialwissenschaften*. In: Adorno, Theodor W./Dahrendorf, Ralf (Hrsg.): *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. Neuwied und Berlin: Luchterhand, S. 103–123
- Quensel, Bernhard K. (2007): *Max Webers Konstruktionslogik. Sozialökonomik zwischen Geschichte und Theorie*. Baden-Baden: Nomos
- Sarasin, Philipp (2011): *Was ist Wissensgeschichte?* In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL)* 36, H. 1, S. 159–172

- Schlaut, Oliver (2009): Messung als konkrete Handlung. Eine kritische Untersuchung über die Grundlagen der Bildung quantitativer Begriffe in den Naturwissenschaften. Würzburg: Königshausen & Neumann
- Schlechtriemen, Tobias (2014): Bilder des Sozialen. Das Netzwerk in der soziologischen Theorie. München: Fink
- Schmid, Michael (1979): Handlungsrationalität. Kritik einer dogmatischen Handlungswissenschaft. München: Fink
- Speich Chassé, Daniel/Gugerli, David (2012): Wissensgeschichte. Eine Standortbestimmung. In: *traverse* 1, S. 85–100
- Tegethoff, Sebastian D. B. (2012): Weber und Habermas. Handlung und Ordnung im Vergleich. Weinheim: Beltz Juventa
- Tenbruck, Friedrich H. (2015): Wie schreibt und warum revidiert die Soziologie ihre Geschichte? In: Moebius, Stephan/Dayé, Christian (Hrsg.): *Soziologiegeschichte. Wege und Ziele*. Berlin: Suhrkamp, S. 23–33
- Tiryakian, Edward A. (1981): The Sociological Import of a Metaphor: Tracking the Source of Max Weber's „Iron Cage“. In: *Sociological Inquiry* 51, H. 1, S. 27–33
- Treiber, Helmut (2008): Max Weber and Eugen Ehrlich: On the Janus-headed Construction of Weber's Ideal Type in the Sociology of Law. In: *Max Weber Studies* 8, H. 2, S. 225–246
- Turner, Stephen P. (1982): Bunyan's Cage and Weber's Casing. In: *Sociological Inquiry* 52, H. 1, S. 84–87
- Tutic, Andreas (2015): Warum denn eigentlich nicht? Zur Axiomatisierung soziologischer Handlungstheorie. In: *Zeitschrift für Soziologie* 44, H. 2, S. 83–98
- Vogl, Joseph (Hrsg.) (1999): *Poetologien des Wissens um 1800*. München: Fink
- Wagner, Gerhard (1990): Emile Durkheim und Ferdinand de Saussure. Einige Bemerkungen zum Problem sozialer Ordnung. In: *Zeitschrift für Soziologie* 19, H. 1, S. 13–25
- Weber, Max (1968a): Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: Wickelmann, Johannes F. (Hrsg.): *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. 3. Auflage. Tübingen: Mohr, S. 146–214
- Weber, Max (1968b): Der Sinn der „Wertfreiheit“ der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften. In: Wickelmann, Johannes F. (Hrsg.): *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. 3. Auflage. Tübingen: Mohr, S. 489–540
- Weber, Max (1968c): Roscher und Knies und die logischen Probleme der Nationalökonomie. In: Wickelmann, Johannes F. (Hrsg.): *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. 3. Auflage. Tübingen: Mohr, S. 1–145
- Weber, Max (1968d): Ueber einige Kategorien der verstehenden Soziologie. In: Wickelmann, Johannes F. (Hrsg.): *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. 3. Auflage. Tübingen: Mohr, S. 427–474
- Weber, Max (1980): *Wirtschaft und Gesellschaft*. 5. Auflage. Tübingen: Mohr Siebeck

Die Geburt der sozialwissenschaftlichen Videoanalyse aus der transversalen Kultur visueller Aufzeichnungstechnologien¹

Eric Lettkemann und René Tuma

1 Reflexivität in der Erforschung von Wissenskulturen

Mit der Frage, wie Erkenntnis produziert bzw. sozial konstruiert wird, setzen sich bereits seit einigen Jahrzehnten die Science & Technology Studies (STS) auseinander. Dabei hat sich das ethnomethodologisch und kulturanthropologisch inspirierte Forschungsprogramm der Laborstudien als besonders fruchtbar erwiesen, das allerdings fast ausschließlich die naturwissenschaftliche Wissensproduktion im Labor zum Gegenstand hat (vgl. Knorr Cetina 1995). In jüngster Zeit wenden sich die STS wie auch Teile der Wissens- und Wissenssoziologie verstärkt den Sozialwissenschaften zu und nehmen so ihre eigenen Forschungsgemeinschaften reflexiv in den Blick (vgl. insbesondere die Beiträge in Camic/Gross/Lamont 2011).² Im Gegensatz zu den mittlerweile klassischen Laborstudien, die auf eine Dekonstruktion positivistischer Objektivitätsfiktionen zielten, richtet sich das Erkenntnisinteresse dieses reflexiven Programms auf die Rekonstruktion und dichte Beschreibung sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion. Da die positivistische Vorstellung einer lückenlosen Rationalität und unmittelbaren Wirklichkeitskorrespondenz wissenschaftlichen Wissens in den Sozialwissenschaften ohnehin kaum Anklang findet, kann die bloße Widerlegung überzogener Objektivitätsansprüche hier keine überraschenden Einsichten generieren. Vielmehr liegt das Ziel des reflexiven Forschungsprogramms in der Selbstaufklärung über gesellschaftliche Voraussetzungen und Folgen der eigenen Forschungspraktiken.

Die Forderung nach einer derart verstandenen Reflexivität ist zumindest in der Soziologie keineswegs neu, denn schon die Erkenntnistheorien und Metho-

-
- 1 Wir danken Hubert Knoblauch und den Mitgliedern seiner Forschungswerkstatt für ihre Verbesserungsvorschläge zu früheren Fassungen dieses Beitrags und Arne Janz für Hinweise und Korrekturen. Unser besonderer Dank gilt René Wilke.
 - 2 Damit setzen sie nun praktisch um, was David Bloor, eine Gründerpersönlichkeit der konstruktivistischen Wissenschaftssoziologie, schon Mitte der 1970er in seinem sogenannten *strong programme* forderte: „In principle [the strong programme's] patterns of explanation would have to be applicable to sociology itself“ (Bloor 1971/1991, S. 7).

dologien, die von den Klassikern der Wissenssoziologie (Mannheim, Schütz) sowie ihren Weiterentwicklungen in Ethnomethodologie (Garfinkel) und Hermeneutik (Soeffner u. a.) herkommen, basieren auf einer Selbstreflexion der gesellschaftlichen Funktionsbedingungen von Erkenntnisprozessen.³ Zentral für die neueren Ansätze der Reflexion ist, dass sie informiert durch die empirischen Ergebnisse der STS dezidiert die Frage nach den Wirkungen von Forschungspraktiken und -instrumenten stellen. Vor allem letztere werden dabei in jüngeren Studien als *performativ* begriffen – in dem Sinne, dass sie Wirklichkeit nicht bloß abbilden, sondern selbst bestimmte Wirkungen auf den Gegenstand entfalten (sehr deutlich wird das bei der Betrachtung der Ökonomie in MacKenzie 2006). Wir folgen diesem reflexiven Ansatz und fokussieren die Praktiken jener Gruppierungen, die sich um videoanalytische Forschungstechnologien und -methoden versammeln. Empirisch behandeln wir solche Videoanalysen, die mit Bezug auf menschliches Handeln und Verhalten eingesetzt werden, also im weiten Sinne als Instrumente der Sozialwissenschaften fungieren.

Unser theoretisches Anliegen weist jedoch über den Performativitätsgedanken hinaus. Bei seiner Rezeption der aktuellen Diskurse zur Soziologiegeschichte stellt Camic (2015) das Aufkommen eines *neuen Internalismus* fest, der die Innovationsdynamik und Differenzierung soziologischer Forschungsgemeinschaften hauptsächlich über innerwissenschaftliche Akteurkonstellationen und ihre Distinktionskämpfe erklärt. Auch wir beobachten eine Tendenz zur Überbetonung internalistischer Erklärungsmuster, der wir mit dem Konzept transversaler Wissenskulturen begegnen wollen. Mit diesem Konzept, das wir von Terry Shinn und Bernward Joerges (2002) leihen, möchten wir zeigen, dass sich die Dynamik (einiger) soziologischer Forschungsgemeinschaften nur dann hinreichend verstehen lässt, wenn man ihre Einbettung in gesamtgesellschaftliche Prozesse und Zusammenhänge beachtet. Denn nicht bloß in der Soziologie und ihren sozialwissenschaftlichen Nachbardisziplinen, sondern auch in außerwissenschaftlichen Handlungsfeldern wurden und werden alltäglich Videos systematisch ausgewertet – teilweise, wenn auch nicht immer, mit einem der Wissenschaft durchaus nahekommenden Objektivitätsanspruch. Diese Felder hat Tuma (2016) als *Vernacular Video Analysis* bezeichnet. Unsere These lautet, dass die Entwicklung sozialwissenschaftlicher Videoanalysen in vielfältiger Weise von vernakularen⁴ Praktiken und Produkten profitierte.

3 Vgl. auch Knoblauch (2015) zum Stellenwert von Reflexivität in der soziologischen Forschung.

4 Das englische Wort „vernacular“ zielt in seiner ursprünglichen Bedeutung auf die in lokalen Kontexten und/oder von spezifischen Gruppen gesprochene Sprache ab, wurde aber von Mitchell (2005, S. 365) als „*vernacular seeing*“ bezeichnet. Wir nutzen diesen Begriff, da er drei wichtige Aspekte der vernakularen Videoanalyse umfasst: Die Spezifität

Indem wir die Geschichte der sozialwissenschaftlichen Videoanalyse als relativ späten Ableger einer transversalen Kultur rekonstruieren, die quer zu verschiedenen inner- und außerwissenschaftlichen Handlungsfeldern verläuft, wollen wir die gängigen internalistischen Erklärungen um externe Einflussfaktoren ergänzen und kompletieren. Eine stärkere Berücksichtigung solcher externen Einflüsse bietet sich auch deshalb an, weil die Gesellschaftsstrukturen, seit den Tagen der wissenssoziologischen Klassiker, einen tiefgreifenden Wandel von Industrie- hin zu Wissensgesellschaften durchlaufen haben und die Folgen dieser Transformation für die sozialwissenschaftliche Wissensproduktion noch nahezu unerforscht sind. An dieser Forschungslücke werden die gesellschaftstheoretischen Implikationen unserer Fallstudie deutlich. Wie zuerst Daniel Bell (1975, S. 219–245) gezeigt hat, rückt in der postindustriellen Wissensgesellschaft das akademische Wissen von der Peripherie ins Zentrum gesellschaftlicher Aufmerksamkeit und steigt zur zentralen Produktivkraft der Spätmoderne auf. Im Zuge dieser gesellschaftlichen Transformation fand eine großangelegte Diffusion von Forschungspraktiken und -produkten in nahezu alle Handlungsfelder statt, wodurch es zur Neu- bzw. Reorganisation institutioneller Arrangements kam (vgl. auch Böhme/Stehr 1986). So hat etwa Friedrich Tenbruck (1984) dem späten zwanzigsten Jahrhundert eine weitgehende „Ver-sozialwissenschaftlichung“ des Alltags diagnostiziert. Der soziale Transformationsprozess von der Industrie- zur Wissensgesellschaft scheint allerdings keine Einbahnstraße zu sein. Parallel und komplementär zur Verwissenschaftlichung der Gesellschaft lassen sich Prozesse der Politisierung, Ökonomisierung oder Medialisierung von Wissenschaft beobachten (vgl. Weingart 2005). Zwar lösen sich die gesellschaftlichen Institutionen auf diesem Wege nicht auf, doch die Grenzen zwischen akademischer Wissensproduktion und anderen Institutionenbereichen werden zunehmend durchlässiger. Das Konzept der Wissenskulturen scheint uns angemessen, um diesen Grenzüberschreitungen empirisch nachzuspüren.

2 Forschungstechnologien und transversale Kulturen

Der Kulturbegriff wird in der Wissenschaftssoziologie, wie auch sonst in den Sozialwissenschaften, uneinheitlich verwendet.⁵ Ein prominentes Konzept stammt von Karin Knorr Cetina: In den 1990ern hat sie den Begriff der *episte-*

für den jeweiligen Anwendungskontext, die *pragmatische* Funktionalität sowie die Alltäglichkeit.

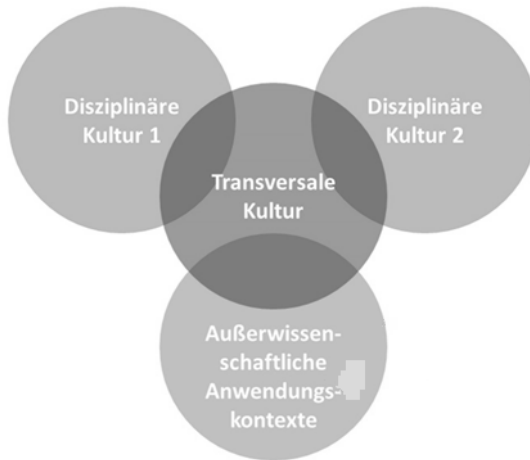
5 Für einen Literaturüberblick und einen Vorschlag für einen vergleichenden Analyserahmen siehe Gläser et al. (2015).

mic cultures bzw. der „Wissenskulturen“ geprägt, um ethnographische Beobachtungen für die spezifischen Forschungspraktiken naturwissenschaftlicher Gemeinschaften zu sensibilisieren (vgl. Knorr Cetina 1999/2002). Anknüpfend an den *practice turn* der Kultur- und Sozialwissenschaften umfasst Knorr Cetinas Kulturbegriff neben Deutungsschemata und Symbolsystemen insbesondere auch die materiellen „Maschinerien“ naturwissenschaftlicher Wissensherzeugung, wie sie in körperlichen Routinen und technischen Apparaten objektiviert sind (vgl. Knorr Cetina 1999/2002, S. 13 und passim). Indem Knorr Cetina die unterschiedlichen und teilweise inkompatiblen Forschungspraktiken heutiger Molekularbiologen und Hochenergiephysiker kontrastiv gegenüberstellt, veranschaulicht sie die in der Wissenschaftsforschung prominente These einer *disunity of science* (vgl. Galison/Stump 1996). Dieser These zufolge hat die moderne Naturwissenschaft eine Vielzahl disziplinspezifischer Forschungspraktiken ausdifferenziert, die sich nicht mehr einer universellen bzw. einheitswissenschaftlichen Forschungslogik unterordnen lassen. Obwohl Knorr Cetina (1999/2002, S. 15–19) im konzeptuellen Einleitungsteil auf das Potenzial ihrer Begriffsschöpfung hinweist, die trans-institutionellen Verflechtungen gegenwärtiger Wissensgesellschaften als Wissenskulturen zu beschreiben, bezieht sich der empirische Teil ihrer Laborstudie ausschließlich auf zwei voneinander isolierte Fachgemeinschaften, die zudem klar innerhalb der Grenzen des akademischen Institutionenbereichs verortet sind.

Auch Terry Shinn und Bernward Joerges konstatieren in Anlehnung an Knorr Cetina, dass die naturwissenschaftliche Wissensproduktion in der Eigenregie segmentierter Gemeinschaften stattfindet, deren jeweilige Forschungspraktiken sie vereinfachend unter dem Begriff „disziplinärer Kulturen“ zusammenfassen (vgl. Joerges/Shinn 2001a, S. 242). Seit dem 19. Jahrhundert bilden sie die epistemischen und sozialen Grundeinheiten der Wissenschaft. Doch im Gegensatz zu Diagnosen, die von zunehmender Zersplitterung und unüberbrückbaren Gegensätzen zwischen den Disziplinen ausgehen, beobachten Shinn und Joerges die Entstehung „transversaler Kulturen“ („transverse cultures“), die mit zahlreichen disziplinären Kulturen überlappen und auch in außerwissenschaftliche Handlungsfelder hineinreichen (vgl. Joerges/Shinn 2001a, S. 244 f.).⁶ Abbildung 1 stellt die grenzüberschreitende Ausdehnung transversaler Kulturen schematisch dar.

6 In anderen Publikationen ersetzen die Autoren den Kulturbegriff zuweilen durch „Regime“ (z. B. Shinn/Joerges 2004; Shinn 2005), ohne diese Ersetzungen zu erläutern. Shinn und Joerges verwenden diese Begriffe synonym. Um begriffliche Konfusion zu vermeiden, behalten wir durchgehend den Begriff der „Kultur“ bei.

Abb. 1: Transversale Kulturen nach Shinn und Joerges (eigene Darstellung)



In der Abbildung kommt zum Ausdruck, dass das Konzept transversaler Kulturen neben interdisziplinären Beziehungen innerhalb der akademischen Wissenschaft auch die transdisziplinären Anwendungskontexte von Forschungstechnologien in außerwissenschaftlichen Handlungsfeldern einbezieht. Träger dieser transversalen Kulturen sei eine Sonderform von Praktikergemeinschaften, deren Mitglieder Shinn und Joerges als Forschungstechnologen („Research technologists“) bezeichnen. Sie vereinen wissenschaftlich-technische mit unternehmerischen Fähigkeiten. Es gelinge diesen Forschungstechnologen zumindest punktuell, die Grenzen anderer Praktikergemeinschaften und Organisationen zu überschreiten und innovative Verknüpfungen zwischen gesellschaftlichen Sonderwissensbeständen herzustellen. Diese Verknüpfungen, so Shinn und Joerges, werden durch drei Strukturmerkmale transversaler Kulturen ermöglicht (vgl. zum Folgenden: Joerges/Shinn 2001b, S. 7–10; Shinn/Joerges 2004, S. 95 f.):

1. *Generische Instrumente*: Transversale Kulturen organisieren sich um multifunktionale Forschungstechnologien, d. h. um „relativ zweckoffene, höchst flexible [...] Instrumente, die allgemeine Prinzipien der Beobachtung, Messung und kontrollierten Intervention verkörpern“ (Shinn/Joerges 2004, S. 95). Erfolgreiche forschungstechnologische Entwicklungslinien generieren stetig neue Möglichkeiten der Entdeckung, Messung oder Manipulation von Phänomenen.

2. *Metrologisches Wissen*: Forschungstechnologen schöpfen ihre kollektive Identität aus der Weiterentwicklung metrologischen Wissens. Neben messtechnischem Know-how umfasst metrologisches Wissen insbesondere Theorien der Beobachtung, Messung und Repräsentation von Daten. Häufig kommt noch unternehmerisches Wissen hinzu, das sich auf die Finanzierung und Vermarktung generischer Instrumente richtet.

3. *Interstitielle Gemeinschaftsform*: Im Gegensatz zu disziplinären Kulturen, deren Mitglieder hauptsächlich untereinander kooperieren, verhalten sich Forschungstechnologen multikooperativ und außenorientiert. Im Laufe ihrer Karrieren wechseln sie mehrfach zwischen der eigenen Gemeinschaft und den verschiedenen Anwendungskontexten ihrer Forschungstechnologien hin und her. Shinn und Joerges „nennen das sozial interstitiell“ (Shinn/Joerges 2004, S. 96).

In Kombination bilden diese drei Strukturmerkmale eine gesellschaftliche Schnittstelle, die eine weitreichende Zirkulation von Forschungstechnologien in zahlreiche Anwendungskontexte ermöglicht. Als paradigmatischer Fall dient Shinn und Joerges die Ultrazentrifuge, die heute in einem breiten Anwendungsspektrum – vom biomedizinischen Labor bis zum Atomkraftwerk – zum Einsatz kommt. Auch ohne ihre Forschungspraktiken in toto zu vereinheitlichen, konnten sich zahlreiche disziplinäre Kulturen das generische Prinzip der Ultrazentrifuge zu Nutze machen, dass Atome und Moleküle unter dem Einfluss starker Zentrifugalkräfte unterschiedliche Sedimentationsgeschwindigkeiten aufweisen. Zusammen mit der Ultrazentrifuge hielten viele metrologische Messstandards – wie beispielsweise der Sedimentationskoeffizient S – Einzug in die Forschung. Bis heute fungieren diese metrologischen Standards als „lingua franca“ und ermöglichen einen Datenaustausch zwischen ansonsten disparaten Disziplinen (vgl. Shinn/Joerges 2004, S. 93 ff.). Dieser Wissenstransfer ist eine wichtige Quelle der „radikalen“ Innovationsfähigkeit von Wissensgesellschaften, da verschiedenartige Anwendungskontexte generische Instrumente für ihre Zwecke adoptieren können, um auf dieser forschungstechnologischen Basis weitere Innovationen zu entwickeln (vgl. Shinn 2005).

Zwar kommt im Konzept transversaler Kulturen viel deutlicher als bei Knorr Cetina zum Ausdruck, dass Wissenskulturen das Potenzial zur Überschreitung institutioneller Grenzziehungen besitzen. Doch nehmen auch Shinn und Joerges vor allem solche Forschungstechnologien in den Blick, deren Entwicklung sich hauptsächlich in wissenschaftlich-technischen Laboren abspielte und von dort in wenige industrielle und staatliche Anwendungskontexte ausstrahlte. Mit unserem empirischen Beispiel wollen wir demonstrieren, dass Forschungstechnologien neue Innovationen anzuregen vermögen, selbst lange Zeit nachdem die akademische oder industrielle Laborforschung als interstitielle Vermittlungs- und Vermarktungsinstanz bereits weitgehend überflüssig wurde. Unsere Fallstudie rekonstruiert anhand visueller Aufzeichnungstechnik, wie auf dem Weg der Veralltäglichung von Forschungstechnologien innovative Impulse aus vernakularen Handlungsfeldern in die Forschung zurückgetragen wurden. Erst unter Einbezug dieser historisch weitläufigen parallelen Entwicklungen und „Rückkopplungsschleifen“ zwischen akademischen und vernakularen Handlungsfeldern wird das analytische Potenzial des Begriffs transversaler Kulturen vollständig genutzt. In dieser Analyseperspektive spiegelt sich die

soziale, zeitliche und räumliche Reichweite wissenschaftlicher Innovationsprozesse angemessen wider. In den folgenden Abschnitten referieren wir zunächst die historischen Entstehungskontexte der transversalen Kultur visueller Aufzeichnungstechnologien und beschreiben anschließend die Wechselwirkungen mit den disziplinären Kulturen der Sozialwissenschaften.

3 Die Revolution der Zehntelsekunde

Die Geschichte der visuellen Verfahren ist vielschichtig und verwoben und kann hier nicht in ihrer ganzen Breite wiedergegeben werden, denn alleine die Frage nach dem Status von Visualität, die Frage nach der Besonderheit von Bildern im Gegensatz zu sprachlichen Zeichen und der Rolle von Repräsentationen in der Kommunikation beschäftigen ganze Disziplinen. Wir referieren hier nur einige wichtige technische Entwicklungsschritte auf dem Weg zu einer transversalen Kultur, an die sozialwissenschaftliche Videoanalysen später anschließen.

Die wissenschaftliche Verwendung von Bewegtbildern hat eine lange Tradition, die mit der Entwicklung der Serienphotographie durch Eadward Muybridge, Étienne-Jules Marey und nicht zu vergessen Ottomar Anschütz in den 1880er-Jahren beginnt. Damals wurden erstmals Bewegungsabläufe auf Photoplatten konserviert und dadurch einer genauen Betrachtung zugänglich gemacht. Mit dieser neuen Aufzeichnungstechnologie war es nun möglich, flüchtige Körperbewegungen festzuhalten. Dies kommt vor allem in Muybridges berühmten Analysen der Bewegungsabläufe von Tieren und Menschen zum Ausdruck (vgl. Brookman 2010). Dabei gelang es ihm, die bis dahin ungeklärt gebliebene Frage zu beantworten, ob Pferde während des Galopps einen Huf am Boden halten oder tatsächlich in einem bestimmten Augenblick alle vier Hufe abheben. Seine Aufnahmen bewiesen, dass Pferde tatsächlich einen Moment lang „fliegen“. Die photographische Beobachtung flüchtiger Phänomene, die dem menschlichen Auge bis dato verborgen blieben, ging als *Revolution der Zehntelsekunde* in die Technik- und Kulturgeschichte ein.

Später wandte sich Muybridge in seinen Arbeiten menschlichen Verhaltensabläufen zu. Mit seinen Grenzüberschreitungen in heterogene Sozialwelten zeigt bereits Muybridge typische Merkmale eines Forschungstechnologen, und seine Serienphotographie ist aufgrund ihrer generischen Multifunktionalität ein frühes Beispiel für eine transversale Kultur. Die Umstellung von der Photoplatte auf ein flexibles Trägermedium, den Film(streifen), schuf dieser transversalen Kultur eine neue technologische Basis. Ende des 19. Jahrhunderts etablierte sich der Film und wurde schon sehr früh u. a. in der Ethnologie, aber genauso in der Kunst oder im *scientific management* aufgenommen (bekannt ist die Verwendung durch Henry Ford). Es entwickelten sich in den verschiedenen Verwendungskontexten zum Teil sehr unterschiedliche Nutzungsweisen.

In der Wissensproduktion und -verbreitung lassen sich mindestens zwei Praktiken unterscheiden, die später auch in sozialwissenschaftlichen Videoanalysen eine zentrale Rolle spielen. Auf der einen Seite wurden und werden im Film die flüchtigen Phänomene sichtbar gemacht und zur *Darstellung* gebracht. Dieser Verwendung stehen auf der anderen Seite Verwendungsweisen gegenüber, in denen die Technik zur Aufzeichnung und *Analyse* dienen, wobei die Visualisierung in andere Zeichenformen (Zahlenwerte, Formeln oder Beschreibungen) übersetzt, weiter ausgewertet und schließlich als abstrakte Ergebnisse verwendet wird.

Weit über den akademischen Kontext hinaus fand der Film vielfältige Verwendungszwecke als Sozialtechnologie, wobei Erkenntnis- und Kontrollfunktionen oftmals Hand in Hand gingen. So stellt Reichert (2007) in seinem Buch *Kino der Humanwissenschaften* an historischen Aufarbeitungen dar, wie verschiedene machtpolitische Liaisons von Film und Kino, vom ethnologischen Film über das Stanford Prison Experiment bis zur Geschlechterpolitik im Röntgenfilm, zustande kamen. Er untersucht hier die historisch einschlägigen Fälle und stellt heraus, dass die visuellen Technologien eben nicht neutral wirken, sondern Teil eines Dispositivs werden, das (Regierungs-)Wissen über den Menschen bereitstellt. Dies wird schon in den frühesten Nutzungen von Film zur Beobachtung menschlichen Verhaltens deutlich. Hier fungiert der Film vor allem als Überwachung, Kontrolle und Optimierung. Beim Film handelt es sich also grundlegend um eine Sozialtechnologie, insofern sie der Steuerung menschlichen Verhaltens, Handelns und Bewegens dient.

Auch wenn in wissenschaftliche Blicke sicherlich immer bereits Machtkonstellationen eingeschrieben sind, so wird am Beispiel der praktischen Verwendung der Technologien ihr strategischer Einsatz noch deutlicher. Zielinski (2010) gibt bei seiner Rekonstruktion der Entwicklungsgeschichte einen Überblick über die geplanten Nutzungen der Videotechnologie. Ausführlich zeigt er Übersichten über die bereits in den 1970ern geplanten Verwendungszusammenhänge zur „Überwachung, Kontrolle, Beobachtung“; „Forschung, Aus-/Weiterbildung“, „Informationsdistribution, Promotion und Unterhaltung“ (Zielinski 2010, S. 261 ff.). Hier handelt es sich beim Film nicht nur um eine Forschungstechnologie, sondern ist die Verwendung in nichtwissenschaftlichen Kontexten bereits systematisch angelegt.

4 Forschungstechnologie und Mundantechnologie

Seit der Erfindung des Films durchliefen die technologischen Verfahren zur Konservierung bewegter Bilder zahlreiche weitere Innovationen, die die Verbreitung und die Benutzerfreundlichkeit der Aufzeichnungstechnologie stetig erhöhten. Dank Neuerungen in den elektromagnetischen Aufzeichnungs- und

Distributionstechnologien, die ab den 1960er Jahren immer breiteren Kreisen zugänglich wurden, vereinfachte sich die Nutzung des Mediums Film radikal, was weitreichende Folgen für die Massenkommunikationsmedien nach sich zog. Die ursprüngliche Technologie, deren Einsatz erhebliches Know-how und (finanzielle) Ressourcen erforderte, wandelte sich zusehends zu einer Mundan-technologie. Diese Veralltäglichsung der Nutzung, die mit der digitalen Videokamera ihren vorläufigen Höhepunkt erreicht hat, ist das Resultat der Kombination verschiedener technologischer Entwicklungslinien, vor allem der Vereinigung von Aufzeichnungs- und Wiedergabefunktionen in einem Gerät.

Diese Vereinigung hat ihre Ursprünge zunächst im Fernsehsystem, welches auch die Grundlage der Durchsetzung des Videorekorders darstellt.⁷ Die Fernseher waren nur zum Empfang, nicht zum Speichern elektromagnetischer Bildfolgen in der Lage. Als *apparative Keimzelle* der für die Videoaufzeichnung maßgeblichen Magnetbandtechnik identifiziert Zielinskis Rekonstruktion die Arbeit des dänischen Physikers Waldemar Pulsens, der 1898 ein Patent auf das Telegraphon anmeldete. Das erste Gerät für eine Aufzeichnung von elektrischen Bildsignalen besteht im Phonoscope des schottischen Ingenieurs John Logie Baird im Jahr 1927. Auf diesen Vorarbeiten aufbauend wurden in Deutschland bei AEG die Geräte zur Speicherung von Bildern mit dem Medium des Magnetbandes entwickelt. Die Entwicklungsarbeit wurde durch den Zweiten Weltkrieg unterbrochen. Allerdings spielten diese frühen Ansätze der Aufzeichnungstechnik bei den alliierten Militärs eine große Rolle, z. B. für die Aufzeichnung der Flugbahnen von Bomben usw. Nach dem Ende des Krieges ging die Verbreitung und Verbesserung vor allem in den USA weiter, wo der Radio- und auch Fernsehmarkt boomte. John Mullin, ein Mitarbeiter der US-Militär-Nachrichtentruppe, soll einige bei AEG weit entwickelte Magnetophone nach dem Krieg aufgefunden, in die USA verschifft, dort untersucht und verbessert haben. Dort wurde das Magnetband zunächst für die Aufnahme von Ton optimiert. Nach einigen Jahren der Forschung und Ausreifung gelang es 1951 den im Unterhaltungsfernsehen tätigen Crosby-Laboren, die Laufgeschwindigkeit der Videobänder so zu steigern, dass diese auch Bewegtbilder mit hinreichender Qualität aufzeichnen und wiedergeben konnten. Bei dieser Verwendung handelte es sich zunächst um große Anlagen für die massenmediale Nutzung. Nur neun Prozent, also ein zunächst kleiner Teil der Anlagen, ging an Abnehmer außerhalb des Feldes des Fernsehens. Mit der Verkleinerung, Vereinfachung und günstigeren Preisen wurde die Videotechnik aber auch interessanter für andere Anwendergruppen (vgl. Zielinski 2010, S. 219). Eine wichtige technische Verbesserung war die sogenannte Schrägspuraufzeichnung, die

7 Eine genaue technikhistorische Darstellung zur Durchsetzung des Videorekorders präsentieren Engel/Kuper/Bell (2007) in ihrem Sammelband *Zeitschichten*.

zuerst von Toshiba in Japan entwickelt wurde und Videoaufzeichnungen auf kompakten Magnetbandkassetten ermöglichte. Solche Weiterentwicklungen lösten einen Wettkampf zwischen den Anbietern in den USA, Japan und Europa aus, der 1967 mit dem von Sony entwickelten Portapak den damaligen Höhepunkt erreichte. Hier eröffneten sich mit einem *nur* elf Kilogramm schweren Videorekorder mit Kamera, der mit Batterien betrieben werden konnte, neue Möglichkeiten und der Zugang für breitere Akteursgruppen. Dieser Prozess wurde durch die Kassettierung weitergeführt, mit denen auch die Video-Datenträger unempfindlicher und einfacher zu handhaben wurden. Mit diesen Fortschritten war der Grundstein gelegt, die transversale Kultur der Videotechnik weit über die Grenzen wissenschaftlicher Labore und der Kulturindustrie hinaus auszudehnen.

5 Vernakulare Adaptionen von Videotechnik

Die Weiterentwicklung der Videotechnik zur Mundantechnologie setzte forschungstechnologischen Verwendungszwecken allerdings kein Ende. Vielmehr gelangte sie auf dem Weg der Veralltäglichung auch in sozialwissenschaftliche Disziplinen und semi-professionelle Felder, die bis dato über zu wenig Know-how und Ressourcen verfügten, um Videoanalysen durchzuführen. Obwohl forschungstechnologische Experten aus natur- und technikwissenschaftlichen Gemeinschaften nach wie vor wichtige Stimuli für die Entwicklung neuer videoanalytischer Methoden gaben und geben, erfolgt die Adaption durch vernakulare Gemeinschaften vor allem in Eigenregie. Sie greifen technologische Innovationen auf, aber fügen ihnen weitgehend eigenständige Analysemethoden hinzu. Teilweise verlaufen diese Adaptionen über zahlreiche Umwege, wie hier am Beispiel der Übernahme von sportwissenschaftlichen Verfahren gezeigt werden soll.

Die videotechnischen Möglichkeiten zur Aufzeichnung und Vermessung von Bewegungen führten früh zu Weiterentwicklungen im Feld der Biomechanik, das Verfahren behandelt, welche zur Analyse von Bewegungsabläufen von Körpern genutzt werden. Mit der Verfügbarkeit erster Aufzeichnungstechnologien zur Fixierung von Abläufen, wie durch das bereits oben erwähnte Mehrkammersystem von Muybridge und seinen Zeitgenossen, rückte die (Fein-) Motorik des Körpers verstärkt in den Blick. Die so generierten Erkenntnisse wurden nun direkt für die Optimierung und Leistungssteigerung im Feld des Sportes eingesetzt. Um die visuelle Aufzeichnungstechnologie bildet sich also ein Kranz aus Zusatzgeräten und Methoden, um die generische Leistung zu steigern. Dieser Prozess beginnt im Rahmen von Laboratorien, die den finanziellen Aufwand der Film- und später Videotechnologie stemmen können und sehr spezialisiert vorgehen. Mit der Miniaturisierung und Kostensenkung ver-

breiteten sich Kameras aber zunehmend. Die Videotechnologie steht nicht alleine, sondern wird immer schon von einem ganzen Arsenal an Gerätschaften begleitet. Dies reicht vom (semi-)professionellen Equipment, das ergänzend bei der Aufnahme zum Einsatz gebracht wird (z. B. Stative, Beleuchtung, Tontechnik) und das aus dem breiten Zubehörsegment des (Amateur-)Films stammt. Dieses ist also nicht spezifisch für die wissenschaftliche Anwendung, sondern vielmehr Ausdruck der Etablierung von Videotechnologie für *kreative* Anwendungskontexte.

Am Beispiel der Softwareentwicklung wird die Komplexitätssteigerung der Technologie jedoch noch deutlicher. Dies soll hier an früher Software zur Bewegungsanalyse, wie sie im sportwissenschaftlichen Bereich verwendet wird, illustriert werden. Einer der Videoanalysepioniere, Gideon Ariel (1974), entwickelte das *Graph Pen System*, welches es erlaubt, Punkte auf dem analogen Videosignal zu *markieren* und in ein numerisches Koordinatensystem zu überführen. Er machte damit die Anwendung von Videoanalysen einfacher und wirkte so an der Verbreitung dieser Praktiken im professionalisierten Sport mit (vgl. Abbildung 2).

Abb. 2: Gideon Ariel und das Graph Pen System: Präsentation 2007 (Präsentation von Arielnet.com)



Technische Systeme zur videoanalytischen Bewegungsvermessung wurden ab den 1970ern weiterentwickelt, Computerprogramme und Modelle verfeinert

(von zweidimensionalen zu dreidimensionalen Modellen usw.). Solche Technologien sind heutzutage im Bereich des Profisports omnipräsent. Die Popularisierung durch Akteure wie Ariel und deutlich sichtbare Erfolge bei internationalen Wettbewerben, wie den Olympischen Spielen, spielten eine gewichtige Rolle bei der Durchsetzung softwaregestützter Videoanalysen.

Zusammenfassend ist also festzuhalten, dass mit Video insofern ein generisches Instrument vorliegt, als dass es sich definitiv um eine multifunktionale Technologie im Sinne von Shinn und Joerges handelt. Es ist jedoch nicht spezifisch eine Forschungstechnologie – das zeigt sich insbesondere daran, dass sie nicht nur zum Messen und Beobachten, sondern auch zu kreativen Zwecken genutzt werden kann. Es gibt eine kontinuierliche Weiterentwicklung sowohl der Basistechnologie als auch der sich darum gruppierenden Zusatzwerkzeuge, mit denen Phänomene immer genauer (d. h. mit höherer Zeit- und Bildauflösung) wie auch in komplexeren Zusammenhängen erfasst werden können. Der nächste Schritt der technischen Entwicklung besteht in der Verbreitung von Computern, welche in der Lage sind, Videodaten zu verarbeiten, auch ohne sie vorher manuell digitalisieren zu müssen. Per sogenannten Motion-Tracking werden die Bewegungen zunächst von Markern oder mittlerweile 3D-Kameras durch Algorithmen erkannt und verarbeitet. Bewegungen können nun auch außerhalb der akademischen Forschung, außerhalb von spezialisierten Trainingszentren und mit deutlich weniger (finanziellem und organisatorischem) Aufwand verfolgt und analysiert werden. Eine Reihe von Anbietern hat hierfür entsprechende Verfahren und Lösungen entwickelt, die sich auf spezifische Bereiche des Sports, der Psychologie und Verhaltensforschung konzentrieren. Es sind vor allem die aus diesen Bereichen hervorgegangenen universellen Softwarelösungen, welche die Bewegungsanalyse für jedermann ermöglicht haben und auf diesem Wege zunehmend Verbreitung in den Sozialwissenschaften finden.

6 Videotechnologie in den Sozialwissenschaften

Wir haben am Beispiel des Sports die Entwicklung der Forschungstechnologie zur Mundantechnologie aufgezeigt. Die auf Video festgehaltenen Bewegungen und Kommunikationsprozesse sind auch im Bereich der Human- und Sozialwissenschaften nutzbar, wie die Verbreitung in der Anthropologie (hier meist in Form von Dokumentarfilmen), der Verhaltensforschung (von Kinesik bis Kontextanalyse), der Psychologie, der Linguistik und der Soziologie zeigt (vgl. Schnettler 2013; Tuma/Schnettler 2014, S. 19-31). Diese neuen Anwendungsfelder dienen hierbei jedoch nicht als Antrieb der Entwicklung der Forschungstechnologie, denn die Ansprüche an die Daten werden von der verfügbaren Mundantechnologie im Großen und Ganzen erfüllt. Auch sind die sozialwissenschaftli-

chen Nutzer (noch) nicht als marktrelevante Gruppen erkannt, um den Herstellern und Programmieren fachspezifische Entwicklungsimpulse zu geben.

Ein limitierender Faktor für die Anwendung in den Sozialwissenschaften besteht in theoretischen wie methodologischen Herausforderungen, die diese *neue* Sorte visueller Daten für etablierte Konzepte aufwirft. Schon die frühen Detailtranskriptionen des *Doris-Interviews* der *Palo-Alto-Gruppe* (vgl. Pittinger/Hockett/Danehy 1960) erweisen sich als sehr aufwändig und scheitern an der fehlenden Integration der verschiedenen Ebenen der audio-visuellen Daten. Luckmann beschreibt das am Beispiel einer ganz ähnlichen Pionierarbeit aus den 1970ern zur Aufzeichnung und Analyse einer Gesprächssituation:

„Es gab bei der Auswertung eine Reihe von Problemen [...] – vor allem dabei, von den Detailbetrachtungen auf die nächsthöhere Ebene zu gelangen. Die phonetische Analyse, zum Beispiel, wurde maschinengestützt durchgeführt. Das war sehr einfach zu bewerkstelligen, denn wir konnten dadurch Frequenzen ermitteln. Aber damit funktionale Eindrücke des Hörens zu verbinden, ist uns nicht richtig gelungen. Ebenso wenig glückte es uns, bei der Videoanalyse eine quasi-objektivierende Verbindung (im Sinn von Ekman & Friesen) zwischen dem Sehen des einen und den Reaktionen des anderen zu finden. Immerhin haben wir verhältnismäßig viele Detail-Analysen, aber eben nicht integrierend“ (Interviewausschnitt: Thomas Luckmann, geführt von René Tuma 2011 zum Thema Videoanalyse).

Auf die Entwicklung der verschiedenen Methoden zur Interpretation gehen wir weiter unten genauer ein. An dieser Stelle genügt es festzuhalten, dass die mundane Technologie *Video* sich jenseits der Grenzen der sozialwissenschaftlichen Felder etablierte. Das gilt auch für die Software, bei der wir nur wenige spezifische forschungstechnologische Eigenentwicklungen in den Sozialwissenschaften finden. Zu diesen zählen die Erweiterungen für visuelle Daten von *MaxQDA* und *Atlas.ti* sowie beispielsweise die Software *Feldpartitur*. Darüber hinaus nutzen Sozialwissenschaftler vor allem Softwareangebote, die sie aus vernakularen Feldern importieren.

Erstens werden generische Videoschnittprogramme verwendet, da sie die grundlegenden Funktionen der Videotechnologie integrieren (von einfachen Videoplayern, die auf jedem PC installiert sind, bis zu universell einsetzbaren *Videosuites* wie *AVID*, *Adobe Premiere* oder *Apple Final Cut*). Die Interpretation und Abstraktion der Beobachtungen erfolgt dabei oft noch mit Stift und (Millimeter-)Papier (oder digitalen Äquivalenten wie *Word* und *Excel*), ein Verfahren, das bis heute aufgrund seiner Flexibilität von vielen Vertretern bei der Feinanalyse von Interaktionssequenzen und den darin vorkommenden Bewegungen praktiziert wird.

Zweitens werden häufig Werkzeuge aus dem Bereich der Linguistik übernommen, die primär für gesprochene Sprache entwickelt wurden (z. B. *Transana*, *Folker* oder *ELAN*) und ihre genaue Transkription ermöglichen.

Einen wichtigen Einfluss haben drittens Werkzeuge aus der Psychologie und Marktforschung. Das liegt an der langen Tradition und ausführlichen Verwendung von Videodaten bei der Auswertung von Experimenten sowohl in der Wissenschaft als auch in der angewandten Forschung (z. B. Usability-Forschung und Produktentwicklung). Hier haben sich weit entwickelte Programme zur Kodierung von standardisierten Ereignissen in Videos, wie etwa *Mangold Interact* oder *Noldus Observer* etabliert. Solche Werkzeuge decken ein breites Anwendungsspektrum ab, indem sie das Kodieren von Ereignissen und somit die Überführung in statistisch verwertbare numerische Daten erlauben. In einzelnen Bereichen, etwa zur Auswertung von besonderen Zusatzdaten, wie sie durch Körpermessinstrumente, beispielsweise *Eye-Tracker* oder Erregungsgrad messende *Hautelektroden* zur Verfügung gestellt werden, kommen besondere Programme zum Einsatz. Doch die Entwicklung schreitet rasant voran. Mittlerweile haben Informatiker spezifische Verfahren zur automatischen Auswertung komplexer Interaktionsdaten entwickelt. Diese sollen etwa zur Bewegungsvermessung von Menschenmassen oder der Erkennung abweichenden Verhaltens dienen, wobei letzteres sich eher im Bereich der kybernetischen Wunschträume bewegt (vgl. Apelt/Möllers 2011). Eine bereits in der Marktforschung breit eingesetzte Anwendung automatischer Auswertung ist die Erkennung von Emotionsausdrücken, die auf Ekman und Friesens (2003) *FACS-Beschreibungssprache für Gesichtsmuskeln* aufbaut.

Wie an der Rekonstruktion der Entwicklung der Messverfahren deutlich wird, kann man nicht von einer Forschungstechnologie sprechen, die innerhalb der Wissenschaft als klar umgrenzten Bereich ausgetüfelt wurde. Die Grenzen zwischen dem, was Wissenschaft ist, und was Anwendungen für praktische Bereiche darstellt, sind hier immer schon flüssig. Dabei ist insbesondere die Sozialwissenschaft nicht der Ausgangspunkt der Technologieentwicklung, sondern sie nimmt Impulse aus vernakularen (und auch disziplinären) Feldern auf. Auch in den Sozialwissenschaften werden mittlerweile eigene Werkzeuge zur Auswertung von Videodaten entwickelt, es handelt sich hierbei aber meist um Importe aus anderen Bereichen (z. B. qualitative und quantitative Inhaltsanalysen).

7 Spielarten eines neuen sozialwissenschaftlichen Naturalismus

Im engen Zusammenhang mit den verwendeten Videotechnologien steht die Hinwendung verschiedener sozialwissenschaftlicher Gemeinschaften zu einem neuen methodologischen Naturalismus, der die *natürliche Situation* weitgehend zu erfassen sucht, statt auf rekonstruktive Datenerhebungsverfahren zurückzugreifen. Dieser Naturalismus bildet die gemeinsame Klammer der verschiede-

nen Gruppierungen. Dabei handelt sich um so etwas wie ein Äquivalent für das fachübergreifende metrologische Wissen in den Naturwissenschaften.

Grundlegend hat Video als Forschungstechnologie eine besondere eingebaute Epistemologie. Mit den jeweiligen visuellen und akustischen Aufnahme­geräten werden Bewegungen und Töne dauerhaft aufgezeichnet und wiederab­spielbar verfügbar gemacht. Videodaten haben einige Besonderheiten, vor allem im Kontrast zu den ansonsten häufig in den Sozialwissenschaften ver­wendeten Dokumenten und anderen Forschungsdaten. Videotechnologie er­laubt es, *mimetisch* auditiv und visuell erfahrbares Geschehen in seiner *Sequen­zialität* festzuhalten, um es in anderen Kontexten wieder abzuspielen. Grimshaw (1982, S. 122) betont dies mit dem Begriff der *Permanenz*, der bei Videodaten mit einer besonderen *Dichte* der Informationen einhergeht: Video­daten erlauben eine viel feinere und genauere Analyse eines Ablaufes, als es auf Grundlage einer einfachen Beobachtung und von Feldnotizen möglich wäre. Durch Veränderung der Abspielgeschwindigkeit können Bewegungsfolgen z. B. sehr fein zerlegt werden, sodass von Video auch als *Mikroskop* gesprochen wird (vgl. Büscher 2005, S. 4; Heath 1986). Im Gegensatz zu anderen sozialwissen­schaftlich relevanten Forschungsdaten, wie etwa Interviews, die bestimmte Ereignisse oder Praxisformen *rekonstruierend konservieren*, wird Video daher als *registrierend-konservierendes* Medium beschrieben (vgl. Bergmann 1985).⁸

Kommen wir von den Gemeinsamkeiten zu den Unterschieden, die sich inner­halb des naturalistischen Ansatzes etabliert haben, so lassen sich – idealtypisch zugespitzt – verschiedene methodologische Positionen unterscheiden. Aus den grundlegenden Methodendebatten der Sozialwissenschaften sind sie uns wohlvertraut. Es handelt sich um die Unterscheidung zwischen standardi­sierten und offenen Vorgehensweisen.

Bei ersteren werden die beobachteten Phänomene anhand vorab definierter Regeln in Kategorien oder numerischen Werten zusammengefasst. Video wird genutzt, um Ereignisse aufzuzeichnen und anschließend im Rahmen eines Kodierungsprozesses in distinkte Kategorien zu überführen. Dazu dient ein gemeinsames, detailgenau standardisiertes Interpretationsschema, dessen kor­rekte Anwendung mittels der *Intercoder-Reliability* überprüft wird. Vor allem in der quantifizierenden Sozialforschung zielt die Standardisierung auf die Gewinnung einer Vielzahl vergleichbarer Daten, die sich mittels statistischer Analysen weiter auswerten lassen. Auch dieses Vorgehen beinhaltet offene Interpretationsvorgänge, die sich in der Analyse besonders an eindeutigen oder

8 Bei der Verwendung in der interpretativen Sozialforschung ist hier mit dem Adjektiv *natürlich* die Beobachtung der Konstruktionsleistungen erster Ordnung in Situationen gemeint, die nicht von Forschenden gezielt (als Experiment) hergestellt wurden. Der konstruierte Charakter der Daten bleibt dabei also unbenommen.

überraschenden Phänomenen, noch deutlicher jedoch an der Erstellung der Codes und der Auswertung der Ergebnisse zeigen. Diese standardisierten Verfahren sind insbesondere in der Psychologie weit verbreitet, wo sie in Kombination mit Videoaufzeichnungen aus kontrollierten Experimentsituationen eingesetzt werden.

Diesem Vorgehen gegenüber steht ein stärker offenes Vorgehen, das Einzelfallanalysen und Vergleiche in den Vordergrund stellt. In den Sozialwissenschaften sind diese Verfahren insbesondere in der interpretativen Sozialforschung weit verbreitet (vgl. Tuma/Knoblauch/Schnettler 2013, S. 43-61). Hierbei steht die Analyse von *natürlichen* Situationen im Vordergrund, die Daten stammen also aus der Feldforschung und sind in der Regel keine Medienprodukte (eine Ausnahme bildet beispielsweise die Videohermeneutik, vgl. Raab 2008). Bekannteste Beispiele für interpretative Videoanalyse sind die ethnomethodologische Konversationsanalyse sowie die *Workplace Studies* (vgl. Knoblauch 2000) in den Sozialwissenschaften. Eine andere Variante interpretativer Forschung mit und am Video, die sogenannte Medienproduktanalyse, besteht darin, dass aufgefundene oder von anderen hergestellte visuelle Dokumente auf ihre Sinngehalte ausgewertet werden (von YouTube-Clips bis hin zu Fernsehproduktionen). Solange davon ausgegangen wird, dass diese Videos eine *Wirklichkeit* repräsentieren, folgen auch hier die Forschungen der oben beschriebenen Video-Epistemik (auch in den Varianten der Sozialwissenschaftlichen Hermeneutik oder der Dokumentarischen Methode werden die Sinn Dimensionen rekonstruiert, die in den Videos festgehalten sind); wendet sie sich dem Medium in seiner Eigenlogik zu, so wird aus der Forschungstechnologie vielmehr ein Forschungsobjekt.

Die verschiedenen methodologischen Ansätze sind nicht integriert. Uneinigkeit über die Frage, wie standardisiert oder offen sozialwissenschaftliche Forschung sein sollte, findet sich nicht bloß zwischen Vertretern interpretativer und quantifizierender Forschungslogik, sondern zeigt sich ebenso an den vielfältigen Positionen innerhalb des interpretativen Paradigmas. Es ist jedoch zu beobachten, dass eine solche Vielfalt nicht nur in den Sozialwissenschaften existiert, sondern parallel auch in den vernakularen Verwendungszusammenhängen der Videoanalyse auffindbar ist. Auch hier findet sich der Gegensatz von standardisierenden Verfahren, die auf Abstraktion und große Daten-Aggregate setzen, und der detaillierten Einzelfallanalyse, die gleich einer „Spurensuche“ bzw. „Spurensicherung“ (vgl. Ginzburg 2011; Krämer/Grube/Kogge 2007) einzelne Videos untersucht. Hier wie dort ziehen sich methodologische Gegensätze mitten durch die Felder und werden zum Teil hart ausgefochten. Bei der Verwendung der Videoanalyse im Fußball, deren Technologien wir oben bereits angesprochen haben, werden einige Parallelen besonders deutlich:

Statistisch arbeitende Spielanalytiker treten meist als externe Dienstleister auf und versorgen die jeweiligen Trainer, aber auch Medien und Talent-Scouts

mit standardisierten Ergebnissen auf Basis der Analyse großer Datenbanken, die heute mittels (halb)automatischer Kamerasysteme erstellt werden. Auf der anderen Seite erstellen die in den Vereinen verorteten und taktisch orientierten Videoanalytiker sehr detaillierte, meist visuell dargestellte Rekonstruktionen einzelner „spielrelevanter Ereignisse“ wie etwa gegnerische Tore oder verpasste Chancen. Diese Videoanalysen nutzen dabei nicht primär statistisches bzw. „metrologisches“ Wissen, sondern die Analytiker verfügen über lokale Wissensbestände über „die Spielphilosophie“ der Vereine.

8 Die soziale Struktur sozialwissenschaftlicher Videoanalysegemeinschaften

Die Uneinheitlichkeit des methodologischen Wissens spiegelt sich auch in der fachlichen Ausdifferenzierung der Gemeinschaftsstruktur wider. Heute existiert in den Sozialwissenschaften eine Reihe von mehr oder weniger abgrenzbaren Forschungsgemeinschaften. Sie lassen sich in vier größere Einheiten zusammenfassen.

International etabliert ist vor allem eine Gemeinschaft, die sich als ethnomethodologische Konversationsanalyse bezeichnet und die auch länderübergreifende Institutionen herausgebildet hat (IEMCA). Hier kommen Forschende vor allem aus der Soziologie, der Linguistik und teilweise aus der Human-Computer-Interaction, den Erziehungswissenschaften und Psychologie zusammen. Zusammengefunden haben sich die Fächer zunächst auf der Basis der konversationsanalytischen Analyseverfahren für akustische Aufzeichnungen von gesprochener Sprache; seit den 1980er Jahren hat dann Videotechnik Einzug in die Gemeinschaft gehalten. Einen integrativen Forschungskontext finden die heterogenen Gruppierungen vor allem in den *Workplace Studies*, die durch ihre hohe Anwendungsnähe große Verbreitung erfuhren. Besonders in der soziologischen Disziplin haben Forschende, die sich für ethnomethodologische Konversationsanalysen und die Videographie interessieren, auch eine institutionelle Heimat gefunden (zum Überblick vgl. Ayaß/Meyer 2012; Tuma/Knoblach/Schnettler 2013). In methodologischer und theoretischer Hinsicht kommt es zu Überschneidungen mit Gruppierungen in der Linguistik, die unter dem Label der *Multimodalität* eine Forschungsrichtung vorantreiben, die Kommunikationsprozesse nicht nur als *Sprechen* begreift, sondern sämtliche körperliche und materielle Träger kommunikativen Handelns in ihre Analysen einbeziehen. An dieser Stelle schließen sich die *Gesture Studies* (vgl. Kendon 2004) an, die in der Tradition der Kontextanalyse das nonverbale Ausdrucksvermögen untersuchen. Zwischen diesen Gruppierungen sind die Übergänge fließend, und man kann tatsächlich von einer Gemeinschaft sprechen, die (abgesehen von internen feinen Differenzierungen) neben gemeinsamen For-

schungstechnologien auch ein geteiltes methodologisches Wissen besitzt, das als funktionales Äquivalent des metrologischen Wissens natur- und technikwissenschaftlicher Gemeinschaften dient.

Daneben existieren Forschungsgemeinschaften, deren Mitglieder sich durch ihr Interesse an hochgradig standardisierten und statistischen Verfahren auszeichnen, wobei es kaum zu Überschneidungen mit den oben genannten ethnomethodologischen Gruppierungen kommt. Insbesondere bei groß angelegten Studien im Bereich der Erziehungs- und Bildungswissenschaften (z. B. PISA) findet sich breit angelegtes standardisiertes Kodieren und statistisches Auswerten von Videodaten (vgl. Seidel/Prenzel/Kobarg 2005). Einzelne Projekte überschneiden sich mit dem verhaltenswissenschaftlichen Bereich der Erforschung der Bewegung von Menschenmassen, der sich hauptsächlich aus verhaltensbiologischen Schwarmmodellen, teilweise aus der Psychologie und neuerdings aus der informatischen Umsetzung in Simulationsmodelle speist. Mit anderen Worten: Diese Forschungsgemeinschaften haben sich ebenfalls der Videotechnologie und der darauf basierenden Softwarewerkzeuge bedient, die hauptsächlich in vernakularen Feldern wie der Sportanalyse oder der Marktforschung entwickelt und erprobt wurden. Dabei haben sie die technologischen Angebote jedoch auf eine andere Weise adaptiert als die Vertreter ethnomethodologischer Forschungen.

Ebenfalls mit Videodaten wird in hermeneutischen und nach der Dokumentarischen Methode vorgehenden Gruppen gearbeitet, die jedoch nur selten eigene Aufnahmen herstellen, sondern deren Videoanalysen auf gefundenes Material abzielen. Auch hier stiftet der methodologische Unterschied Grenzziehungen zu anderen Forschungsgemeinschaften, denn der hermeneutische und dokumentarische Blick zielt in der Regel nicht auf die aufgezeichnete Interaktions-Situation, sondern vielmehr auf das jeweilige technisch produzierte Dokument selbst, in das Sinnstrukturen eingeschrieben sind. Diese Forschungsgemeinschaft zeigt daher intellektuelle Überschneidungen, die eher in Richtung der Medien- und Bildwissenschaften weisen.

Eine letzte Tradition lässt sich vor allem international ausmachen. Unter dem Titel der *Visual Sociology* findet sich Forschung, die die Forschungstechnologie nicht als Werkzeug zur Analyse, sondern vielmehr selbst als Ausdrucksmedium nutzt. In enger Verbindung mit der Anthropologie basiert sie auf der Tradition des ethnologischen Films und des Dokumentarfilms. Hier wurde vor dem Hintergrund der *Krise der Repräsentation* begonnen, den scheinbar neutral beobachtenden Blick der Sozialwissenschaften zu hinterfragen und als kolonial zu kritisieren (vgl. Marcus/Fischer 1999). In der Konsequenz geht man in jüngerer Zeit vor allem dazu über, die Beforschten in den Forschungsprozess einzubinden. Diese Vorgehensweise, bei der es explizit nicht mehr um den analytischen Blick, sondern um eine reflektierende Wendung, um ein Brechen der Sehkonventionen in kritischer Intention geht, lehnt die natura-

listische Epistemologie des analytischen Blicks, der ja die *Revolution der Zehntelsekunde* ausmachte, explizit ab.

9 Fazit und Ausblick

Die analytische Perspektive, die wir oben als die Suche nach transversalen Kulturen bestimmt haben, lässt sich erfolgreich im empirischen Feld der Sozialwissenschaften zur Anwendung bringen. In unserer Rekonstruktion haben wir in groben Zügen nachgezeichnet, wie sich sozialwissenschaftliche Videoanalysen als relativ später Ausläufer einer transversalen Entwicklungslinie herauskristallisierten. Die audiovisuellen Aufzeichnungstechnologien gelangten auf dem Weg allmählicher Veralltäglicung über zahlreiche vernakulare Anwendungskontexte in verschiedene sozialwissenschaftliche Forschungsgemeinschaften. Mit anderen Worten: Sozialwissenschaftliche Videoanalysten betätigten sich zwar selten selbst als forschungstechnologische Akteure, die ihre Erfindungen in andere Gruppierungen trugen, jedoch griffen sie bereitwillig videotechnologische Innovationen aus benachbarten Feldern auf. Neben der eingangs erwähnten *Versozialwissenschaftlichung* der Gesellschaft lässt sich wohl auch umgekehrt eine zunehmende (Video-)Technisierung (von Teilen) der Sozialwissenschaften erkennen. Vermutlich stehen die hier beschriebenen Technologien beispielhaft für weitere Entwicklungen, deren Veralltäglicung im heutigen Zeitalter beschleunigter Innovationszyklen allerdings deutlich rasanter abläuft.

In den Wissensgesellschaften der Gegenwart ist der hier skizzierte Prozess technologischer Veralltäglicung, d. h. der Automatisierung und Routinisierung des Gerätegebrauchs, ein zentraler Mechanismus, um wissenschaftlich-technisches Wissen quer zu institutionell abgegrenzten Handlungsfeldern zu disseminieren. Insbesondere die Sozialwissenschaften, denen reflexive Beobachter (z. B. Collins 1994) ein geringes Potenzial zur eigenständigen Entwicklung von Forschungstechnologien bescheinigen, können stark von den Produkten transversaler Kulturen profitieren. Neben der Videoanalyse bieten computergestützte Netzwerkanalysen und Simulationen zusätzliche Beispiele, dass sozialwissenschaftliche Gemeinschaften an forschungstechnologischen Entwicklungen erfolgreich partizipieren. Weitere Fallstudien zur Adaption und Diffusion von Forschungstechnologien in den Sozialwissenschaften, die einen systematischen Vergleich förderlicher und hinderlicher Bedingungen erlauben, stellen ein lohnendes Forschungsziel dar. Unseren Beitrag verstehen wir als ersten Schritt in diese Richtung und als Einladung zu weiteren empirischen Arbeiten.

Schließlich verspricht die Beschäftigung mit transversalen Kulturen auch, zu neuen Lesarten wissenschaftlicher Strukturodynamiken zu gelangen. *Ers-*

tens sollte die gesellschaftliche Dissemination von Forschungstechnologien nicht im Sinne einer *Kolonialisierungsthese* missverstanden werden, also als Unterwerfung von Handlungsfeldern unter ein wie auch immer geartetes technologisches Dispositiv. Dagegen spricht beispielsweise, dass die interpretativen Ansätze sozialwissenschaftlicher Videoanalyse nicht einfach die in die Kamera eingeschriebene positivistische Epistemologie übernommen haben, sondern diese Forschungstechnologie in eigene kommunikative Formen einbetteten und ihr teils neue Bedeutungen hinzufügten. Diese Aufrechterhaltung fachkultureller Erkenntnispraktiken führt zum *zweiten* Punkt. Vor dem Hintergrund der prominenten Modus-2-These, die die verstärkte Entgrenzung von Wissenschaft als gesellschaftliche Entdifferenzierung deutet, bietet das Konzept der transversalen Kultur eine alternative (oder zumindest ergänzende) Lesart. Während die Modus-2-These besagt, dass in der Wissensgesellschaft die Disziplinen ihre Orientierungs- und Kontrollfunktionen in der Forschung einbüßen und dass diese Funktionen durch außerwissenschaftliche Anwendungskontexte übernommen werden (vgl. Gibbons et al. 1994, S. 3–8), lässt sich aus der transversalen Perspektive lediglich eine verstärkte Zirkulation von Forschungstechnologien beobachten. Dies stiftet vielfältige Austausch- und Kommunikationsbeziehungen, was die disziplinären Grenzziehungen zwischen (Sozial-)Wissenschaften und gesellschaftlicher Umwelt zwar durchlässiger macht, doch die institutionelle Ordnung der Wissensproduktion und fachkulturelle Identitäten nicht grundsätzlich auflöst. Transversale Kulturen überschreiten institutionelle Grenzen, lassen aber breite Spielräume für lokale Spezifika.

Literatur

- Apelt, Maja/Möllers, Norma (2011): Wie „intelligente“ Videoüberwachung erforschen? Ein Resümee aus zehn Jahren Forschung zu Videoüberwachung. In: Zeitschrift für Außen- und Sicherheitspolitik 4, H. 4, S. 585–593
- Ariel, Gideon (1974): Method for Biomechanical Analysis of Human Performance. In: Research Quarterly. American Alliance for Health, Physical Education and Recreation 45, H. 1, S. 72–79
- Ayaß, Ruth/Meyer, Christian (Hrsg.) (2012): Sozialität in Slow Motion: Theoretische und empirische Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS
- Bell, Daniel (1975): Die nachindustrielle Gesellschaft. Frankfurt am Main: Campus
- Bergmann, Jörg (1985): Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit. In: Bonß, Wolfgang/Hartmann, Heinz (Hrsg.): Entzauberte Wissenschaft (Soziale Welt, Sonderband 3). Göttingen: Schwartz, S. 299–320
- Bloor, David (1971/1991): Knowledge and Social Imagery. Chicago und London.: University of Chicago Press
- Böhme, Gernot/Stehr, Nico (Hrsg.) (1986): The Knowledge Society. Dordrecht: Reidel
- Brookman, Philip (2010): Eadweard Muybridge. London: Tate Publishing
- Büscher, Monika (2005): Social Life Under the Microscope? In: Sociological Research Online 10, H. 1, S.1–24
- Camic, Charles (2015): Das Verschwinden des „Charakters“: Eine Fallstudie der neuen Ideensoziologie. In: Dayé, Christian/Moebius, Stephan (Hrsg.): Soziologiegeschichte. Wege und Ziele. Berlin: Suhrkamp, S. 308–335

- Camic, Charles/Gross, Neil/Lamont, Michèle (Hrsg.) (2011): *Social Knowledge in the Making*. Chicago: University of Chicago Press
- Collins, Randall (1994): Why the Social Sciences Won't Become High-Consensus, Rapid-Discovery Science. In: *Sociological Forum* 9, H. 2, S. 155–177
- Ekman, Paul/Friesen Wallace V. (2003): *Unmasking the Face: A Guide to Recognizing Emotions from Facial Expressions*. Cambridge: Malor Books
- Engel, Friedrich/Kuper, Gerhard/Bell, Frank (2007): *Zeitschichten: Magnetbandtechnik als Kulturträger - Erfinder-Biographien und Erfindungen - Chronologie der Magnetbandtechnik und ihr Einsatz in der Hörfunk-, Musik-, Film- und Videoproduktion*. Potsdam: Polzer
- Galison, Peter/Stump, David J. (Hrsg.) (1996): *The Disunity of Science: Boundaries, Contexts, and Power*. Stanford: Stanford University Press
- Gibbons, Michael/Limoges, Camille/Nowotny, Helga/Schwartzman, Simon/Scott, Peter/Trow, Martin (1994): *The New Production of Knowledge: The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies*. London: Sage
- Ginzburg, Carlo (2011): *Spurensicherung. Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst*. Berlin: Verlag Klaus Wagenbach
- Gläser, Jochen/Bielick, Jana/Jungmann, Robert/Laudel, Grit/Lettkemann, Eric/Petschick, Grit/Tschida, Ulla (2015): Research Cultures as an Explanatory Factor. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 40, H. 3, S. 327–346
- Grimshaw, Allen D. (1982): Sound-Image Data Records for Research on Social Interaction: Some Questions Answered. In: *Sociological Methods and Research* 11, H. 2, S. 121–144
- Heath, Christian (1986): *Body Movement and Speech in Medical Interaction*. Cambridge: Cambridge University Press
- Joerges, Bernward/Shinn, Terry (2001a): Research-Technology in Historical Perspective: An Attempt at Reconstruction. In: Joerges, Bernward/Shinn, Terry (Hrsg.): *Instrumentation between Science, State and Industry*. Dordrecht und Boston und London: Kluwer Academic Publishers, S. 241–248
- Joerges, Bernward/Shinn, Terry (2001b): A Fresh Look at Instrumentation: An Introduction. In: Joerges, Bernward/Shinn, Terry (Hrsg.): *Instrumentation between Science, State and Industry*. Dordrecht und Boston und London: Kluwer Academic Publishers, S. 1–13
- Kendon, Adam (2004): *Gesture: Visible Action as Utterance*. Cambridge: Cambridge University Press
- Knoblauch, Hubert (2000): *Workplace Studies und Video. Zur Entwicklung der Ethnographie von Technologie und Arbeit*. In: Götz, Irene/Wittel, Andreas (Hrsg.): *Arbeitskulturen im Umbruch. Zur Ethnographie von Arbeit und Organisation*. Münster und New York und München und Berlin: Waxmann, S. 159–173
- Knoblauch, Hubert (2015): *Reflexive Methodologie. Sozialwissenschaftliche Hermeneutik und kommunikatives Handeln*. In: Hitzler, Ronald (Hrsg.): *Hermeneutik als Lebenspraxis*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 117–129
- Knorr Cetina, Karin (1995): *Laborstudien. Der kultursoziologische Ansatz in der Wissenschaftsforschung*. In: Martinsen, Renate (Hrsg.): *Das Auge der Wissenschaft. Zur Emergenz von Realität*. Baden-Baden: Nomos, S. 101–135
- Knorr Cetina, Karin (1999/2002): *Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Krämer, Sybille/Grube, Gernot/Kogge, Werner (2007): *Spur: Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- MacKenzie, Donald A. (2006): *An Engine, Not a Camera: How Financial Models Shape Markets*. Cambridge und London: MIT Press
- Marcus, Georg E./Fischer, Michael M. J. (1999): *Anthropology as Cultural Critique: An Experimental Moment in the Human Sciences*. Chicago: University of Chicago Press
- Mitchell, William J. T. (2005): *What Do Pictures Want?: The Lives and Loves of Images*. Chicago: University of Chicago Press
- Pittinger, Robert E./Hockett, Charles F./Danehy, John J. (1960): *The First Five Minutes: A Sample of Microscopic Interview Analysis*. Ithaca: Paul Martineau

- Raab, Jürgen (2008): Visuelle Wissenssoziologie. Konzepte und Methoden. Konstanz: UVK
- Reichert, Ramón (2007): Im Kino der Humanwissenschaften: Studien zur Medialisierung wissenschaftlichen Wissens. Bielefeld: transcript
- Schnettler, Bernt (2013): Notes on the History and Development of Visual Research Methods. In: *InterDisciplines. Journal of History and Sociology* 4, H. 1, S. 41-74
- Seidel, Tina/Prenzel, Manfred/Kobarg, Mareike (Hrsg.) (2005): How to Run a Video Study. Technical Report of the IPN Video Study. Münster: Waxmann
- Shinn, Terry (2005): New Sources of Radical Innovation: Research-Technologies, Transversality and Distributed Learning in a Post-Industrial Order. In: *Social Science Information* 44, H. 4, S. 731–764
- Shinn, Terry/Joerges, Bernward (2002): The Transverse Science and Technology Culture: Dynamics and Roles of Research-technology. In: *Social Science Information* 41, H. 2, S. 207–251
- Shinn, Terry/Joerges, Bernward (2004): Paradox oder Potenzial. Zur Dynamik heterogener Kooperation. In: Strübing, Jörg/Schulz-Schaeffer, Ingo/Meister, Martin/Gläser, Jochen (Hrsg.): *Kooperation im Niemandsland. Neue Perspektiven auf Zusammenarbeit in Wissenschaft und Technik*. Opladen: Leske + Budrich, S. 77–101
- Tenbruck, Friedrich (1984): *Die unbewältigten Sozialwissenschaften oder die Abschaffung des Menschen*. Graz: Styria
- Tuma, René (2016): *Videoprofis im Alltag – Die kommunikative Vielfalt der Videoanalyse*. Wiesbaden: Springer VS
- Tuma, René/Knoblauch, Hubert/Schnettler, Bernt (2013): *Videographie. Einführung in die interpretative Videoanalyse sozialer Situationen*. Wiesbaden: Springer VS
- Tuma, René/Schnettler, Bernt (2014): *Videographie*. In: Baur, Nina/Blasius, Jörg (Hrsg.): *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 875–886
- Weingart, Peter (2005): *Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft, Medien in der Wissensgesellschaft*. Weilerswist: Velbrück
- Zielinski, Siegfried (2010): *Zur Geschichte des Videorecorders*. Potsdam: Polzer

Interpretationsgruppen oder: Gemeinsam interpretieren als komplexer Kollaborationsprozess

Jo Reichertz und Richard Bettmann

1 Einleitung

Interpretationsgruppen gehören mittlerweile zum Standardrepertoire der qualitativen Sozialforschung. Im engen Sinne ist der Einsatz von Interpretationsgruppen keine Methode wie beispielsweise die Sequenzanalyse, sondern eher ein Mittel oder besser: ein *Medium* zur Erzeugung überzeugender Lesarten von sozialwissenschaftlichen Daten (vgl. Reichertz 2013a, S. 32). Ähnlich wie die Sequenzanalyse ist sie schulenneutral: Eingesetzt wird sie nämlich in der Narrationsanalyse, der Konversationsanalyse, der Tiefenhermeneutik, der Ethnohermeneutik, der Objektiven Hermeneutik, den vielen Spielarten der Grounded Theory, der Diskursanalyse, der dokumentarischen Methode, der hermeneutischen Wissenssoziologie – um nur die bekanntesten zu nennen.

Das Interpretieren in Gruppen ist im Rahmen der universitären Ausbildung der Fächer Soziologie, Soziale Arbeit, Kommunikationswissenschaft, Psychologie, Erziehungswissenschaft und Politikwissenschaft in unterschiedlichen Graden institutionalisiert, z. B. als Forschungswerkstatt, festes Kursangebot oder Workshop. Darüber hinaus spielen Interpretationsgruppen auch in der Lehrerbildung, der Ausbildung von Sozialarbeitern/innen und auch von Kriminalisten/innen eine Rolle (z. B. Giebeler et al. 2008; Ohlhaver/Wernet 1999). Das auf diese Weise kommunikativ generierte sozialwissenschaftliche Wissen über die soziale Welt verbleibt in der Regel nicht innerhalb des wissenschaftlichen Diskurses, sondern findet auch Eingang in andere gesellschaftliche Bereiche, z. B. Politik, Erziehung, Medien und Alltag, und kann dort zur Begründung von Umgestaltungen gesellschaftlicher Wirklichkeit genutzt werden.

Gemeint ist mit dem Begriff „Interpretationsgruppe“ ein soziales Arrangement, unter dem mehrere Wissenschaftler/innen in einem Raum gemeinsam – sowohl im Kampf als auch im Tanz um eine Deutung – über mehrere Stunden hinweg Daten auswerten. So gesehen arbeiten Interpretationsgruppen zum einen daran, eine Deutung der Daten herbeizuführen. Zum zweiten arbeiten sie daran, mit und gegeneinander, in Koalitionen und Konkurrenzen (um Anerkennung, aber auch um Stellen), Lesarten der Daten hervorzubringen und durchzusetzen.

Das Licht der Welt entdeckte diese Datenauswertungsmethode im deutschsprachigen Raum in den späten 1970er Jahren. Mittlerweile haben sich in der gesamten Bundesrepublik – von Bremen über Essen bis Konstanz, von Berlin über Bielefeld bis Frankfurt – unterschiedliche Gruppen mit unterschiedlichen Interpretationsstilen und Kulturen etabliert. In Anbetracht ihrer mannigfaltigen und relativ breiten Verwendung ist es erstaunlich, wie wenig belastbares Wissen uns über die „innere Architektur“ und die „internen Kommunikationsprozesse“ in Interpretationsgruppen trotz ihrer allzu alltäglichen Verwendung vorliegt. Damit scheint der grundlegende Skeptizismus der Wissenschaft die Interpretationsgruppe noch nicht erreicht zu haben. Stattdessen wird sie verhältnismäßig positiv und unreflektiert eingesetzt. Denn bislang wurde noch nicht untersucht, was eigentlich konkret vor sich geht, wenn mehrere Wissenschaftler/innen mit unterschiedlichen (oder auch ähnlichen) methodischen Kompetenzen, kulturellen Orientierungen, theoretischen Schwerpunkten, persönlichen Dispositiven und subjektiven Auffassungsperspektiven zusammenarbeiten und dabei unterschiedliche Perspektiven in Bezug auf eine Großfragestellung oder/bzw. Interpretationsaufgabe im prozessualen Vollzug miteinander in Beziehung setzen. Was geht im Alltag der Forschung innerhalb von Interpretationsgruppen eigentlich vor, und zwar sowohl differenz- als auch emergenztheoretisch motiviert? Hier ist noch erheblich Forschungsarbeit vonnöten.

In Anbetracht dessen wird deutlich, dass es sich bei der Interpretationsgruppe bisher noch um *die* Kollaborations-Black-Box innerhalb der qualitativen Sozialforschung handelt. Dies ist in Anbetracht der radikalen Ausdifferenzierung, Formalisierung und Kanonisierung qualitativer Methoden nicht nur erstaunlich, sondern ebenso beachtlich, denn letztlich gefährdet dieses Nicht-Wissen auch die Bonität der qualitativen Forschung. Denn auch hier gilt: „Wer über die Akte der [gemeinsamen; Anm. der Verf.] Deutung [in Interpretationsgruppen Anm. der Verf.] nichts weiß und sich über ihre Prämissen und Ablaufstrukturen keine Rechenschaftspflicht auferlegt, interpretiert – aus Sicht wissenschaftlicher Überprüfungspflicht – einfältig“ (Soeffner 1989, S. 53) und geht dem qualitativen Postulat nach Selbstreflexivität im Forschungshandeln selbst nur unzureichend, mitunter sogar gar nicht nach. Um dieses „methodische Medium“ des Wissen-Schaffens samt der in diesem Medium ablaufenden kommunikativen Prozesse zu erfassen, muss in Erfahrung gebracht werden, wie Wissen in Interpretationsgruppen aufgebaut, verworfen und behauptet wird.

In diesem Beitrag möchten wir eine wissenssoziologische Forschungsperspektive skizzieren, welche in der Lage sein sollte, die oben angeschnittenen Fragen einer Klärung zuzuführen¹. Um dies zu leisten, werden wir zunächst einen kurzen

1 Die hier vorgestellten Überlegungen verdanken der Zusammenarbeit mit Rolf Haubl, Angela Kühner, Katharina Liebsch und Jan Lohl sehr viel (siehe auch Liebsch/Lohl/Reichertz 2014).

Blick auf die noch recht junge Geschichte dieser Methode im deutschsprachigen Raum werfen (ausführlicher dazu Reichertz 2013a), um dann die von uns favorisierte Forschungsperspektive vorzustellen und zu begründen.

2 Die Geschichte der Interpretationsgruppen im deutschsprachigen Raum

Interpretationsgruppen entdeckten das Licht der Welt im deutschsprachigen Raum in etwa zeitgleich Ende der 1970er Jahre in Bielefeld, Frankfurt am Main und Konstanz. Die, wenn man so will, Bielefelder Variante richtete ihre Arbeitsmethode stark an den Arbeiten von Glaser & Strauss zur Grounded Theory aus, aber auch deutlich an dem Pragmatismus in der Tradition von Mead, Dewey und Pierce, während sich die Frankfurter auf die Transzendentalphilosophie von Apel und Habermas sowie auf die Psychoanalyse von Freud beriefen und die Konstanzer im Spektrum der Ethnomethodologie und der daraus entstandenen Konversationsanalyse einzuordnen sind. Unterschiedlich waren auch ihre Verwendungszwecke. Während sie in Bielefeld, in traditioneller Verbundenheit mit dem Konzept des „forschenden Lernens“ von Strauss, als Orte der akademischen Sozialisation und damit als eine Art „Ausbildungsinstitut“ angesehen wurde, wurde sie in Frankfurt sehr viel zielgerichteter zur Deutung von Daten verwendet.

Für die Etablierung und Nutzung dieses Verfahrens in Bielefeld stehen die Namen Fritz Schütze und Werner Kallmeyer, später auch Gerd Riemann. Sowohl Fritz Schütze als auch Gerd Riemann haben an den Forschungskolloquien von Anselm Strauss in San Francisco teilgenommen und von dort das „forschende Lernen“ mit nach Deutschland gebracht. Später bauten sie dieses Auswertungsinstrument und didaktische Lehrmittel in Kassel weiter aus.

In Frankfurt waren es Ulrich Oevermann, Alfred Lorenzer und Werner Krappmann, die sich für die Interpretationsgruppe als Medium der Datenauswertung einsetzten. Ihr Vorbild waren die Interpretationsgruppen, die der Psychoanalytiker Michael Balint zu Beginn der 1950er Jahre zur Verbesserung der Ärzteausbildung einberufen hat. In diesen Sitzungen wurden aus multiprofessioneller Perspektive Fälle besprochen, diese Besprechungen auf Band aufgezeichnet und transkribiert (vgl. Balint 1977, S. 41).

In Frankfurt vollzog sich dann eine weitere, methodologische Ausdifferenzierung. Während es Lorenzer darum ging, mit der Interpretationsgruppe die Subjektivität des Forschers für die Forschung fruchtbar zu machen, ging es Oevermann darum, diese mittels der Interpretationsgruppe zu überwinden bzw. als Störfaktor auf der Suche nach den objektiven Handlungsstrukturen sukzessive zu eliminieren, um so dann zu den „richtigen“ und damit „objektiven“ Interpretationen zu kommen.

In Konstanz haben sich auf der einen Seite ab 1978 Thomas Luckmann und Jörg Bergmann für dieses Verfahren eingesetzt, auf der anderen Seite aber auch Richard Grathoff und Bruno Hildenbrand. Grathoff hatte Strauss bereits 1975 nach Konstanz eingeladen und dabei sein methodisch-didaktisches Mittel des „forschenden Lernens“ kennen und schätzen gelernt. Zur Begründung dieser Methode bezogen sie sich u. a. auf die phänomenologische Theorietradition von Alfred Schütz und die daraus emergierte, programmatische Umsetzungsvariante in Gestalt der Ethnomethodologie nach Harold Garfinkel.

Thomas Luckmann und Jörg Bergmann, sowie Thomas Eberle aus St. Gallen, waren maßgeblich durch die amerikanischen Konversationsanalytiker beeinflusst. Jörg Bergmann hatte an der UCLA bei Emanuel Schegloff, Gail Jefferson, Anita Pomerantz und Michael Moermann deren Variante der Gruppeninterpretation kennengelernt und nach Deutschland importiert. Hierarchisch waren sie sehr viel deutlicher strukturiert als die Interpretationsgruppen in Bielefeld oder auch in Frankfurt am Main.

Kurz darauf etablierte sich die Interpretationsgruppe auch in Essen (Hans-Georg Soeffner), später in Berlin und Münster (Heiner Legewie, Franz Breuer, Katja Mruck und Günter Mey). Von dort aus trat sie dann über Kassel, Dortmund, Bamberg, München, Göttingen, St. Gallen und Wien ihren Siegeszug an, und zwar sowohl als Datenauswertungsverfahren sowie als „sozialer Ort“ der akademischen Sozialisation (vgl. Reichertz 2013a).

3 Die Funktion und der Mehrwert von Interpretationsgruppen

So unterschiedlich diese Gruppen auch waren und sind, gemein ist ihnen, dass sie alle „[...] ‚belastbares‘ Wissen über das Handeln und die alltäglichen Praktiken von Menschen, über deren Werte, Normen und Kultur, über deren Typisierungen und den Prozess des Typisierens, über deren spezifische Typen, Regeln und Gesetze, kurz: über deren kommunikative Konstruktion der sozialen Welt zu generieren versuchen“ (Reichertz 2013a, S. 13).

Der methodischen Entscheidung, Daten nicht alleine, sondern in einer Gruppe auszuwerten, wohnt der Gedanke inne, dass Daten in einer Interpretationsgruppe wesentlich besser, mit anderen Worten, qualitativ hochwertiger – d. h. kreativer, facettenreicher, mehrdimensionaler usw. – ausgewertet werden können als durch die Perspektive eines einzelnen Interpreten, indem der unhintergehbaren Beschränktheit eines einzelnen Interpreten durch die multiperspektivische Ausdeutung von Daten in einer Interpretationsgruppe und so auch der potentiellen Mannigfaltigkeit von Daten entsprechend begegnet wird. Zudem wird davon ausgegangen, dass die Darstellung und Auswertung der Daten deutlich differenzierter und dichter vollbracht werden kann, dass mehrere Interpreten mehr sehen könnten als ein einzelner und damit multiperspektivisch

errungene Deutungen valider sein (könnten) als monoperspektivische (vgl. Schröder et al. 2012; Reichertz 2013b) und somit dann auch die Validität und Objektivität der so gewonnenen Ergebnisse erhöht werden können (z. B. Pflüger 2013). Implizit ruht damit die Zuversicht in dieses Verfahren auf einer grundlegend positiv gestimmten Einstellung gegenüber der Wirkungskraft von Kommunikation auf.

Auch Strauss hat das Verfahren schon früh als einen kommunikativen Lernprozess aufgefasst (vgl. Strauss 1994), den Haubl in seiner eigenen Beschreibung einer Interpretationsgruppe wie folgt zusammenfasst (2013, S. 16):

„[...] Besprechungen in der Gruppe [können sich; Anm. der Verf.] [...] zu einem gemeinsamen Lernprozess [hin entwickeln; Anm. der Verf.], der das Verständnis überholt, das die individuelle Bearbeitung eines transcripts erreicht hat. Das betrifft vor allem die Frage nach den Stellen, an denen sie gar nichts verstanden haben [...]“.

Andere wiederum verbinden mit dem Einsatz von Interpretationsgruppen die Hoffnung, den Kalibrierungsgrad der bemühten Analysen verbessern zu können. So heißt es bei Riemann beispielsweise, dass

„Die Wirksamkeit zentraler Aktivitäten der Datenanalyse [...] dadurch gesteigert werden [kann; Anm. der Verf.], dass sie sich in der Interaktion einer Arbeitsgruppe [...] entfaltet: man entdeckt mehr im gemeinsamen – mündlichen – Beschreiben von Texten, die Darstellung wird facettenreicher und dichter; und das dialogische Argumentieren – das Behaupten, Bestreiten, Bezweifeln, Begründen und Belegen – führt zu einer Differenzierung und Verdichtung von analytischen Abstraktionen, kontrastiven Vergleichen und theoretischen Modellen“ (Riemann 2011, S. 413).

Eine weitere Gemeinsamkeit betrifft die bereits angedeutete Auffassung über Daten in den Sozialwissenschaften und dort insbesondere im wissenschaftlichen Sinnbezirk der qualitativen Forschung, nämlich dass diese immer komplexe soziale Situationen oder Verlaufskurven abbilden, die in sich bereits eine multiperspektivische und aus verschiedenen Relevanzsystemen zusammengeführte und durch verschiedene Praktiken stabilisierte Innenarchitektur aufweisen, die wiederum aus der Perspektive eines Forschers nur aus einer dafür notwendigerweise unzureichenden, singulären Perspektive – auch in typischer Auffassungsperspektive – erfasst werden könnte. Die Hineinlegung des diskursiven Wissens² eines Forschers in die Deutung eines Datums kann folglich nur dafür sorgen, dass dieses diskursive Wissen bestätigt wird, weil es sich so nur

2 Mit „diskursiven Wissen“ ist i.d.S. jenes Wissen gemeint, das der Interpret sich in gesellschaftlichen und zum Teil auch wissenschaftsfernen Interaktionsprozessen aneignet.

mit dem Datum, nicht aber mit dem diskursiven Wissen und der Perspektivität anderer Wissenschaftler konfrontieren muss. Eine gegenstandssensible Ausdifferenzierung der eigenen Perspektive ist so gesehen nur schwer vorstell- und durchführbar, die Generierung gegenstandsadäquater Deutungen kaum noch denkbar. Dieser Ausdifferenzierungsschwierigkeit soll mit der multiperspektivischen Interpretationsgruppe begegnet werden.

Gleichfalls ist aber auch Kritik an diesem Verfahren laut geworden. Unterstellt wurde beispielsweise eine „Leiter- aber auch Schulendominanz“, die in Interpretationsgruppen nicht wegzudiskutieren sei. Ein weiteres Problem betrifft die kommunikative Konstruktion (vgl. Knoblauch 2017; Reichertz 2017b) der Gruppen selbst. Während die Teilnehmer/innen zusammenkommen, um Daten auszuwerten, konstruieren sie über die interpretative Ausbildung von Figurationsnetzwerken innerhalb der Gruppe nicht selten Arbeitsbündnisse, deren kommunikative Performativität und Konstruktion den Datenauswertungsprozess als kommunikatives Ereignis in den Hintergrund rücken kann und den eigentlichen Zweck der Zusammenkunft in ein anderes Licht stellt.

Trotz der vereinzelt Kritik, die an diesem Verfahren laut wurde, ist die kollaborative Form der Datenauswertung auch durch ihre überwiegend positivistische Aufarbeitung so prominent, dass sie in Bezug auf die Generierung sozialwissenschaftlichen Wissens von einigen bereits als der generelle „academic mode of production“ angesehen wird (vgl. Mauthner/Doucet 2008).

4 Stand der Literatur

Ermittelte Interpretationen gehen in der qualitativen Sozialforschung in wesentlichen Teilen auf die diskursive Interaktion innerhalb von Wissenschaftler/innengemeinschaften zurück (vgl. Reichertz 2013a). Nach welchen expliziten und impliziten Regeln dieser soziale Prozess der Wissensschaffung im Einzelnen organisiert ist, liegt trotz der Wissenschaftssoziologie (z. B. Weingart 2003; 2001; 1976; 1974), den Science and Technology Studies (z. B. Beck/Niewöhner/Sörensen 2012) und den Studies of Work (vgl. Bergmann 2006) weitgehend im Dunkeln. Sicher scheint jedoch zu sein, dass jeder Wissenschaft ein bestimmtes kommunikatives Fundament zu eigen ist (z. B. Mulkay 1979), da die Interpretation der erhobenen Daten wesentlich auf die diskursive Interaktion innerhalb der Gemeinschaft der Wissenschaftler/innen zurückgeht³.

Demnach ergeben sich Interpretationen nicht von selbst, sie emergieren nicht aus den Daten, sondern werden *aktiv* in Auseinandersetzung mit den

3 So z. B. Latour (1987), Knorr Cetina/Mulkay (1983), Bloor/Barnes/Henry (1996), Potter/Wetherell (1987/2005).

Team-Kollegen/innen, mit der scientific community und der Gesellschaft *produziert*. Welche Deutung der Daten sich in einer Arbeitsgruppe schlussendlich durchsetzt, verdankt sich nicht (nur) dem empirisch oder sachlogisch besseren Argument, vielmehr müssen vorgetragene Argumente von den beteiligten Wissenschaftler/innen als logisch und/oder besseres Argument kommunikativ plausibilisiert werden. Die Formen, Inhalte und Ergebnisse dieser kommunikativen Generierung von Wissen sind dabei – so Karin Knorr Cetina – maßgeblich von „transepistemischen“ und „transwissenschaftlichen“ Faktoren (vgl. Knorr Cetina 1984, S. 154 ff.) beeinflusst, z. B. von institutionell verankerter Macht, Konkurrenz, Emotionen, kulturellen Erwartungen, Normen und Zuschreibungen der jeweiligen scientific community. Dies zeigt, dass die beteiligten Wissenschaftler/innen sich zeitgleich in *zwei* epistemischen Welten bewegen: einerseits in der „Welt des Wissens“, in der sie sich als kompetentes Mitglied der scientific community erweisen sollen, andererseits in der „Welt der Macht“, in der sie mit anderen konkurrieren, sich vergleichen und sich hierarchisieren müssen (vgl. Angermüller 2012, S. 716 f.; auch Bourdieu 1989). Die so entstehende Interaktionsdynamik lässt sich in Wissenschaftler/innengruppen weder stillstellen noch eliminieren – sie ist fundamental und maßgeblich verantwortlich für das Ergebnis der gemeinsamen Wissenserzeugung (vgl. Knorr Cetina 1984, S. 290; Keller/Poferl 2014).

Über die konkrete Vollzugswirklichkeit von Kommunikationsprozessen *im Hinblick auf die Entfaltung von Kommunikationsmacht* (vgl. Reichertz 2009) finden sich in der Fachliteratur nur sehr wenige Aussagen. Da soziologische Forschungspraxis bislang nur in Ausnahmefällen Gegenstand der (Wissenschafts-)Forschung war (vgl. Strübing 2005, S. 30; Leahey 2008, S. 36) und der praktische Alltag sozialwissenschaftlicher Gruppeninterpretation lediglich ansatzweise im Rahmen einzelner, kleinerer Analysen betrachtet wurde⁴, fehlt es an systematischem Reflexionswissen über die intersubjektive kommunikative Praxis sozialwissenschaftlichen Interpretierens in Gruppen.

Allerdings ist für die Klärung der oben angesprochenen Fragen eine Reihe von *konversationsanalytisch* arbeitenden Studien grundlegend. So identifizieren etwa Untersuchungen, die *Gruppendiskussionen* (vgl. Pollock 1955; Mangold 1960) analysieren, Strategien der Gesprächsorganisation (z. B. Wolff/Puchta 2007). Sie beziehen sich aber auf die *Produktion von Daten in Diskussions- bzw. Fokusgruppen*, die dann wissenschaftlich ausgewertet werden. Damit sind sie auf einen anderen Gegenstand und demzufolge auch auf andere Aushandlungsprozesse ausgerichtet als ein Ansatz, der die *Praxis wissenschaftlichen*

4 So z. B. Hoffmann/Pokladek (2010), Pflüger (2013), Reichertz (2013a), Meyer/Meier zur Verl (2013), Tuma (2017).

Interpretierens in Gruppen zum Gegenstand hat, weshalb deren Ergebnisse nur sehr eingeschränkt übertragbar sind.

Wichtige Anknüpfungspunkte bieten auch *ethnomethodologische* Betrachtungen der Interaktionsdynamik in sozialwissenschaftlichen Arbeitsgruppen⁵. Insbesondere die Studie von Meyer/Meier zur Verl (2013) ist sehr hilfreich. Hier wurden Videoaufzeichnungen von sozialwissenschaftlichen Interpretationssitzungen im Hinblick auf formale Prinzipien analysiert und eine Reihe von situativen Praktiken des Sinnrekonstruierens identifiziert, die eine gute Basis für weiterführende Studien dieser Art bilden. Stichfeste Antworten und vor allem belastbares Wissen in Bezug auf die oben aufgeworfenen Fragen liefern sie allerdings nicht, da sie die kleinschrittige Analyse ausgewählter, isolierter Interaktionssequenzen dazu nutzen, die Formen und Repertoires der Praktiken der Sinnkonstruktion zu erfassen. Wichtiger scheint uns, die Bedeutung von Situation, Kontext und intersubjektiven Dynamiken in der Interaktion für die schlussendliche Durchsetzung einer Lesart in den Blick zu nehmen. Nur so kann die Entfaltung von Kommunikationsmacht im Prozess der kommunikativen Produktion von gemeinsamen Interpretationen systematisch erfasst und analysiert werden.

Von Interesse sind deshalb einige wissenssoziologisch angelegte Studien – so die von Schröer et al. (2012), die untersucht, wie Multiperspektivität in Interpretationsgruppen aufgebaut werden kann; zudem die von Reichertz (2013a), in der erstmalig eine gesamte Interpretationssitzung dokumentiert und reflektiert wird (vgl. auch Liebsch/Lohl/Reichertz 2014); zudem die Studie von Keller/Poferl (2014), welche grundlegend die Praktiken der Wissensgenerierung in den Blick nimmt, und schlussendlich die Studie von Tuma (2013; 2017), in der die Praxis des gemeinsamen (wissenschaftlichen) Interpretierens von Videos wissenssoziologisch reflektiert wird.

Aus unserer Sicht ist es an der Zeit, die konkreten Ablaufstrukturen und die darin zum Ausdruck kommenden Regeln und Praktiken von Gruppeninterpretationen, sprich: die Vollzugswirklichkeit des Interpretierens aufzudecken, zu analysieren und zu erklären. Nur so sind Einblicke zu gewinnen in die kommunikative Konstruktion sozialwissenschaftlichen Wissens in Interpretationsgruppen – welche eine Sonderform der kommunikativen Konstruktion von Wirklichkeit darstellt (vgl. Keller/Knoblauch/Reichertz 2013; auch Reichertz 2013b; Reichertz/Tuma 2017; Knoblauch 2017; Reichertz/Bettmann 2018). Die so angestrebte Aufhellung der Praxis und der Praktiken der Interpretationsarbeit in Gruppen kann sicherlich nur mit Hilfe einer interdisziplinären Verschränkung verschiedener, für das angestrebte Ziel wesentlicher Perspektiven erfolgen – so z. B. die Einbeziehung einer *psychoanalytischen*, einer *kommuni-*

5 So z. B. Antaki et al. (2008), Tutt/Hindmarsh (2011), Bushnell (2012).

kationssoziologischen und wissenssoziologischen Perspektive. Hier werden wir uns im Weiteren auf die kommunikationssoziologischen Aspekte konzentrieren.

5 Kommunikationsmacht in Gruppen

Die kommunikationssoziologisch relevante Frage nach der Kommunikationsmacht (vgl. Reichertz 2009) in Interpretationsgruppen fokussiert erst einmal allein das interaktive Geschehen in den Gruppen und konzentriert sich auf die Frage, welche kommunikativen Handlungen von den Teilnehmer/innen akzeptiert werden und welche nicht.

Um das Herstellen und Aushandeln von Interpretationen in Interpretationsgruppen rund um die Handlung und Verwandlung von Kommunikationsmacht zu erfassen, muss auch hier grundlegend danach gefragt werden,

„[...] weshalb Menschen, wenn sie (irgendwie) verstanden haben, wozu andere sie mittels Symbolgebrauch bewegen wollen, sich (vermeintlich) allein durch die Symbole bewegen lassen, es auch zu tun. Weshalb bewirken Worte etwas? Wie kann man mit Kommunikation das Handeln anderer beeinflussen? Oder aus der Sicht des Angesprochenen: Weshalb sollte ich den Versuch des Anderen, mich zu beeinflussen, für mich annehmen? Kurz: Wann und weshalb kann Kommunikation bei denen, die vom Kommunizierenden adressiert werden, die von ihm erhofften, erbetenen oder befohlenen Handlungen tatsächlich auslösen? Weshalb wirkt Kommunikation? Der Kommunikationswissenschaft geht es also im Kern stets um die Macht der Kommunikation – genauer: um Kommunikationsmacht. Weshalb ist Kommunikation in der Lage, das zu tun, was sie tut – nämlich Weltentwürfe zu konstituieren, Beziehungen aufzubauen, Identitäten zuzuschreiben oder anzuerkennen, oder kurz: nicht nur über die Beschaffenheit der sozialen Welt zu sprechen oder über deren Besonderheiten zu berichten, sondern diese Wirklichkeit zu erzeugen“ (Reichertz 2009, S. 43).

Damit stellt sich aus dieser Perspektive auch die Frage, wie *Interpretationskompetenz* kommunikativ generiert, verteilt und anerkannt, also wie eine „soziale Ordnung des Interpretierens“ im Interpretationsprozess erzeugt wird (vgl. Reichertz 2013a). Fraglich wird auch, wie durch „doing competence“ ein Feld von Kompetenzen geschaffen wird, in dem jede/r Interpret/in seinen bzw. ihren Platz hat.

„Interpretationskompetenz“ wird hier verstanden als die kommunikativ zugeschriebene Fähigkeit, „gute“ Lesarten zu entwickeln und dann (auf Nachfrage) auch zu begründen. Hat ein Interpret eine Deutung „in die Welt gesetzt“, muss sie von den anderen Interpreten der Gruppe kommunikativ geprüft und anschließend angenommen oder verworfen werden; die Übereinstimmung in der

Einschätzung der Angemessenheit von Interpretationen ist Resultat von Aushandlungsprozessen. In diesen Prozessen kommen einerseits *verschiedene Überzeugungspraktiken* (Evidenzaufweis, logische Konsistenz, rhetorische Figuren, ständiges Wiederholen), andererseits verschiedene Praktiken des *Plausibilisierens* (z. B. Demonstrieren, Nachspielen etc.) zum Einsatz. Zentral für die Durchsetzung einer Lesart ist jedoch die Verteilung von kommunikativ *geschaffener* und kommunikativ *anerkannter Interpretationskompetenz* in der Gruppe (vgl. Reichertz 2013a), also die Positionen der Beteiligten in Bezug auf die Fähigkeit, überzeugende Lesarten zu erschaffen, zu begründen und durchzusetzen.

Weil Interpretationskompetenz permanent zur Disposition steht, wird in jedem Interaktionszug nicht nur ein inhaltlicher Beitrag zur Interpretation geliefert, sondern zugleich in performativen kommunikativen Akten immer auch aufgeführt, welche Position ein Gruppenmitglied für sich reklamiert, in der Wahrnehmung der anderen Gruppenmitglieder einnimmt, welche Position den anderen zugeschrieben wird, und in welcher Beziehung/Relation die jeweiligen Gruppenmitglieder zueinander stehen. Da kommunikativer Austausch in einer Interpretationsgruppe immer auch die Anerkennung von Interpretationskompetenz verhandelt, ist die kommunikative Herstellung und Zuschreibung von Interpretationskompetenz ein bedeutsames Element von Kommunikationsmacht. Über die Fähigkeit und die Verlässlichkeit, gute Lesarten zu entwickeln, wird von allen Beteiligten „Buch geführt“ („Scorekeeping“: Brandom 1994, S. 206 ff.). Als verlässlich werden diejenigen eingeschätzt, denen man zutraut, dass sie eine Lesart auch gut begründen können. Dieses Vertrauen in die Interpretationsfähigkeit erzeugen Akteure kommunikativ in Bezugnahme auf das in der gemeinsamen Interaktionsgeschichte hergestellte Gruppengedächtnis und bringen es als Kredit in jede neue Gruppensitzung ein (vgl. Reichertz 2009, S. 195 ff.; Reichertz 2013a).

Interpretationskompetenz wird einerseits durch bestimmte Praktiken kommunikativen Handelns beansprucht und damit zum Ausdruck gebracht, andererseits durch bestimmte Praktiken kommunikativen Handelns zuerkannt und erkennbar gemacht (z. B. durch explizite zustimmende Bezugnahme auf die Beiträge von anderen). Gegenstand und (im wahrsten Sinne des Wortes) auch Schauplatz der Auseinandersetzung um die Anerkennung von Interpretationskompetenz sind in der Regel *nicht* die Lesarten selbst, sondern die Handlungen, die zu der Verflechtung kommunikativer Handlungen notwendig sind, also z. B. die Klärung der Fragen, wer wen wann unterbrechen darf, wer wie und mit welcher Kraft für die Aufrechterhaltung der Kommunikation Verantwortung übernimmt, wer Deutungen wie mit welcher Durchsetzungskraft explizit einführen kann, wer andere und deren Interpretationskompetenz bewerten darf, wer mit welchen Praktiken für die Erreichung des Kommunikationsziels eintritt, wer wie und mit welchem Erfolg sagen darf, dass die Interpretation am Ziel angelangt ist.

Die hier verfolgte Perspektive nimmt also in den Blick, wie im kommunikativen Wechselspiel vor dem Hintergrund ihrer Interaktionsgeschichte allen Beteiligten Schritt für Schritt von allen Gruppenmitgliedern eine bestimmte Position bezüglich der Interpretationskompetenz aufgeführt, reklamiert, zugeschrieben, zugewiesen und ratifiziert und somit auch Macht aufgebaut und praktiziert wird.

Aber um solche Prozesse zu klären, muss neben der Erhebung, Analyse und erklärenden Darstellung von Interpretationen auch der „soziale Ort“ von Interpretationsgruppen bestimmt werden. Diese finden in der Regel nämlich im Rahmen der Organisation der Hochschule und noch genauer: im Rahmen der Organisation des Lehrgebiets/Instituts statt, wo sie Orte der (auch karriererelevanten) Bewährung und Bewertung sind. Deshalb sind sie objektiv immer auch Assessments. Gemeinsames Interpretieren ist aus dieser Sicht also auch ein Kampf um symbolisches und soziales Kapital. Insofern ist gemeinsam Interpretieren immer auch Konkurrenz gegeneinander, die in der konkreten Interpretationspraxis ihren methodischen Ausdruck findet und entsprechend von Macht- und Machtdemonstrationspraktiken begleitet wird.

Denn auch Interpretationen wachsen nicht von selbst aus den Daten heraus, sondern werden kommunikativ von den Beteiligten in einem sozialen Feld erst geschaffen, vorgetragen, gerechtfertigt und (manchmal auch) ratifiziert. Dieser kommunikative Prozess setzt aber nicht voraussetzungslos an, sondern schließt immer an bestehende Bahnungen an, also an die Geschichte der Gruppe, bestimmte Methoden, Fachdiskussionen und dergleichen, die als Ordnungsbildungselemente des Wissen-Schaffens betrachtet werden können und die letztlich die kommunikative Konstruktion der jeweiligen Kultur des Wissen-Schaffens in den einzelnen Gruppen ausmachen. Zu fragen ist konsequenterweise auch nach den einzelnen Überzeugungs- und Plausibilisierungspraktiken, die eingesetzt werden, um andere von einer Deutung zu überzeugen.

Diese Überzeugungs- und Plausibilisierungspraktiken können sich verbal vollziehen, müssen es aber nicht. Oft werden diese Prozesse vom Blickverhalten, Körperzuwendung, Intonation, Mimik etc. getragen – weshalb es unabdingbar ist, die zu analysierenden Gruppeninterpretationen sorgfältig zu videographieren und detailliert zu transkribieren, um diese nanosozioologischen und damit kommunikationssoziologisch relevanten Aspekte zur Ordnungsbildung (vgl. Reichertz 2017a) in und zur Akquise und Durchsetzung von Interpretationskompetenz in Interpretationsgruppen erfassen und analysieren zu können. Nur wenn es gelingt, die hier nur angedeuteten Prozesse genauer auszuleuchten, wird es möglich sein, über die kommunikativen Konstruktionen wissenschaftlichen Wissens Rechenschaft ablegen zu können.

Literatur

- Angermüller, Johannes (2012): Wissenschaft als Wissen/Macht. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): *Transnationale Vergesellschaftungen*. Band 1. Wiesbaden: Springer VS, S. 707-718
- Antaki, Charles/Biazzi, Michela/Nissen, Anette/Wagner, Johannes (2008): Accounting for Moral Judgments in Academic Talk. The Case of a Conversation Analysis Data Session. In: *Text & Talk* 28, H. 1, S. 1-30
- Balint, Michael (1977): Forschung in der Psychotherapie. In: Balint, Enid/Norell, J. S. (Hrsg.): *Fünf Minuten pro Patient*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 35-57
- Beck, Stefan/Niewöhner, Jörg/Sörensen, Estrid (Hrsg.) (2012): *Science and Technology Studies*. Bielefeld: transcript
- Bergmann, Jörg (2006): Studies of Work. In: Rauner, Felix (Hrsg.): *Handbuch Berufsbildungsforschung*. Bielefeld: Bertelsmann Verlag, S. 639-646
- Bloor, David/Barnes, Barry/Henry, John (1996): *Scientific Knowledge*. Chicago: University Press
- Bourdieu, Pierre (1989): *Satz und Gegensatz*. Berlin: Wagenbach
- Brandom, Robert B. (1994): *Making It Explicit: Reasoning, Representing, and Discursive Commitment*. Cambridge: Harvard University Press
- Bushnell, Cade (2012): Talking the Talk. The Interactional Construction of Community and Identity at Conversation Analytic Data Sessions in Japan. In: *Human Studies* 35, H. 4, S. 583-605
- Giebeler, Cornelia/Fischer, Wolfram/Goblirsch, Martina/Miethe, Ingrid/Riemann, Gerhard (Hrsg.) (2008): *Fallverstehen und Fallstudien*. Opladen: Barbara Budrich
- Haubl, Rolf (2013): Kollegiales Lernen in einer forschenden Interpretationsgruppe. In: Busse, Stefan/ Hausinger, Brigitte (Hrsg.): *Supervisions- und Coachingprozesse erforschen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 222-236
- Hoffmann, Britt/Pokladek, Gerlinde (2010): Das spezielle Arbeitsbündnis in qualitativen Forschungswerkstätten. Merkmale und Schwierigkeiten aus der Perspektive der TeilnehmerInnen. In: *Zeitschrift für Qualitative Forschung* 11, H. 2, S. 197-217
- Keller, Reiner/Knoblach, Hubert/Reichert, Jo (Hrsg.) (2013): *Kommunikativer Konstruktivismus. Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz*. Wiesbaden: Springer VS
- Keller, Reiner/Poferl, Angelika (2014): *Soziologische Wissenskulturen. Zur Generierung wissenschaftlichen Wissens durch die Praxis der Auslegung*. In: Hitzler, Ronald (Hrsg.): *Hermeneutik als Lebenspraxis*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 177-191
- Knoblach, Hubert (2017): *Die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit*. Wiesbaden: Springer VS
- Knorr Cetina, Karin (1984): *Die Fabrikation von Erkenntnis*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Knorr Cetina, Karin/Mulkay, Michael (Hrsg.) (1983): *Science Observed: New Perspectives on the Social Study of Science*. London: Sage Publications
- Latour, Bruno (1987): *Science in Action. How to Follow Scientists and Engineers Through Society*. Cambridge: Harvard University Press
- Leahy, Erin (2008): Methodological Memes and Mores. In: *Annual Review of Sociology* 34, H. 1, S. 33-53
- Liebsch, Katharina/Lohl, Jan/Reichert, Jo (2014): Über das Verstehen des Verstehens in Gruppen. In: Löw, Martina (Hrsg.): *Vielfalt und Zusammenhalt. Verhandlungen des 36. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 2012*. Frankfurt am Main und New York: Campus, o.S.
- Mangold, Werner (1960): *Gegenstand und Methode des Gruppendiskussionsverfahrens*. Aus der Arbeit des Instituts für Sozialforschung. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt
- Mauthner, Natasha S./Doucet, Andrea (2008): „Knowledge Once Divided Can Be Hard to Put Together Again“. An Epistemological Critique of Collaborative and Team-Based Research Practices. In: *Sociology* 42, H. 5, S. 971-985
- Meyer, Christian/Meier zu Verl, Christian (2013): *Hermeneutische Praxis. Eine ethnomethodologische Rekonstruktion sozialwissenschaftlichen Sinnrekonstruierens*. In: *Sozialer Sinn* 14, H. 2, S. 207-234
- Mulkay, Michael J. (1979): *Science and the Sociology of Knowledge*. London: Allen & Unwin

- Ohlhaber, Frank/Wernet, Andreas (Hrsg.) (1999): Schulforschung. Fallanalyse. Lehrerbildung. Opladen: Leske+Budrich
- Pflüger, Jessica (2013): Qualitative Sozialforschung und ihr Kontext: Wissenschaftliche Teamarbeit im internationalen Vergleich. Wiesbaden: Springer VS
- Pollock, Friedrich (1955): Gruppenexperiment. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt
- Potter, Jonathan/Wetherell, Margaret (1987/2005): Discourse and Social Psychology: Beyond Attitudes and Behaviour. London: Sage
- Reichertz, Jo (2009): Kommunikationsmacht. Was ist Kommunikation und was vermag sie? Und weshalb vermag sie das? Wiesbaden: Springer VS
- Reichertz, Jo (2013a): Gemeinsam interpretieren. Die Gruppeninterpretation als kommunikativer Prozess. Wiesbaden: Springer VS
- Reichertz, Jo (2013b): Grundzüge des Kommunikativen Konstruktivismus. In: Keller, Reiner/Knoblach, Hubert/Reichertz, Jo (Hrsg.): Kommunikativer Konstruktivismus. Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz. Wiesbaden: Springer VS, S. 49-68
- Reichertz, Jo (2017a): Neues in der qualitativen und interpretativen Sozialforschung? In: ZQF, 1-2017, S. 71-89
- Reichertz, Jo (2017b): Die Bedeutung des kommunikativen Handelns und der Medien im Kommunikativen Konstruktivismus. In: Themenheft der Zeitschrift Medien & Kommunikationswissenschaft. Baden-Baden: Nomos, S. 252-274.
- Reichertz, Jo/Bettmann, Richard (Hrsg.) (2018): Kommunikation – Medien – Konstruktion. Wiesbaden: Springer VS
- Reichertz, Jo/Tuma, René (Hrsg.) (2017): Der Kommunikative Konstruktivismus bei der Arbeit. Weinheim und Basel: Beltz Juventa
- Riemann, Gerhard (2011): „Grounded theorizing“ als Gespräch – Anmerkungen zu Anselm Strauss, der frühen Chicagoer Soziologie und der Arbeit in Forschungswerkstätten. In: Mey, Günter/Mruck, Katja (Hrsg.): Grounded Theory Reader. Wiesbaden: Springer VS, S. 405-426
- Schröer, Norbert/Bettmann, Richard/Leifeld, Ulrich/Sharma, Anandita (2012): Protointerpretative Horizontverschmelzung: Zur Bildung einer ‚gemeinsamen Mitspielkompetenz‘ in einer multiperspektivischen Interpretengruppe. In: Schröer, Norbert/Hinnenkamp, Volker/Kreher, Simone/Poferl, Angelika (Hrsg.): Lebenswelt und Ethnographie. Essen: Oldib, S. 231-242
- Soeffner, Hans-Georg (1989): Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Strauss, Anselm (1994): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Stuttgart: Fink Verlag
- Strübing, Jörg (2005): Pragmatische Wissenschafts- und Technikforschung. Theorie und Methode. Frankfurt am Main: Campus Verlag
- Tuma, René (2013): Die kommunikative Video-(Re) Konstruktion. In: Keller, Reiner/Knoblach, Hubert/Reichertz, Jo (Hrsg.): Kommunikativer Konstruktivismus. Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz. Wiesbaden: Springer VS, S. 363-382
- Tuma, René (2017): Videoprofis im Alltag. Wiesbaden: Springer VS
- Tutt, Dylan/Hindmarsh, Jon (2011): Reenactments at Work. Demonstrating Conduct in Data Sessions. In: Research on Language & Social Interaction 44, H. 3, S. 211-236
- Weingart, Peter (1974): Wissenschaftssoziologie. 2 Bände. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Weingart, Peter (1976): Wissensproduktion und soziale Struktur. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Weingart, Peter (2001): Die Stunde der Wahrheit. Weilerswist: Velbrück
- Weingart, Peter (2003): Wissenschaftssoziologie. Bielefeld: transcript
- Wolff, Stephan/Puchta, Claudia (2007): Realitäten zur Ansicht. Die Gruppendiskussion als Ort der Datenproduktion. Stuttgart: Lucius & Lucius

Die Autorinnen und Autoren

Richard Bettmann, Dr. phil., Fellow am Kulturwissenschaftlichen Institut (KWI) in Essen.

Eike Emrich, Dr. phil. habil., Professor für Sportökonomie und Sportsoziologie sowie kooptierter Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fakultät für empirische Humanwissenschaften und Wirtschaftswissenschaft der Universität des Saarlandes. Weitere Informationen unter <https://www.uni-saarland.de/lehrstuhl/sportoekonomie/team/leitung.html>

Kornelia Engert, M.A., Mitarbeiterin am Arbeitsbereich Wissen|Bildung|qualitative Methoden, Institut für Soziologie, Johannes Gutenberg Universität Mainz. Weitere Informationen unter <https://wissen.sociologie.uni-mainz.de/engert-2/>

Freya Gassmann, Dr. phil., Soziologin, Akademische Rätin auf Zeit am Lehrstuhl für Sportökonomie und Sportsoziologie an der Fakultät Empirische Humanwissenschaften und Wirtschaftswissenschaft der Universität des Saarlandes. Weitere Informationen unter <https://www.uni-saarland.de/lehrstuhl/sportoekonomie/>

Juliane Haus, Dipl. Soz. tech., wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Bielefeld und Gast in der Abteilung Wissenschaftspolitik am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB). Weitere Informationen unter <https://www.wzb.eu/de/personen/juliane-haus>

Reiner Keller, Dr. phil., Professor für Allgemeine Soziologie an der Philosophisch-Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Augsburg. Weitere Informationen unter <http://www.uni-augsburg.de/keller>

Jasper W. Korte, Dipl.-Soz., Promovierender der Graduate School of Sociology der WWU Münster. Weitere Informationen unter ifs.wwu.de/korte

Gudrun Lachenmann, Dr. rer.soz., Professorin i. R., Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie. Weitere Informationen unter https://ekvv.uni-bielefeld.de/pers_publ/

Alexander Lenger, Dr. rer. pol., Vertretungsprofessor für Wirtschaftswissenschaften und Didaktik der Wirtschaftslehre an der Fakultät für Wirtschaftswissenschaften, Wirtschaftsinformatik und Wirtschaftsrecht der Universität Siegen. Weitere Informationen unter <https://www.sociologie.uni-freiburg.de/personen/lenger>

Eric Lettkemann, Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Fakultät VI der TU Berlin. Weitere Informationen unter https://www.ts.tu-berlin.de/v_menu/mitarbeiter/dr_eric_lettkemann/

Christoph Mautz, M. A., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie der WWU Münster. Weitere Informationen unter <https://ifs.wwu.de/mautz>

Wolfgang Meyer, Dr. phil., Privatdozent für Soziologie an der Fakultät Empirische Humanwissenschaften und Wirtschaftswissenschaft der Universität des Saarlandes und stellvertretender Leiter des Centrums für Evaluation (CEval). Weitere Informationen unter <http://www.ceval.de>

Moritz Mutter, M. A., war bis 2017 wissenschaftlicher Mitarbeiter im interdisziplinären Forschungsprojekt „The Principle of Disruption“ an der Universität Siegen und der Technischen Universität Dresden. Weitere Informationen unter www.principleofdisruption.eu.

Oliver Neun, Dr. phil., Privatdozent für Soziologie an der Universität Kassel. Weitere Informationen unter <https://www.uni-kassel.de/fb05/fachgruppen/soziologie/lehrbeauftragte.html>

Danny Otto, M. A., Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Fakultät für Sozialwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum. Weitere Informationen unter <http://www.sowi.rub.de/sozsug/otto.html.de>

Angelika Poferl, Dr. phil., Professorin für Allgemeine Soziologie an der Fakultät Erziehungswissenschaft, Psychologie und Soziologie der TU Dortmund. Weitere Informationen unter <http://allgemeine-soziologie.tu-dortmund.de>

Jo Reichertz, Prof. Dr. em., Senior Fellow und Leiter des Projektbereichs „Kulturen der Kommunikation“ am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen (KWI). Weitere Informationen unter <http://www.kulturwissenschaften.de/home/profil-jreichertz.html>

Tobias Rieder, M.A., Persönlicher Referent des Senators für Kultur und Europa des Landes Berlin. Weitere Informationen unter <https://www.berlin.de/sen/kulteu/ueberuns/leitung/>

Christian Schneickert, Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie/Makrosoziologie der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Weitere Informationen unter: <http://www.isoz.ovgu.de/Schneickert>

René Tuma, Dr. phil., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie der TU Berlin. Weitere Informationen unter https://www.as.tu-berlin.de/v_menu/mitarbeiterinnen/dr_rene_tuma/

Anne-Marie Weist, Doktorandin an der Professur für Wissenschaftsforschung der ETH Zürich und wissenschaftliche Mitarbeiterin an der FH Bern. Weitere Informationen unter <http://www.wiss.ethz.ch/projekte/aktuelle-projekte/projekte-anne-marie-weist.html>

Dorothee Wilm, M.A., Fachbereich Wirtschaft und Gesundheit, FH Bielefeld, Promovierende an der Bielefeld Graduate School in History and Sociology. Weitere Informationen unter http://www.uni-bielefeld.de/bghs/Personen/Promovierende/profile/dorothee_wilm.html



Ludger Pries
Soziologie
Schlüsselbegriffe · Herangehens-
weisen · Perspektiven
3. Aufl. 2017, 286 Seiten, broschiert
ISBN: 978-3-7799-3694-7
Auch als **E-BOOK** erhältlich

Aus den drei Perspektiven soziales Handeln, soziale Ordnungen und sozialer Wandel sowie aus den drei Herangehensweisen vom Individuum, von der Gesellschaft und von sozialen Verflechtungszusammenhängen aus führt das Buch durch die systematische Vorstellung und Diskussion soziologischer Schlüsselbegriffe in das Fach ein. Jedes der dreizehn Kapitel beginnt mit einem konkreten Beispiel, anhand dessen jeweils soziologische Hauptbegriffe, wichtige Autoren und – in einem ersten Überblick – paradigmatische Betrachtungsweisen vorgestellt werden.